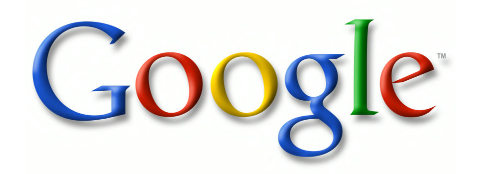
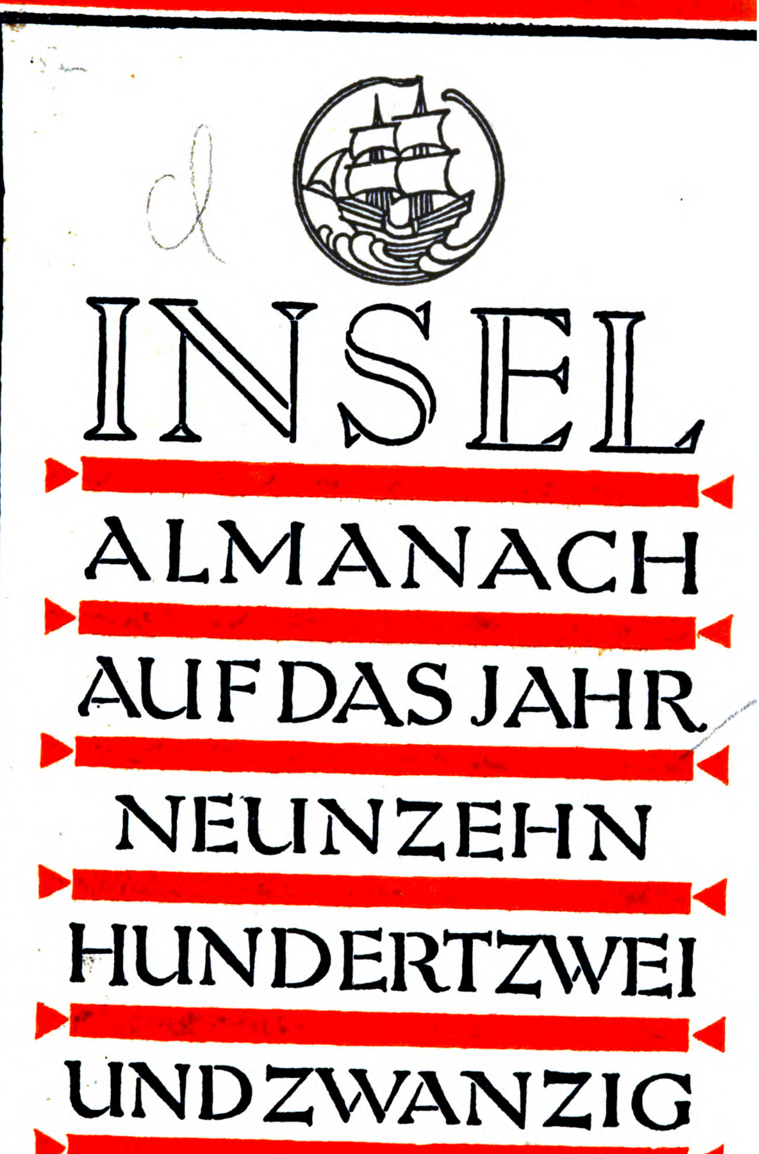



Princeton University Library
32101 076459310




INSEL
ALMANACH
AUF DAS JAHR
NEUNZEHN
HUNDERTZWEI
UNDZWANZIG

Insel=Almanach

auf das Jahr

1922



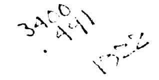
Im Insel=Verlag zu Leipzig

Kalendarium
für das Jahr 1922

Laßt fahren hin das Allzuflüchtige!
Ihr sucht bei ihm vergebens Rat:
in dem Vergangnen lebt das Tüchtige,
verewigt sich in schöner Tat.

Und so gewinnt sich das Lebendige
durch Folg' aus Folge neue Kraft;
denn die Gesinnung, die beständige,
sie macht allein den Menschen dauerhaft.

Goethe



	Januar		Februar		März
1	Neujahr	1	Mittwoch	1	Mittwoch
2	Montag	2	Donnerstag	2	Donnerstag
3	Dienstag	3	Freitag	3	Freitag
4	Mittwoch	4	Sonnabend	4	Sonnabend
5	Donnerstag	5	Sonntag ☽	5	Sonntag
6	Freitag ☽	6	Montag	6	Montag ☽
7	Sonnabend	7	Dienstag	7	Dienstag
8	Sonntag	8	Mittwoch	8	Mittwoch
9	Montag	9	Donnerstag	9	Donnerstag
10	Dienstag	10	Freitag	10	Freitag
11	Mittwoch	11	Sonnabend	11	Sonnabend
12	Donnerstag	12	Sonntag ○	12	Sonntag
13	Freitag ○	13	Montag	13	Montag ○
14	Sonnabend	14	Dienstag	14	Dienstag
15	Sonntag	15	Mittwoch	15	Mittwoch
16	Montag	16	Donnerstag	16	Donnerstag
17	Dienstag	17	Freitag	17	Freitag
18	Mittwoch	18	Sonnabend ☾	18	Sonnabend
19	Donnerstag	19	Sonntag	19	Sonntag
20	Freitag ☾	20	Montag	20	Montag ☾
21	Sonnabend	21	Dienstag	21	Dienstag
22	Sonntag	22	Mittwoch	22	Mittwoch
23	Montag	23	Donnerstag	23	Donnerstag
24	Dienstag	24	Freitag	24	Freitag
25	Mittwoch	25	Sonnabend	25	Sonnabend
26	Donnerstag	26	Sonntag ●	26	Sonntag
27	Freitag	27	Montag	27	Montag
28	Sonnabend ●	28	Dienstag	28	Dienstag ●
29	Sonntag			29	Mittwoch
30	Montag			30	Donnerstag
31	Dienstag			31	Freitag

April		Mai		Juni	
1	Sonnabend	1	Montag	1	Donnerstag
2	Sonntag	2	Dienstag	2	Freitag ☽
3	Montag	3	Mittwoch	3	Sonnabend
4	Dienstag	4	Donnerstag ☽	4	Pfingstfest
5	Mittwoch ☽	5	Freitag	5	Pfingstmontag
6	Donnerstag	6	Sonnabend	6	Dienstag
7	Freitag	7	Sonntag	7	Mittwoch
8	Sonnabend	8	Montag	8	Donnerstag
9	Sonntag	9	Dienstag	9	Freitag ○
10	Montag	10	Mittwoch	10	Sonnabend
11	Dienstag ○	11	Donnerstag ○	11	Sonntag
12	Mittwoch	12	Freitag	12	Montag
13	Donnerstag	13	Sonnabend	13	Dienstag
14	Freitag	14	Sonntag	14	Mittwoch
15	Sonnabend	15	Montag	15	Donnerstag
16	Osterfest	16	Dienstag	16	Freitag
17	Ostermontag	17	Mittwoch	17	Sonnabend ☾
18	Dienstag	18	Donnerstag ☾	18	Sonntag
19	Mittwoch ☾	19	Freitag	19	Montag
20	Donnerstag	20	Sonnabend	20	Dienstag
21	Freitag	21	Sonntag	21	Mittwoch
22	Sonnabend	22	Montag	22	Donnerstag
23	Sonntag	23	Dienstag	23	Freitag
24	Montag	24	Mittwoch	24	Sonnabend
25	Dienstag	25	Donnerstag	25	Sonntag ●
26	Mittwoch	26	Freitag ●	26	Montag
27	Donnerstag ●	27	Sonnabend	27	Dienstag
28	Freitag	28	Sonntag	28	Mittwoch
29	Sonnabend	29	Montag	29	Donnerstag
30	Sonntag	30	Dienstag	30	Freitag
		31	Mittwoch		

Juli		August		September	
1	Sonnabend ☽	1	Dienstag	1	Freitag
2	Sonntag	2	Mittwoch	2	Sonnabend
3	Montag	3	Donnerstag	3	Sonntag
4	Dienstag	4	Freitag	4	Montag
5	Mittwoch	5	Sonnabend	5	Dienstag
6	Donnerstag	6	Sonntag	6	Mittwoch ☺
7	Freitag	7	Montag ☺	7	Donnerstag
8	Sonnabend	8	Dienstag	8	Freitag
9	Sonntag ☺	9	Mittwoch	9	Sonnabend
10	Montag	10	Donnerstag	10	Sonntag
11	Dienstag	11	Freitag	11	Montag
12	Mittwoch	12	Sonnabend	12	Dienstag
13	Donnerstag	13	Sonntag	13	Mittwoch
14	Freitag	14	Montag	14	Donnerstag ☾
15	Sonnabend	15	Dienstag ☾	15	Freitag
16	Sonntag	16	Mittwoch	16	Sonnabend
17	Montag ☾	17	Donnerstag	17	Sonntag
18	Dienstag	18	Freitag	18	Montag
19	Mittwoch	19	Sonnabend	19	Dienstag
20	Donnerstag	20	Sonntag	20	Mittwoch
21	Freitag	21	Montag	21	Donnerstag ●
22	Sonnabend	22	Dienstag ●	22	Freitag
23	Sonntag	23	Mittwoch	23	Sonnabend
24	Montag ●	24	Donnerstag	24	Sonntag
25	Dienstag	25	Freitag	25	Montag
26	Mittwoch	26	Sonnabend	26	Dienstag
27	Donnerstag	27	Sonntag	27	Mittwoch ☽
28	Freitag	28	Montag	28	Donnerstag
29	Sonnabend	29	Dienstag ☽	29	Freitag
30	Sonntag	30	Mittwoch	30	Sonnabend
31	Montag ☽	31	Donnerstag		

Oktober		November		Dezember	
1	Sonntag	1	Mittwoch	1	Freitag
2	Montag	2	Donnerstag	2	Sonnabend
3	Dienstag	3	Freitag	3	Sonntag
4	Mittwoch	4	Sonnabend ○	4	Montag ○
5	Donnerstag	5	Sonntag	5	Dienstag
6	Freitag ○	6	Montag	6	Mittwoch
7	Sonnabend	7	Dienstag	7	Donnerstag
8	Sonntag	8	Mittwoch	8	Freitag
9	Montag	9	Donnerstag	9	Sonnabend
10	Dienstag	10	Freitag	10	Sonntag
11	Mittwoch	11	Sonnabend	11	Montag ☾
12	Donnerstag	12	Sonntag ☾	12	Dienstag
13	Freitag ☾	13	Montag	13	Mittwoch
14	Sonnabend	14	Dienstag	14	Donnerstag
15	Sonntag	15	Mittwoch	15	Freitag
16	Montag	16	Donnerstag	16	Sonnabend
17	Dienstag	17	Freitag	17	Sonntag
18	Mittwoch	18	Sonnabend	18	Montag ●
19	Donnerstag	19	Sonntag ●	19	Dienstag
20	Freitag ●	20	Montag	20	Mittwoch
21	Sonnabend	21	Dienstag	21	Donnerstag
22	Sonntag	22	Mittwoch	22	Freitag
23	Montag	23	Donnerstag	23	Sonnabend
24	Dienstag	24	Freitag	24	Sonntag
25	Mittwoch	25	Sonnabend	25	Heil. Christf.
26	Donnerstag	26	Sonntag ☽	26	2. Christtag ☽
27	Freitag ☽	27	Montag	27	Mittwoch
28	Sonnabend	28	Dienstag	28	Donnerstag
29	Sonntag	29	Mittwoch	29	Freitag
30	Montag	30	Donnerstag	30	Sonnabend
31	Dienstag			31	Sonntag

Höre den Rat, den die Leier tönt;
doch er nutzet nur, wenn du fähig bist.
Das glücklichste Wort, es wird verhöhnt,
wenn der Hörer ein Schiefohr ist.

„Was tönt denn die Leier?“ Sie tönet laut:
Die schönste, das ist nicht die beste Braut;
doch wenn wir dich unter uns zählen sollen,
so mußt du das Schönste, das Beste wollen.

Goethe

Johann Georg Hamann: Gedanken

Mein Name möge niemals zunftmäßig werden, wenn ich meine Tage den göttlich schönen Pflichten der Dunkelheit und Freundschaft weihen kann. Diese ist bisher mein Glück, mein Verdienst, mein Schutzgeist, und durch sie meine Entfernung für die Vergessenheit, meine Gegenwart für den Überdruß meiner Freunde sicher gewesen. Ihre Einsichten und Gesinnungen sind die einzigen Güter, auf deren gemeinschaftlichen Besitz ich mir erlauben will eigennützig und eifersüchtig zu sein.

*

Genie ist eine Dornenkrone und der Geschmack ein Purpurmantel, der einen zerfleischten Rücken deckt.

*

Für meinen eigensinnigen Geschmack gibt es keine Schönheit ohne Wahrheit, Güte und Größe, und meine überspannte Einbildungskraft (denkt sich) unter jeder Schminke des Witzes und guten Tones eine sieche, gelbe, ekle Haut, die mein ganzes Gefühl empört.

*

Die Wahrheit wollte sich von Straßenräubern nicht zu nahe kommen lassen; sie trug Kleid auf Kleid, daß man zweifelte, ihren Leib zu finden. Wie erschraken sie, da sie ihren Willen hatten und das schreckliche Gespenst, die Wahrheit, vor sich sahen!

*

Die Wahrheit macht uns frei, nicht ihre Nachahmung, sondern ein sympathetisches, lebendiges Gefühl, das unsern Worten und Handlungen zugrunde liegen muß.

*

Die Selbsterkenntnis ist die schwerste und höchste, die leichteste und ekelhafteste Naturgeschichte, Philosophie und Poesie.

*

Ich hab es bis zum Ekel und Überdruß wiederholt, daß es den Philosophen wie den Juden geht und beide nicht wissen, weder was Vernunft noch was Gesetz ist, wozu sie gegeben: zur Erkenntnis der Sünde und Unwissenheit, nicht der Gnade und Wahrheit, die geschichtlich offenbart werden muß und sich nicht ergrübeln noch ererben noch erwerben läßt. –

*

Gesetz und Propheten gehen auf Leidenschaft von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften – auf Liebe. Über die deutlichen Begriffe werden die Gerichte kalt und verlieren den Geschmack. Doch Sie[1] wissen es schon, daß ich ebenso von der Vernunft denke, wie St. Paulus vom ganzen Gesetz und seiner Schulgerechtigkeit – ihr nichts als Erkenntnis des Irrtums zutraue, aber sie für keinen Weg zur Wahrheit und zum Leben halte. Der letzte Zweck des Forschers ist, nach Ihrem eigenen Geständnisse, was sich nicht erklären, nicht in deutliche Begriffe zwingen läßt – und folglich nicht zum Ressort der Vernunft gehört. –

*

Es gehört zur Einheit der göttlichen Offenbarung, daß der Geist Gottes sich durch den Menschengriffel der heiligen Männer, die von ihm getrieben worden, sich ebenso erniedrigt und seiner Majestät entäußert als der Sohn Gottes durch die Knechtsgestalt, und wie die ganze Schöpfung ein Werk der höchsten Demut ist. Den allein weisen Gott in der Natur bloß bewundern, ist vielleicht eine ähnliche Beleidigung mit dem Schimpf, den

---

[1] Friedrich Heinrich Jacobi

man einem vernünftigen Mann erweist, dessen Wert nach seinem Rock der Pöbel schätzt.

*

Eine Welt ohne Gott ist ein Mensch ohne Kopf – ohne Herz, ohne Eingeweide, ohne Zeugungsteile.

*

Das höchste Wesen ist im eigentlichsten Verstande ein Individuum, das nach keinem andern Maßstabe, als den es selbst gibt, und nicht nach willkürlichen Voraussetzungen unseres Vorwitzes und unserer naseweisen Unwissenheit gedacht oder eingebildet werden kann. Das Dasein der kleinsten Sache beruht auf unmittelbarem Eindruck, nicht auf Schlüssen. Das Unendliche ist ein Abgrund. Alles Endliche ist begrenzt und kann durch einen Umriß bezeichnet werden. Eine höhere Liebe scheint uns Grausamkeit. Der den Sohn seines Wohlgefallens durch Leiden vollkommen gemacht, hat eben diese Kreuzestaufe nötig, um die Schlacken der Naturgaben, die er nicht als ein Eigentum zu Ihrem[1] eigenen willkürlichen Gebrauche von Ihnen verschleudert wissen will, zu seinem Dienste, zu seiner Ehre, zu Ihrem Frieden und Gewinn zu läutern. Dem Himmel sei Dank, daß es hoch über den Sternen ein Wesen gibt, das von sich sagen kann: Ich bin, der ich bin. – Alles unter dem Monde sei wandelbar und wetterwendisch. –

Aus den in der Sammlung „Der Dom" von Karl Widmaier herausgegebenen „Schriften" des „Magus im Norden".

---

[1] Joh. Gottlieb Steudel

Georg Munk: Die Begegnungen Ridderts, des Edelmanns

Unweit Nivelles, nicht fern der klösterlichen Burg Gertraudens der seligen Nonne, lebte ein junger Edelmann mit Namen Riddert. Er war derart beschaffen, daß noch das stumpfste Herz ihm nicht unbewegt zu begegnen vermochte. Jedes traf er so in die Mitte seines Lebens, daß es in Liebe oder Haß an ihm entbrennen mußte.

In seiner Jugend noch waren seine Eltern ihm gestorben, der Vater in einem Streit zwischen den Edlen seines Landes, die Mutter ohne körperliches Siechtum bald nach ihm, einer Traumwandlerin gleich, dem sinkenden Liebesstern ins Dunkle nachgleitend.

Ein zarter Knabe, blieb er verwaist zurück, der Sorgfalt der Anverwandten und Diener überlassen. Bald aber überflügelte er unkennbar und unzähmbar seine Lebensjahre, und keiner mehr hatte Macht über den jählings und stark an Leib und Seele wachsenden Knaben, so daß sie gewähren ließen, was sie nicht aufzuhalten vermochten. Allzufrüh war derart die Welt in seinen Schoß gefallen, von ungestümen Kinderhänden war die Rätselfrucht umspannt, nach Kinderart hatte er zum Überdruß bald von ihr genossen, sie ward ihm schal, ehe er ihr reif war. Sein Hunger blieb ungestillt, und wie sein Ekel wuchs sein Begehren.

Im Schwanken früher Jugendtage ließ er die Heimat, um im reichen Draußen zu suchen, was nach seinem Meinen nur die knappe Nähe geizig wehrte. Er folgte dem Frankenkönig, der die Völker des Abendlandes sich zwang, durch alle Striche zwischen den grenzenden Meeren, aber die Ferne mochte ihm nicht günstiger sein als die gescholtene Heimat.

Trug er nach seiner Rückkehr die Not tief in sich hineingezwungen, so verriet sie sich doch in einer wunderlichen Spaltung seines Wesens und in einer schlecht verhehlten Unrast. Zu Zeiten verbrachte er Wochen grüblerisch einsam in einer entlegenen Kammer in sich gekehrt und war mit Mühe zu bewegen, daß er sein knappstes Bedürfen an Nahrung stille. Zu andern schweifte er Tage und Nächte in seinen Wäldern und an den schilfigen Wasserläufen hin, verkroch wie ein Tier zur Rast sich in Busch und Höhle, kam braunhäutig und verfallen heim, verschlief dann andere Wochen, in denen er kaum das Licht des Tages sah. Dann wiederum folgten Zeiten, in denen er Zecher und Frauensvolk aus den Städten in dasselbe Haus schleppte, das seines Vaters gelassenes Wirken und die wehmütige Klarheit seiner trauernden Mutter gekannt hatte und nun unter tobenden Festen und schriller Ausgelassenheit in Stein und Balken bebte.

Wilder als der verwegenste seiner Gesellen, überschrie er das Getöse, bis er es so sehr überdrüssig wurde, daß er das Gesindel auseinandertrieb, vom Ekel wie vom Schweiß des Todes überzogen sich in einem Winkel verkroch oder in die Wildnis verschwand.

Auf den langen Wanderwegen längs der Wirrnis von Wasserläufen, die das Land durchquerten, oder auf dumpfen Waldsteigen geschah es zuweilen, seit Riddert aus der Ferne sich wieder heimgefunden hatte, daß ein Fremder sich ihm zugesellte, aus dem Schilf aufsteigend, aus dem Gebüsch hervortretend.

Es war immer der nämliche, der Riddert da begegnete, und schien doch immer ein andrer, verschieden wie Tag und Stunde, da er auftauchte. Im Augenblick der ersten Begegnung war es Riddert gewesen, als steige er da vor sich selbst auf, sich selbst ein Augenschein geworden, und ein Schreck war durch sein Herz wie ein schmerzhafter Riß gefahren. Doch indem er seinen Ge-

sellen ins Auge faßte, kam der ihm mehr aus Schein und Dunst gewoben vor, denn aus Fleisch und Bein gestaltet wie er selbst. Er war ihm vertraut wie Urgesicht im Schoß der Mutter; als Kind mochte er ahnend ihn erträumt haben in ängstlichen Nächten. War er nicht wie ein Spiegel, in dem man unverhofft und so zum eignen Schauder sich erblickt?

Bald aber gewöhnte Riddert an die Erscheinung sich so sehr, daß sie ihm wurde wie sein Schatten, der sichtbar zuweilen, zuweilen verschwunden ist. Wie hergestobner Nebel, trübdunstig an den Tagen seiner Schwermut, glitt der Fremde ihm zur Seite, an Tagen hellen Herzens aber schritt er funkelnd neben ihm. Zuweilen war sein Kleid von fahlem Gelb wie verstobne Blätter, zuweilen grün mit eingesprengtem Gold, wie von zierlichem Getier, das Riddert im Glutgestein brennender Südländer gekannt hatte. Immer aber schien ihm das Gewand seines Geleitsmanns wie Rinde, Fell oder Gefieder seinem Körper zu entwachsen und eins mit ihm zu sein, und auch darin schien er einem Vogelwesen ihm verwandt, daß seine Schultern etwas Abgebrochnes wiesen, als ob Schwingen, die aus ihnen hervorwachsen sollten, verstümmelt seien. Viele Stunden seines Tages fand er die Erscheinung sich zur Seite, bald fremd nicht mehr, vielmehr wie ein Teil seiner selbst.

Bald vernahm Riddert zu dem Gesellen sich reden, als spräche einer aus ihm zu sich selbst. Das Wesen war seinem Wort Ohr, gab ihm lautlose Antwort, und Riddert in schwindelnder Verwirrung wußte alsbald nicht mehr zu scheiden, wer offenbarte und wer lauschte. Verschwiegenster Grund drängte auf seine Lippen. Was tief unten brannte, loderte aus seinem Mund, was ihn aus der Heimat fort- und wieder in sie zurückgetrieben hatte, entstürzte seiner Seele, was ihn sonst in Dumpfheit bannte oder rastlos durch Wald und Ried jagte.

Der Zuhörer reckte sich wachsend über sich selbst. Seine Augen vertieften ihren rötlichen Glanz, als nähre Ridderts Bekennen ihr Licht, und mehr und mehr wars, als wüchse er aus schemenhafter Ungewißheit in leiblichen Bestand wie Riddert selbst.

Schaudernd fühlte dieser mit gleich mächtiger Gewalt an des Fremden Wesen sich hingerissen und von ihm gestoßen. Glühender Antrieb zwang ihn an die fremde Hand sich zu klammern, doch die seine, schon erhoben, die andere zu suchen, sank matt nieder; an das geschwisterlich unbekannte Herz zu sinken, begehrten alle Geister seines Lebens und verstummten doch in Todesstarre, wandte er sein Auge nur dem Begleiter zu. Furcht gewann Macht über sein eignes zwiegespaltnes Herz, wuchs, wurde riesenhaft, trieb zur Flucht. Aber lahm weigerte jedes Glied den Dienst, gebannt in den Takt gleichen Schrittes mit dem Fremden.

„Wer bist du mir?“ stieß er endlich aus so wunder Kehle hervor, daß ihm war, als müsse mit den Worten ein roter Strom aus seinem zerrißnen Halse strömen.

„Du bin ich dir,“ hauchte der andre, „nicht wie du wähnst, Teil von dir, von dir gespeist, du bin ich ganz, mehr als du. Also, daß ich mit dir nicht einging in der Stunde deiner Geburt, und geschieden von dem, was dein Leib umgrenzt, doch eins und mit dir, dir folge, dir verbunden bin. Mich suchst du, mich entbehrst du, ich schwinde hin, indes du suchst; wie ungespeister Docht ins Dunkel lischt, macht dein Entbehren mich vergehn. Du hungerst nach mir, davon ich schwinde, du dürstest, davon ich dorre, was uns trennt, die Hülle wirf hin, laß uns ineinanderstürzen ins Eins, das war, bevor du und ich waren, ehe irdische Gestalt dich von mir lockte in den Schein, uns beiden zu leidvoller Trennung.“

„Weiche!“ schrie Riddert; „leid bin ich mir allzu tief, Mangel ist mein Grund, nach Vollendung steht mein Sinn. Daß ich dich erkannt habe, Abgrund bist du, Hunger, leerer Wunsch in Ewigkeit. Da du darbst in meinem Darben, wie magst du mir Erfüllung sein?“

Riddert wandte, von Schaudern gerüttelt wie einer, der von unsicherm Stand in Tiefen starrte, sich zur Eile, dem Begleiter zu entfliehen. Wie Bleigewicht hing es an seinen Füßen, so daß er mühselig sich kaum von hinnen schleppte. Als er mit seitlich gewendetem Blick nach dem Verfolger ausspähte, war der verschwunden, als hätte die Luft ihn eingesogen.

Hinter ihm aus der Dämmerung aber raunte eine Stimme ihm nach: „Immer, wann du nach mir begehrst, bin ich dir bereit. In der Linde zuhöchst über all deinem Land hause ich dir; hast du der Welt die letzte Bitterkeit abgerungen, dann bist du mir reif, lang säume du uns nicht mehr.“

Als im Morgenzwielicht nach verirrter Nacht Riddert heimkehrte, überfiel ihn Fieber und fesselte seinen Leib für lange Wochen. Von Stimmen und Gesichten heimgesucht, Opfer und Geselle heimlicher Mächte, völlig in sich gewendet und abgeschieden, Ärzten, Freunden und Dienern ohne Zugang, brannte er in umschmelzenden Feuern, so daß er mit erneuter Seele, an Leib und Angesicht verwandelt, sich vom Lager erhob.

Nicht lange nach seiner Genesung verließ er sein Haus und galt wie vordem den Seinen als verloren in der Welt. Er aber lebte in einer nahen Stadt im Hause eines alten Priesters. Dieser war vor Jahren fremd an den Ort gekommen, keiner wußte um seine Herkunft. Er hauste entlegen neben einer halbvergeßnen Kirche. Die Menschen mieden ihn und seine Stätte, denn er war des Umgangs mit Geistern verdächtig und wirkte nach der Meinung der Leute mit heimlichem Element. In seiner

kümmerlicher Behausung vergraben, brachte Riddert ein Jahr seines Lebens mit ihm hin, schwermütigen Wallungen preisgegeben, am Tage Schrift und Zeichen erforschend, des Nachts vom Turm der nahen Kirche im Lauf der Gestirne Weg und Deutung suchend. Als seine Zeit um war, entließ der Alte seinen Schüler, und zum Abschied gab er ihm die Worte: „Eine Jungfrau am Wege wird mit ihren Händen das Tor dir auftun."

Riddert zog seiner Heimat zu ohne Hast, in dumpfem Grübeln über dem Wort seines Meisters, ungestillt suchend nach dessen geheimem Sinn.

Als nur Tagesfrist ihn noch von seinem Ziele schied, fand er um Mittagshöhe allein an einer Quelle im Wald sitzend ein junges Weib, kostbar angetan und von solcher Schönheit, daß sie den Glanz des Tages überbot und sein Herz mit holder Blendung schlug. Sie gab seinen Gruß mit süßem Dank zurück, aber auf seine Frage nach ihrem Namen und dem Ort, von dem sie herkam, hatte sie Blick und Seufzer nur zur Antwort, und als Riddert sein Haus zur Herberge ihr bot, folgte sie ihm ohne Widerstreben. Von dem Tag an blieb sie bei ihm, und mit ihrer Liebe löschte sie jede Frage von seinem Mund.

Sein Herz war dem ihren verhaftet mit jedem Schlag, und selten nur ließ er ihren Umkreis. Um seine Burg legte er einen Garten, pflanzte Gesträuch und Kraut aller Art zu ihrer Lust. Ringsum war eine hohe Mauer gezogen, daß kein fremder Fuß niedertrete, was ihm zuwuchs. Da aber wies sich, daß ein glühenderer Hauch als sonst in jenen Strichen aus dem Schoß der Erde ihm stumme Gebilde wunderbarer Art zutrieb, daß ein günstigerer Himmel als der des Alltags ihnen Farbe und Üppigkeit lieh. Fremde Vögel, über silbernen Wasserläufen durch die Lüfte hergezogen, rasteten in den Bäumen, und ihre Stimmen waren klingender, als Riddert je vernahm. Die

fremde Frau pflückte leuchtende Früchte von tiefgeneigtem Gezweig, ihr Hauch schien Blüten selbst aus dürrem Holz zu locken, Gras und Moos bog schwellend ihrem Fuß sich entgegen. Wie Tier und Kraut lebte Riddert seelenvergessen im Licht, das aus ihren Augen brach, sommerlang befreit von aller Not und Unrast.

Mit Auge und Mund habe sie, meinte er, alles, was mit Schmerzen ihn in der Welt bewegte, aus ihm gesogen und ihn mit wunschloser Seligkeit erfüllt. Sein Hirn hatte den Gedanken, sein Herz das weltungestüme Begehren ganz und gar verlernt, er war nur Gefäß noch dem Glück ihrer Gegenwart. So sah er den Spätsommer als goldne Welle über die Mauer seines Gartens wogen mit Gluten, die aus der Höhe des Jahres sengend noch herüberschlugen.

Eines Abends nach brennendem Tag fand er seine Gefährtin schlafend im Rasen liegen, die Glieder aufgelöst, das Haupt hintübergesunken. Schwarz mit purpurnem Schein war das Haar ihr über Stirn und Augen gefallen. Mit sachter Hand strich er es zur Seite, und unersättlich im Anschaun versank er in das Wunder ihres Angesichts, das sie im Schlafe, fern von sich selbst, ihm bot. Es lag aufgefaltet vor ihm wie eine große Blume in ihrem heimlichsten Leben. Wie er darauf niedersah aber, dünkte es ihn immer weniger ein Menschenangesicht; es war jetzt einem jener Wesen des Meeres ähnlich, die aus sich leuchtend wie milch- und rosenfarbenes Edelgestein und doch weich und fließend unter dem Wasser dahinziehen. So durchsichtig waren ihre geschloßnen Lider, daß er meinte, die dunklen Augen dahinter schimmern zu sehn, und er suchte sie mit den seinen, wie die Kreatur ihre Sonne sucht. Aber sein Blick verlor sich im Grund und fand nicht, fand leere, tiefe, wesenlose Höhlen nur, wie Löcher in einer Maske, indes Kälte langsam

durch seine Glieder bis an sein Herz kroch. Jetzt sah er auf ihren Mund, der rot und stark in dem stillen Gesicht wie ein gesondertes Wesen sein mächtiges Leben hatte. Der blutige Mund tat einen großen sengenden Atemzug, davon die weiche Kehle am Halse schwoll – furchtbar fühlte er sein und alles Leben ausgetrunken. Den Schrei, der ihm entfahren wollte, hielt er hinter den Zähnen auf. So stark aber war sein Wesen brandend wider sich empört, daß die Bewegung sich der Schläferin mitteilte und sie rief.

Mählich füllten ihre Augenhöhlen sich mit Glanz und Rundung. Sie schlug flatternd groß die Lider auf, ihr Blick, aus Tiefen heimgekehrt, sah fremd aus dem noch starren Angesicht wie aus einer Larve. Er traf Ridderts tödlich bleiches Antlitz, sein Auge. Sie erriet, sah sich erkannt – hochaufgebäumt, schmerzgewunden, mit furchtbarem Schrei fuhr die Enträtselte von hinnen, Kraut und Gras sengend mit ihrem schleppenden Gewand.

Nach dem letzten Gewitter des Jahres fanden die Diener ihren Herrn wie einen vom Blitz Getroffnen leblos im verbrannten Grase liegend und trugen ihn ins Haus. Als er nach etlichen Tagen seine vernichteten Lebensgeister wieder geeint hatte und aus der Verlassenheit seiner Kammer vor sein Haus trat, lag der Garten im Nebelschlaf verdorrt und erstorben. Über die Mauer hatte die Wildnis sich geschwungen, aus silbrigen Disteln und starrem Geflecht ihrer karggewohnten Kinder ein Netz über seine toten Wunder hingesponnen. Ohne Acht trat Riddert hart darüber hin, als sei nie anderes an diesem Ort gewesen als Wüstenei, und tief im Boden erzitterten unter seinem Tritt die letzten Keime.

Jetzt trat seine Seele an den Rand des Lebens und hielt Umschau. Heimgekehrt aus dem starrenden Nichts, fand sie im



Grauen ihrer Einsamkeit den letzten Mut. Keine Begegnung hatte ihren Weg gelindert, und nichts hatte ihren Tränen Antwort gegeben. Da hörte Ridbert fern aus vergangnen Träumen aufsteigen den Geisterruf, der ihn den Weg zur Linde geheißen hatte, und jetzt war er reif und willens, Gestalt und Welt dahinzugeben, um in das Element des Ursprungs niederzutauchen.

Aus dem Buche „Sankt Gertrauden Minne".

Drei Lieder aus „Tausendundeine Nacht"

*

Das Lied des Kaufmanns

Die Zeit hat zweierlei Tage: froh die einen, die andern voll Sorgen:
Und zwiegeteilt ist das Leben: das Heute hell, trübe das Morgen.
Wer uns ob der Zeiten Wechsel schmäht, den sollst du befragen:
„Ists nicht der Edelmensch nur, den widrige Zeiten plagen?"
Siehst du nicht, wenn des Sturmes Winde mächtig erbrausen,
So sind es die hohen Bäume allein, um die sie sausen.
Und siehst du nicht, wie im Meere die Leichen nach oben treiben,
Die kostbaren Perlen aber tief unten im Grunde bleiben?
Und üben ihr grausames Spiel an uns die Hände der Zeiten,
Und will in ewigem Unglück die Trauer allein uns geleiten –,
So wisse: am Himmel stehen der Sterne unzählbare Scharen;
Doch Sonne und Mond allein sind bedroht durch finstre Gefahren.
Wie viel der Bäume, grüne und dürre, sind auf der Erden;
Doch nur die Fruchtbäume sinds, in die Steine geworfen werden.
An heiteren Tagen lebtest du nur in Gedanken der Freuden
Und fürchtetest nicht das böse Geschick der kommenden Leiden.

O der du tauchest ins Dunkel der Nacht und ins Verderben,
Kürz deine Müh; denn durch Arbeit wirst du kein Brot
erwerben.
Du siehst das Meer, und du siehst den Fischer ums Brot sich
mühn,
Wenn die Gestirne der Nacht in flimmerndem Lichte erglühn.
Jetzt taucht er mitten hinein, und die Wogen umpeitschen ihn
wild;
Doch er blickt stetig aufs Netz, wie es auf und nieder schwillt.
Und saß er dann endlich einmal des Nachts froh über den Fang
Eines Fisches, dem der Haken des Wehs in den Gaumen drang –
Dann kauft ihn jemand ihm ab, der seine ganze Nacht
Geschützt vor der Kälte behaglich in schönstem Wohlsein ver-
bracht.
Preis sei Ihm, dem Herrn, der geben und nehmen kann:
Der eine erjaget den Fisch, der andre verspeiset ihn dann.

So ist das Glück: du kannst es weder lösen noch binden;
Bildung weder noch Kenntnisse lassen das Glück dich
finden.
Glück und Reichtümer sind allein vom Geschicke beschieden,
Manches fruchtbare Land, manch dürres Land gibt es hienieden.
Des Schicksals wechselnde Launen senken manch aufrechten
Mann;
Doch wer das Glück nicht verdient, den heben sie himmelan.
O Tod, so komme zu mir, das Leben ist nichts mehr wert,
Wenn der Falke zu Boden sinkt und der Erpel wolkenwärts
fährt.

Kein Wunder darum, siehest du den Edlen ohn Hab und Gut,
Den dürftigen Lumpen, wie er im Reichtum hervor sich tut.
Der eine Vogel durchflieget die Welt von Ost bis West;
Der andre gewinnt alles Glück, verließ er auch nie das Nest.

Übertragen von Enno Littmann.

Aus dem Buche „Die Germanen in der Völkerwanderung"

*

Nach der Schlacht auf den Katalaunischen Gefilden

Als man am nächsten Tage nach Sonnenaufgang das ganze Schlachtfeld von Leichenhaufen übersät sah und die Hunnen keinen Vorstoß wagten, wußte man, daß man den Sieg errungen. Man war sich auch klar, daß nur eine schwere Niederlage den Attila dazu bestimmen konnte, aus dem Kampfe zu fliehen. Doch der zeigte sich keineswegs mutlos wie sonst ein Besiegter. Aus seinem Lager drang der Lärm von Waffen und Schlachthörnern, als drohte ein neuer Vorstoß. Wie ein Löwe, der, von Jagdspeeren durchbohrt, zwar keinen Sprung mehr wagt, durch sein Gebrüll aber die ganze Umgegend in Schrecken hält und grimmig vor seiner Höhle hin und her schreitet, so hielt der große Kriegskönig, obwohl eingeschlossen, seine Besieger in Atem.

Die Goten und Römer kamen nun zu einer Beratung über den besiegten Attila zusammen. Weil er doch keine größeren Vorräte an Proviant bei sich hatte, dachte man daran, ihn durch eine längere Belagerung mürbe zu machen und ihn mit anhaltender Beschießung durch Bogenschützen innerhalb seiner Verschanzung festzuhalten. Es heißt, Attila habe damals trotz

seiner verzweifelten Lage immer seinen hochgemuten Sinn bewahrt. Er ließ eine Pyramide aus Pferdesätteln auftürmen. Darauf wollte er sich, falls die Feinde einbrächen, verbrennen. Niemand sollte sich an seiner Verwundung erfreuen, und der Herr so vieler Völker wollte in die Hand keines Feindes fallen.

Während dieser Belagerung suchten die Westgoten ihren König[1], die Söhne ihren Vater. Man wunderte sich über seine Abwesenheit, da die Schlacht doch einen so glücklichen Ausgang genommen hatte. Als tatkräftige Männer gaben sie ihre Nachforschungen nicht auf und fanden ihn schließlich inmitten eines Berges von Leichen. Vor den Augen der Feinde trugen sie ihn fort und priesen dabei in Liedern seinen Ruhm. Rauh dröhnten die Stimmen der ungeschlachten Goten, als sie ihrem Könige noch mitten im tobenden Kriegslärm die letzte Ehre erwiesen. Es flossen dabei auch Tränen, Tränen, wie man sie tapferen Kriegern nachweint. Denn es war der Tod ihres Königs, aber wie selbst der Hunne bezeugen mußte, ein glorreicher. Sogar der Feinde Stolz mußte sich ehrfurchtsvoll beugen, als sie sahen, wie dieser große König mit all seinen Ehrenzeichen bestattet wurde. Unter Waffengeklirr beerdigten die Goten ihren Herrscher. Der tapfere Thorismud schritt, wie es sich für den Sohn ziemte, hinter der Leiche des Hochgefeierten, seines geliebten Vaters, her.

Hierauf wollte Thorismud in seinem Schmerze über den Verlust und auch infolge seiner angebornen Kampfbegier den Tod seines Vaters an dem Reste der Hunnen rächen. Er suchte deshalb den Aëtius auf, um von ihm, als dem Älteren und Erfahreneren, Rat zu erholen, was nun zu tun sei. Doch dieser fürchtete, die Goten möchten in der Folgezeit dem römischen Reiche hart zusetzen, wenn die Hunnen völlig vernichtet würden.

[1] Theodorid; er war in der Schlacht gefallen.



Er gab ihm deshalb den Rat, sofort in seine Heimat aufzubrechen und die vom Vater hinterlassene Regierung anzutreten, damit sich nicht seine Brüder des väterlichen Schatzes und der Herrschaft über die Westgoten bemächtigten. Es würden daraus schwere Kämpfe mit den eigenen Angehörigen folgen, und was noch schlimmer wäre, sie könnten ungünstig für ihn verlaufen. Thorismud merkte nicht, wie hinterhältig dieser Bescheid war, und so nahm er ihn auf, als hätte Aëtius dabei wirklich nur sein Wohl im Auge gehabt. Er kümmerte sich also um die Hunnen nicht mehr und kehrte nach Gallien zurück. So läßt sich nicht selten die menschliche Schwäche, wenn sie dem Mißtrauen nachgibt, die Gelegenheit zu großen Taten entgehen.

In diesem gewaltigen Ringen zwischen den tapfersten Völkern sind auf beiden Seiten, wie es heißt, 165000 Mann gefallen. Dazu kommen noch 15000 Franken und Gepiden. Diese waren bereits in der Nacht vor dem eigentlichen Schlachttage aufeinander gestoßen und machten sich gegenseitig nieder, wobei die Franken für die Römer, die Gepiden für die Hunnen kämpften.

Nachdem Attila den Abzug der Goten bemerkt hatte, blieb er zunächst noch einige Zeit in seinem Lager. Wie es beim Eintreten unerwarteter Ereignisse oft geht, vermutete er dahinter eine feindliche List. Doch da lange alles ruhig blieb, erhob sich in ihm von neuem die Hoffnung auf Sieg, er schwelgte schon im voraus wieder in Freuden, und der gewaltige König fühlte sich bereits wieder ganz als der alte.

Thorismud hatte also seinen toten Vater sogleich auf den Katalaunischen Gefilden, wo er kämpfend gefallen war, mit königlichen Ehren bestattet und zog nun in Toulouse ein. Obwohl er sich einer ganzen Schar tapferer Brüder erfreute, kam es doch zu keinem Erbfolgestreit, weil er von Anfang an in allem große Mäßigung bewies.



Germanen auf der Wanderung

Die letzte Gotenschlacht am Vesuv

Nun gilt es, eine höchst denkwürdige Schlacht und den kühnen Mut eines Mannes zu schildern, der hinter keinem Heroen zurücksteht. Tejas Taten will ich künden.

Verzweiflung trieb die Goten zu verwegenem Ansturme, doch die Römer hielten ihnen mit Aufgebot aller Kraft stand, obwohl sie die selbstmörderische Wut ihrer Gegner klar erkannten; aber sie schämten sich, dem schwächeren Feinde zu weichen. So stürzte sich jeder voll heldenhafter Tapferkeit auf seinen nächsten Gegner, die einen, um zu sterben, die anderen für ihre Soldatenehre.

Die Schlacht hatte am Morgen begonnen. Teja stand, von nur wenigen seiner Mannen umgeben, allen erkennbar an der Spitze der Phalanx. Er deckte sich hinter seinem Schilde und schwang unermüdlich seine Lanze. Als ihn die Römer so sahen, warfen sich ihre kühnsten Streiter in großer Zahl geschlossen auf ihn und stießen und schleuderten ihre Lanzen gegen ihn. Sie wähnten, mit Tejas Fall wäre der Kampf beendet. Der aber barg sich hinter seinem Schilde, fing damit alle Speere auf, stürzte sich blitzschnell auf seine Feinde und tötete deren eine Menge. Und war sein Schild mit Lanzen gespickt, so übergab er ihn einem seiner Waffenträger und ergriff schnell einen anderen. In solchem Kampfe war bereits der dritte Teil des Tages verstrichen. Da staken eben zwölf Speere in seinem Schilde, so daß er ihn nicht mehr schwingen und seine Feinde damit nicht abwehren konnte, wie er wollte. Voll Kampfbegier rief er einen seiner Waffenträger, ohne den Platz zu verlassen oder nur um Fingers Breite zurückzuweichen. Er ließ dabei seine Gegner keinen Schritt weiter vorwärts kommen, hielt sich den Schild nicht über den Rücken, bog nicht seitwärts aus,

sondern stand mit seinem Schilde fest, als wäre er mit der Erde verwachsen, während seine Rechte die Feinde erschlug, seine Linke sie abwehrte und er mit gewaltiger Stimme den Namen seines Waffenträgers rief. Schon war dieser mit einem neuen Schilde zur Stelle, schon packte ihn Teja mit schnellem Griff anstatt des speerbeschwerten, da war seine Brust für einen Augenblick ohne Deckung, sogleich ward sie von einer Lanze durchbohrt, und tot sank er zu Boden.

Einige Römer steckten seinen Kopf auf eine Lanze und zeigten ihn hocherhoben beiden Heeren; den Römern, um ihren Mut zu heben, den Goten, damit sie verzweifelnd den Kampf aufgäben. Doch auch jetzt brachen diese die Schlacht nicht ab, sondern stritten bis zum Einbruch der Nacht weiter, obwohl sie den Fall ihres Königs wußten.

Als es finster geworden war, lösten sich die feindlichen Heere voneinander und brachten die Nacht bewaffnet zu. Am nächsten Tage standen sie sich in aller Frühe wie am vorigen gegenüber, und wieder kämpften sie bis in die Nacht, und wieder wich keiner dem anderen, keiner wandte sich zur Flucht, keiner tat nur einen Schritt zurück, wenngleich auf beiden Seiten viele den Tod fanden. Erbittert setzten sie gegenseitig das grauenvoll blutige Werk fort, die Goten im Bewußtsein, ihre letzte Schlacht zu schlagen, die Römer, weil sie jenen nicht erliegen wollten.

Zuletzt sandten die Goten einige ihrer Angesehensten zu Narses, um ihm zu sagen, sie hätten erkannt, daß ihr Kampf wider Gottes Willen sei, und die gegen sie gerichtete höhere Gewalt gefühlt. Aus den bisherigen Ereignissen hätte sich ihnen die Wahrheit erschlossen, und so wollten sie ihren Sinn ändern und vom Kampfe lassen. Doch wünschten sie nicht Untertanen des Kaisers zu werden, sondern zusammen mit anderen Barbaren nach ihrem Gesetz und Herkommen zu leben. Sie ersuchten

deshalb die Römer um friedlichen Abzug und bäten, ihnen die Gelder und Schätze, die sich früher die einzelnen von ihnen erworben und in den Festungen Italiens hinterlegt hätten, als Wegzehrung zu überlassen.

Narses überlegte sich diese Vorschläge. Johannes riet ihm, diesem Ansuchen zu willfahren. Er solle den Kampf nicht mit Männern fortsetzen, die sich schon dem Tode geweiht, und nicht den Mut der am Leben Verzweifelten auf die Probe stellen, was nicht nur für jene, sondern auch für ihre Gegner verhängnisvoll werden könnte. Er schloß: „Weisen Männern genügt es, gesiegt zu haben. Das Ziel aber zu hoch zu stecken, könnte zum Verderben ausschlagen."

Narses ließ sich von der Ansicht des Johannes überzeugen, und so kam eine Vereinbarung zustande, wonach die Barbaren ihren beweglichen Besitz sogleich aus Italien mit sich fortnehmen durften, jedoch unter keinen Umständen mehr die Waffen gegen die Römer erheben sollten.

Unterdessen brachen 1000 Goten aus ihrem Lager hervor und zogen nach Pavia und in die Gegenden jenseits des Po. Sie wurden unter anderen von Indulf geführt. Alle übrigen beschworen den eben angeführten Vertrag.

Des Langobardenkönigs Authari Brautfahrt nach Bayern

Hierauf schickte König Authari Gesandte nach Bayern. Sie sollten um König Garibalds Tochter freien. Der nahm sie huldvoll auf und versprach, seine Tochter Theudelind dem Authari zur Frau zu geben. Als die Boten zurückgekehrt waren und dies Authari meldeten, wollte er seine Braut selbst sehen. Mit nur wenigen, aber sehr kräftigen Langobarden, darunter einem durchaus erprobten Mann, der ob seines würdigen



Aussehens der Führer zu sein schien, brach er sogleich nach Bayern auf.

Garibald empfing sie wie Gesandte. Nach der üblichen Begrüßung durch den angeblichen Führer der Gesandtschaft trat Authari, den keiner der Bayern erkannte, näher an Garibald heran und sprach: „Mein Herr und König Authari hat mich hierher geschickt, um Eure Tochter, seine Braut und unsere künftige Herrin, von Angesicht zu sehen, damit ich meinem Herrn genauer berichten kann, wie sie aussieht." Nun ließ der König seine Tochter kommen, und Authari betrachtete sie schweigend. Da sie ihm ob ihrer herrlichen Gestalt wohl gefiel, sprach er zu Garibald: „Jetzt, da wir Eure Tochter gesehen haben, erkennen wir wohl, daß wir sie mit gutem Grunde zu unserer Königin wünschen. Wenn es Eurer Hoheit gefällt, so laßt sie uns mit ihrer Hand einen Becher Wein kredenzen, wie sie auch später in unserer Heimat tun wird." Der König gestattete es. Sie ergriff nun einen Becher mit Wein und reichte ihn jenem, der die Gesandtschaft zu führen schien, zuerst und dann dem Authari, von dem sie nicht wußte, daß er ihr Verlobter sei. Er trank und gab den Becher zurück. Dabei berührte er, ohne daß es jemand merkte, mit seinem Finger ihre Hand und strich ihr mit seiner Rechten von der Stirne über Nase und Wange herab. Von Schamröte übergossen erzählte sie dies ihrer Amme. Diese beruhigte sie mit den Worten: „Wäre dies nicht der König und dein Bräutigam, so hätte er niemals dich zu berühren gewagt; doch schweigen wir einstweilen davon, damit es dein Vater nicht erfährt. Er ist wahrhaftig ein Mann, der der Herrschaft und der ehelichen Verbindung mit dir würdig ist." Authari stand damals in blühendster Jugendkraft, war von vornehmer Gestalt, von hellem Haar umwallt und bot einen herrlichen Anblick.

Garibald gab der Gesandtschaft ein Ehrengeleite mit auf den Weg. Sie brach bald über die norische Grenze zur Rückkehr in die Heimat auf ... Als sich Authari mit den ihn begleitenden Bayern Italien näherte, erhob er sich, so hoch er konnte, auf seinem Pferde, schlug die Streitaxt, die er eben in Händen hatte, mit aller Kraft in den nächsten Baum, ließ sie dort stecken und sprach dazu: „Solchen Hieb tut Authari!" Da erkannten die ihn begleitenden Bayern, daß er König Authari selbst war.

Alfred Mombert: Der Dämon

*

Zu Musik von Bach

Wer um den See wandert
sein ewiges Menschen-Jahr
– er lebt das See-Bild
in unendlicher Bezauberung –
Den führt ein Dämon an der Hand,
der leitet ihn zu den Wundern,
der öffnet ihm die Blumenkelche,
der lockt herbei die Schmetterlinge,
und die ziehenden Vögel,
und die weißen Wanderwolken.

Gelagert am Tisch des reichen Sommers!
Da ist Blauglocke,
die Preiselbeere,
Grashalm, Bachstelze.
Die Sänger wandern, vorüber Saitenspieler.
Die Erlen neigen sich;
der Lichtstrahl tanzt.

Und wieder ruhen Mensch und Dämon
im flötenden Lenz-Hauch.
Und ruhen auf gestürztem Eichstamm
im brausenden Herbst-Sturm:
Haupt am Haupt.
Oh wie rührt des Dämons Hand sanft!
Aber in den großen Nächten
zwischen Mauern uralten Hauses
thront die Dämon-Stimme
grausig-göttlich über dem Menschen;
herzerschütternd.

Abend ward. Ich stehe am See
zwischen Gluten wunderbarer Berge.
Einsamer Schluchzender. Lange, oh lange! – oh lange! –
verließ mich der Dämon.
In einem furchtbar wilden Ufer-Wald
erlosch seine Stimme;
seine Hand in zähem Nebel.
Schwebender überm See.
Und ich sang: „Nun bist du hingegangen.
Bist von mir gegangen.
Bist in deine Welten heimgegangen.“

*

Hoch-Wolken-Tor!
Dunkler Himmel-Blick!
Aus der Schwarzkluft blinkt ein Licht.
Dort droben leuchtest du: der Hüter des Ton-Himmels,
gelehnt an eine Säule von Safir,
in deinem Stirnkranz ewiger Klang-Kristalle.

Unten verwildert jetzt der See,
die Wogen springen: feuerfunkelnd

brechen sie auf ins letzte Meer.
Jetzt zerreißen die Gebirge:
Die glühende Erd-Seele
ausspeit aus brüllendem Vulkan den Glanz der Zeit.

Wann es nachtet,
wird der Sterne-Pfad von mir beschritten
bei des Aeon-Horns Entwanderung-Schall.
Mich zu empfangen –
dann: ich weiß:
lässest du brausen die ungeheuren Orgeln deines Ton-Himmels.

Felix Timmermans: Ein Weihnachtsgleichnis

Am Tage vorher, gegen Abend, war in dem fallenden Schnee ein knarrendes Jahrmarktswägelchen, von einem alten Mann und einem Hunde gezogen, die Straße entlanggefahren, und hinter dem Fensterlein hatte man das bleiche Gesicht einer schmalen, jungen Frau gewahrt, die schwanger war und große, betrübte Augen hatte. Sie waren vorbeigezogen, und wer sie gesehen hatte, dachte nicht mehr darüber nach ...

Am Tage darauf war es Weihnachten, und die Luft stand rein und hell, dünnblau über der tief im Schnee liegenden Welt. Und der lahme Hirte Suskewiet, der Aalfischer Pitjevogel mit seinem Kahlkopf und der Bettler Schrobberbeeck, der schwärende Augen hatte, gingen zu dritt die Höfe ab, als die Heiligen drei Könige verkleidet, versehen mit einem hölzernen Stern, der sich auf einer Stange drehte, einem Strumpf, das Geld darein zu bergen, und einem Doppelsack, um das Essen hineinzustecken. –

Sie hatten ihre Röcke umgekehrt, der Hirt hatte einen hohen Hut auf, Schrobberbeeck trug eine Blumenkrone aus der Prozession, und Pitjevogel, der den Stern drehte, hatte sein Gesicht mit Schuhwichse eingeschmiert. Es war ein gutes Jahr gewesen mit einem dicken Herbst, alle Bauern hatten ein Ferkel ins Pökelfaß gelegt und saßen, ihre Pfeife schmauchend, vor dem heißen Herd, aller Sorge um ihr Auskommen ledig. Der Hirt Suskewiet kannte schöne Liedlein aus alten Tagen, Pitjevogel verstand den Stern so gleichmäßig zu drehen, und der Bettler wußte so echte Bettleraugen zu ziehen, daß, als der Mond heraufkam, der Fuß des Strumpfes voller Geld saß und der Sack sich spannte wie ein Bauch. Es steckte Brot darin, Schinkenknochen, Äpfel, Birnen und Wurst. Sie waren in fröhlichster Laune, stießen sich wechselseitig an und genossen bereits das Vergnügen, heute abend einmal eine kräftige Flasche „Vitriol" in der „Wassernixe" zu trinken und mit dem guten und leckeren Essen sich so den Bauch zu runden, daß man einen Floh darauf würde zerquetschen können.

Und erst als die Bauern die Lampe ausdrehten und schlafen gingen, hörten sie mit ihrem Singen auf und begannen ihr Geld in dem klaren Mondenschein zu zählen. Jungens, Jungens! Genever für eine volle Woche! Und dann konnten sie noch Fleisch hinzukaufen und Tabak! Den Stern auf dem Rücken, stapfte der schwarze Pitjevogel vorauf; die zwei anderen folgten, und das Wasser lief ihnen im Munde zusammen. – Aber ihre rauhen Seelen überfiel langsam eine seltsame Bedrücktheit. Sie schwiegen. Kam das von all dem weißen Schnee, über dem der hohe Mond schien, oder von dem gespenstigen Schatten der Bäume, oder von ihren eigenen Schatten, oder von der Stille, dieser Stille von Schnee, in der nicht einmal eine Eule zu hören war und kein Hund nah oder fern bellte?

Dennoch ließen sie sich, Schwärmer und Schweifer der großen Straßen, der Ufer und einsamen Flächen, so leicht nicht einschüchtern. Sie hatten viel Wunderliches in ihrem Leben gesehen: Irrlichter, Spuk und sogar leibhaftige Gespenster. – Aber nun war es etwas anderes, so etwas wie die Angst vor dem Nahen eines großen Glückes. Es drückte ihr Herz zusammen, und der Bettler sagte nebenbei: „Ich bin nicht bange! ..." – „Ich auch nicht", sagten die zwei anderen zu gleicher Zeit mit zitternden Kehlen. „Es ist Weihnachten heute", tröstete Pitjevogel. – „Und dann wird Gott von neuem geboren", fügte der Hirte fromm hinzu. – „Ist es wahr, daß die Schafe dann mit dem Kopfe nach Osten stehn?" fragte Schrobberbeeck. – „Ja, und dann singen und fliegen die Bienen." – „Und dann könnt ihr mitten durchs Wasser sehen", bestätigte Pitjevogel. Es war wieder Stille, die etwas anderes war als Stille, wie wenn eine fühlbare Seele im Mondenschein zitterte. „Glaubt ihr, daß Gott nun wieder auf die Welt kommt?" fragte ängstlich der Bettler und dachte dabei an seine Sünden. – „Ja," sagte der Hirt, „aber wo, das weiß niemand ... er kommt nur für eine Nacht." Ihre Schatten liefen vor ihnen her, und das machte sie noch furchtsamer. Auf einmal merkten sie, daß sie sich verlaufen hatten. Schuld daran war all dieser Schnee, der die gefrorenen Bäche und die Wege überdeckt hatte. Sie blieben stehn und sahen sich um; überall Schnee und Mondenschein und hier und da Bäume, aber nirgends ein Hof, so weit man blickte. Sie hatten sich verirrt, und bei dem Mondenlicht sahen sie einander in die erschreckten Augen. „Laßt uns beten," flehte Suskewiet, der Hirt, „dann kann uns nichts Böses begegnen." Ave Maria flüsternd, gingen sie zögernd weiter. Da geschah es, daß Pitjevogel friedliches Abendlicht aus einem Fensterlein strahlen sah. Ohne etwas zu sagen, aber froh aufatmend gingen sie darauf zu. Sie sagten

es nicht, aber sie sahen und hörten es alle drei: sie hörten Bienen summen, und unter dem Schnee, da, wo die Gräben waren, schimmerte eine Klarheit, als brennten Lampen darunter.

Und an einer Allee träumender Weiden stand ein lahmer Jahrmarktswagen, und Pitjevogel ging das Trepplein hinauf und klopfte an die Tür. Ein alter Mann mit einem steifen Stoppelbart kam vertrauensvoll, zu öffnen. Er wunderte sich gar nicht über die tollen Gewänder, den Stern und das schwarze Gesicht. „Wir kommen, um Euch nach dem Weg zu fragen", stotterte Pitjevogel. – „Der Weg ist hier," sagte der Mann, „kommt herein!" Verwundert über diese Antwort, gehorchten sie fügsam, und da sahen sie in der Ecke des kalten, leeren Wagens eine junge Frau sitzen, fast ein Mädchen noch, in blauem Kapuzenmantel, die einem ganz kleinen, eben geborenen Kinde ihre fast leere Brust gab. Ein großer gelber Hund saß daneben und hatte seinen guten Kopf auf ihre mageren Kniee gelegt. Ihre Augen träumten voller Trübsal, aber als sie die Männer sah, kam Freundschaft hinein und Zuneigung. Und siehe, auch das Kindlein, noch mit Flaum auf dem Kopfe und mit Augen wie kleine Spalte, lachte ihnen zu, und besonders hatte das schwarze Gesicht des Pitjevogel es ihm angetan. Schrobberbeeck sah den Hirten knien und die Krone abnehmen, er kniete auch, bereute plötzlich tief seine Sünden, die vielfältig waren, und Tränen kamen in seine schwärenden Augen. Dann bog auch Pitjevogel die Kniee. So saßen sie da, und süße Stimmen umklangen ihre Köpfe, und eine süße Seligkeit, größer als alle Lust, erfüllte sie. Und niemand wußte warum. Unterdessen versuchte der alte Mann in dem eisernen Herdlein ein Feuer anzumachen. Pitjevogel, der sah, daß es nicht ging, sagte hilfsbereit: „Darf ich Euch helfen?" – „Es nützt doch nichts, es ist nasses Holz", antwortete der Mann. – „Und habt ihr denn

keine Kohlen?" – „Wir haben kein Geld", sagte der Alte betrübt. – „Und was eßt ihr denn?" fragte der Hirt. – „Wir haben nichts zu essen." Die Könige schauten verwirrt und betroffen auf den alten Mann und die junge Frau, das Kind und den spindeldürren Hund. Dann sahen sie sich alle drei untereinander an. Ihre Gedanken waren eins, und siehe, der Strumpf mit dem Geld wurde ausgekehrt in den Schoß der Frau, der Sack mit all dem guten Essen wurde geleert und, was darin war, auf ein schiefes Tischlein gelegt. Der Alte biß gierig in das Brot und gab der jungen Frau einen rosigen Apfel, den sie, bevor sie hineinbiß, ihrem Kinde spielend vor die lachenden Augen hielt. „Wir danken euch," sagte der alte Mann, „Gott wird es euch lohnen!" ... Und sie machten sich wieder auf den Weg, den Weg, den sie kannten, wie von selbst in der Richtung auf die „Wassernixe", doch der Strumpf steckte zusammengerollt in Guskewiets Tasche, und der Sack war flach. Sie hatten keinen Pfennig, keine Krume mehr.

„Wißt ihr, warum wir unser Geld diesen armen Menschen gegeben haben?" fragte Pitjevogel. – „Nein", sagten die andern. – „Ich auch nicht", schloß Pitjevogel. Etwas später sagte der Hirt: „Ich glaube, daß ich es weiß; sollte dieses Kind nicht vielleicht Gott gewesen sein?" – „Was ihr denkt!" lachte der Aalfischer; „Gott hat einen weißen Mantel an, mit goldenen Rändern besetzt, und hat eine Krone auf wie in der Kirche." – „Er ist früher zur Weihnacht wohl in einem Stall geboren", behauptete der Hirt. – „Ja damals!" sagte Pitjevogel; „aber das ist schon so lange her!" – „Aber warum haben wir denn alles weggegeben?" – „Ich zerbreche mir auch den Kopf darüber", sagte der Bettler, der Hunger hatte. Und schweigend, mit Gaumen, die nach einem tüchtigen Schluck Genever und dick mit Senf bestrichenem Fleisch lechzten, kamen sie an der „Wassernixe"

vorbei, wo Licht brannte und gesungen wurde, und sie gingen ohne ein Wort zu sprechen, aber zufrieden in ihrem Herzen voneinander fort, jeder zu seiner Lagerstätte. Der Hirt zu seinen Schafen, der Bettler unter eine Strohmiete, und Pitjevogel zu seiner Dachkammer, in die der Schnee hineinwehte.

Aus dem Flämischen übertragen von Anton Kippenberg.

Hugo von Hofmannsthal: Aphorismen

Allgegenwart der Vergangenheit zu ahnen ist ein deutscher Sinn, eine Gabe des latenten großen deutschen Wesens.

*

Es gehört zum glückseligsten Schicksal eines Volkes, eine einzige große und rhythmisch waltende Naturgewalt in der Mitte des Daseins zu haben. Das war für die alten Ägypter der Nil. Sie empfingen den Segen und das Brot, die Rechtsbelehrung und den Lebensrhythmus aus einer milden Hand. Darum waren sie so heiter-ernst wie niemand nach ihnen und überwanden Tod und Leben eins durchs andere.

*

Die Zeiten folgen einander. Was für die eine eine Errungenschaft war, ist für die andere ein schales Selbstverständliches. Wer seine Zeit nicht erfaßt, hat verspielt.

*

Wenn die Deutschen jetzt das Geistige in die Politik einbeziehen wollen, so müssen sie vor allem lernen, zwei Begriffe scharf zu trennen, deren einer sich aufs Nächste, der andere aufs Höchste bezieht: Zweck und Ziel.

*

Naturalismus entfernt sich von der Natur, weil er, um die Oberfläche nachzumachen, das innere Beziehungsreiche, das eigentliche Mysterium der Natur, vernachlässigen muß.

*

Die Poesie auf ihrer höchsten Stufe zeigt auf ein Etwas hin, auf dem alles Geschehen ruht und das geheimer ist als Kausalität: daß Hektor und Achilles nicht vorher aufeinandertreffen als zu dem einen entscheidenden Kampf, das läßt sich nicht begründen: es läßt sich nur hinstellen.

*

In den höheren Formen des Verkehrs, auch in der Ehe, dürfte nichts als ein Festes, nicht einmal als ein Gegebenes hingenommen werden, sondern alles ist das Geschenk jedes einzelnen, eine Welt umspannenden Augenblickes.

*

Man überträgt, sagt irgendwo Hebbel, leicht seinen Respekt für das Element, worin jemand waltet, auf die Person. Er sagt es in besonderem Bezug auf Adam Müller und Gentz, trifft aber dabei etwas allgemein Wahres.

*

Indem sie ihre Gedanken hinnehmen und hingeben, kommunizieren die Menschen wie in den Küssen und Umarmungen; wer einen Gedanken aufnimmt, empfängt nicht etwas, sondern jemanden.

*

Über dem Gedächtnis eines in der Fülle seiner Kraft verstorbenen Freundes hängt die Seele wie über einem Wasserfall, stürzt sich immer wieder mit der lebendigen Masse nach unten, sieht sie zerstäuben und zu Dunst werden, um wieder zum Scheitel aufzusteigen und sich aufs neue vergeblich herabzustürzen.

*

Wenn ein Mensch dahin ist, nimmt er ein Geheimnis mit sich: wie es ihm, gerade ihm – im geistigen Sinn zu leben möglich gewesen sei.

*

Der Mensch wird in der Welt nur das gewahr, was schon in ihm liegt; aber er braucht die Welt, um gewahr zu werden, was in ihm liegt: dazu aber sind Taten und Leiden nötig.

*

Im Gesicht von Kindern ist ein Letztes, das nur das Auge des Vaters oder der Mutter sieht.

*

Wir haben im ganzen Leben, besonders in der Sphäre des geistigen Verkehrs, die unrichtige Angewohnheit, daß wir den andern Menschen vieles von dem leihen, was uns eigen ist, als müßte das so sein. Da sie nun außerdem ihr Eigenes vor uns erscheinen lassen, so entstehen, indem wir aus beiden Teilen eine Einheit zu schaffen suchen, eigentlich Monstra, ähnlich denen, die in einem winkligen Haus durch den Schein einer Laterne halb aus Schatten, halb aus wirklichen Gegenständen erzeugt werden. Es gibt keine nützlichere wie auch schwierigere Operation, als dieses unbewußt Geliehene von der Erscheinung des anderen wieder abzuziehen. Erst dadurch aber machen wir begreifliche Menschen aus ihnen, – oder kürzer ausgedrückt: der Mensch glaubt die Menschen zu verstehen, wenn er zu einer vermuteten unbegrenzten Analogie mit seinem Selbst noch einiges diesem Selbst Widersprechendes hinzuaddiert. Es ist Sache der Erfahrung, mit Menschen operieren zu können, die man sich vom Kern aus verschieden vom eigenen Selbst vorzustellen hat.

*

Es gibt solche Vorzüge in uns, die niemals im Resultat einer Leistung uns selber vor Augen treten, noch auch in der Reaktion der Welt uns fühlbar werden; und doch sind es die wertvollsten, und ihrer bewußt zu sein, würde den Kreislauf unseres Blutes beschwingen: diese Strahlen aufzufangen und zurückzugeben, ist die zarteste Aufgabe der Freundschaft.

*

Die Liebe und ihre Umkehrung, der Haß, sind darum das eigentliche Studium des Lebens, weil sie allein aus den andern Individuen die Konsequenzen ziehen.

*

Wo ist dein Selbst zu finden? Immer in der tiefsten Bezauberung, die du erlitten hast.

*

Die Scham, von seinen eigensten Verhältnissen zu niemand reden zu wollen, ist eine Selbstwarnung des Gemütes: in jedes Geständnis, in jede Darstellung schließt sich leicht die Verzerrung ein, und aus dem Zartesten, Unsagbaren wird im Handumdrehen das Gemeine.

Saint-Simon: Porträts vom Hofe Ludwigs XIV.

Wir hatten eine reizende Prinzessin, die sich durch ihre Anmut, ihre Liebenswürdigkeit und ihr ganz eigenartiges Wesen Herz und Gunst des Königs, der Frau von Maintenon und des Herzogs von Burgund erobert hatte. Die große und durchaus gerechtfertigte Unzufriedenheit mit dem Herzog von Savoyen, ihrem Vater, hatte die Zuneigung der Genannten

zu ihr in keiner Weise geschmälert. Der König, der ihr nichts verbarg und, wenn sie gerade zu ihm kam, in ihrer Gegenwart mit seinen Ministern ruhig weiter arbeitete, hatte die Aufmerksamkeit, niemals irgend etwas, was ihren Vater betraf, vor ihr zu berühren. Wenn sie mit ihm allein war, fiel sie ihm oft um den Hals, setzte sich auf seinen Schoß, neckte ihn mit allen möglichen Scherzen, durchstöberte seine Papiere, öffnete und las, manchmal gegen seinen Willen, in seiner Gegenwart seine Briefe, und ganz so verfuhr sie mit Frau von Maintenon. Trotzdem sie solche Freiheit genoß, sagte sie nie etwas gegen andere; sie war liebenswürdig gegen jedermann und suchte, wo sie konnte, die Menschen gegen boshafte Angriffe zu schützen. Sie war aufmerksam gegen die Dienerschaft des Königs und verachtete selbst die Niedrigsten nicht. Gegen ihre eigenen war sie gütig, und mit ihren Damen, den alten wie den jungen, lebte sie wie mit Freundinnen, ganz ungezwungen. Sie war die Seele des Hofes, der sie anbetete; und alle, groß und klein, bemühten sich, ihr zu gefallen. War sie abwesend, so fehlte jedem etwas, während ihre Gegenwart jedweden belebte. Die außerordentliche Gunst, in der sie stand, gab ihr ein außerordentliches Ansehen, und ihr Benehmen gewann ihr alle Herzen. In diesen glänzenden Verhältnissen blieb auch ihr Herz nicht unempfindlich.

Der Marquis von Nangis[1], der spätere recht mittelmäßige Marschall von Frankreich, war damals der erlesenste Dandy am Hofe. Er hatte ein hübsches, wenn auch kein besonderes Gesicht; er war gut, wenn auch nicht tadellos gewachsen und durch seine Großmutter, die Marschallin von Rochefort, und seine Mutter, Frau von Blansac[2], in der Galanterie und der

[1] Louis-Armand de Brichanteau, Marquis de Nangis, 1682 bis 1742.
[2] Seine Mutter war in zweiter Ehe mit dem Grafen von Blansac verheiratet.

Kunst der Ränke unterwiesen, in denen beide Meisterinnen waren. Sehr jung eingeführt in die große Welt, wo diese Künste gewissermaßen Drehpunkte sind, besaß Nangis nichts als die Gabe, den Damen zu gefallen, das zu sagen, was sie gerne hören, und die begehrenswertesten unter ihnen durch eine Verschwiegenheit zu gewinnen, die der Jugend fremd ist und in seinem Jahrhundert nicht mehr Sitte war. Im übrigen war er durchaus ein Sohn seiner Zeit. Schon als Kind hatte er ein Regiment erhalten; er hatte für sein Alter genügende Willenskraft, Eifer und im Kriege glänzende Tapferkeit gezeigt, wovon die Damen viel Wesens gemacht hatten. Er gehörte zu den Vertrautesten des Kreises um den Herzog von Burgund, der ungefähr im gleichen Alter stand und ihm sehr geneigt war.

Dieser Fürst liebte seine Gemahlin leidenschaftlich, aber er vermochte sich mit Nangis nicht zu messen. Die Prinzessin erwiderte des Herzogs Zärtlichkeit so herzlich, daß er gestorben ist, ohne jemals zu ahnen, daß sie auch Augen für einen andern hatte. Ihr Blick war auf Nangis gefallen, und bald galt er nur ihm. Nangis war nicht undankbar; aber er fürchtete den Sturm, und sein Herz war nicht mehr frei.

Frau von La Vrillière[1], die nicht schön, aber hübsch und anmutig wie ein Liebesengel war, hatte es ihm angetan. Sie war die Tochter der Gräfin von Mailly, der Schmuckdame der Herzogin von Burgund, und lebte in deren nächster Umgebung. Die Eifersucht machte sie rasch sehend. Weit entfernt davon, der Prinzessin zu weichen, setzte sie im Gegenteil ihre Ehre darein, das Eroberte zu behaupten, dafür zu kämpfen und zu siegen. Dieser Kampf brachte Nangis in seltsame Verlegenheit. Er fürchtete die Wut seiner Geliebten, die ihm über ihre wirkliche

[1] Die älteste Tochter der Gräfin de Mailly; sie war erst sechzehn Jahre alt, hatte aber schon zwei Kinder.



Macht hinaus mit einem Bruche vor aller Welt drohte. Abgesehen von seiner Liebe zu ihr, fürchtete er davon das Schlimmste, und schon wähnte er, seine Laufbahn wäre verloren. Nicht minder gefährdete ihn anderseits seine Zurückhaltung vor einer so mächtigen Fürstin, die eines Tages Herrscherin werden sollte und nicht geneigt war, zu weichen oder gar eine Nebenbuhlerin zu dulden. Seine Ratlosigkeit bot den Eingeweihten eine fortgesetzte Komödie. Ich war damals viel bei Frau von Blansac in Paris und bei der Marschallin von Rochefort in Versailles; ich war der Vertraute mehrerer Palastdamen, die alles sahen und mir nichts verschwiegen. Dazu erzählte mir die Herzogin von Lorge, meine Schwägerin, jeden Abend, was sie tagsüber gesehen und gehört hatte. Ich war also von einem Tag zum andern vollständig auf dem laufenden. Abgesehen davon, daß mir die Sache sehr unterhaltsam war, konnten die Folgen sehr wichtig werden; und wer ehrgeizig war, mußte gut unterrichtet sein. Schließlich merkte der ganze Hof, was anfangs mit so viel Mühe geheimgehalten war. Aber war es nun Furcht oder Liebe zu der allverehrten Prinzessin: der ganze Hof schwieg, sah allem zu, sprach nur unter sich und wahrte das Geheimnis, das ihm nicht einmal anvertraut worden war. Dieses Verhalten, das Frau von La Vrillière mitunter zu bitteren Worten und sogar zu kühnen Anspielungen verleitete und die davon betroffene Prinzessin ihr leise entfremdete, bildete lange Zeit ein merkwürdiges Schauspiel.

Sei es nun, daß Nangis, der seiner ersten Liebe allzu treu blieb, durch Eifersucht etwas angestachelt werden sollte, oder machte sich die Sache von selbst: er bekam einen Nebenbuhler in Maulévrier[1], einem Neffen Colberts, der eine Tochter des

[1] François-Edouard Colbert, Ritter, dann Marquis von Maulévrier, 1675 bis 1706, zuletzt Brigadekommandeur.

Marschalls von Tessé zur Frau hatte. Er hatte kein angenehmes, vielmehr ganz gewöhnliches Aussehen, gab sich mit Liebeleien nicht ab, war aber klug, besonders bei geheimen Ränken, und von maßlosem, bis zum Wahnsinn gehendem Ehrgeiz. Seine Frau war hübsch, ziemlich beschränkt, klatschhaft und trotz ihres Madonnengesichtes sehr bösartig. Als Tochter Tessés gelangte sie nach und nach bei der Herzogin von Burgund in alle Vorrechte. Sie wurde im Wagen mitgenommen, durfte an der Tafel teilnehmen und mit nach Marly kommen. Die Herzogin war ihr dankbar, weil Tessé den Frieden mit Savoyen und ihre Heirat vermittelt hatte.

Maulévrier war einer der ersten, der hinter die Geschichte mit Nangis kam. Er ließ sich durch seinen Schwiegervater bei der Herzogin von Burgund einführen, kam oft und wagte es, durch das Beispiel ermutigt, den Schmachtenden zu spielen. Da er nicht erhört wurde, wagte er zu schreiben. Man behauptet, Frau Quentin[1], eine vertraute Freundin Tessés, sei von dessen Schwiegersohn getäuscht worden; sie habe geglaubt, die Briefchen seien von der Hand des Schwiegervaters, und habe sie als belanglos befördert. Maulévrier soll die Antworten unter Anschrift an seinen Schwiegervater durch die gleichen Hände erhalten haben. Was man noch weiter glaubte, will ich unterdrücken. Wie dem auch sei, man merkte diese Vorgänge, wie man die anderen bemerkt hatte, und beobachtete das gleiche Stillschweigen. Unter dem Vorwande der Freundschaft besuchte die Prinzessin mehr als einmal Frau von Maulévrier, um mit ihr die baldige Abreise ihres Mannes und die ersten

[1] Marie-Angélique de Quentin, geb. Poisson, Gattin des Haushofmeisters, Barbiers und Ersten Garderobedieners des Königs, Jean Quentin de Villiers, 1657 bis 1731. Sie war Kammerfrau der Herzogin von Burgund.

Tage seiner Abwesenheit zu beweinen. Zuweilen wurde sie von Frau von Maintenon begleitet. Der Hof lachte. Ob die Tränen für Maulévrier oder für Nangis flossen, blieb zweifelhaft. Aber Nangis, den diese Nebenbuhlerschaft aufrüttelte, bereitete der Frau von La Vrillière die größten Schmerzen und stürzte sie in eine Stimmung, deren sie nicht Herr zu werden vermochte.

Dieses Sturmgeläut drang bis zu Maulévrier. Was ersinnt nicht ein Mann, den die Liebe oder der Ehrgeiz plagt? Er stellte sich brustkrank, trank nur noch Milch, tat, als hätte er die Stimme verloren, und verstand es, sich derart zu beherrschen, daß ihm während eines ganzen Jahres kein lautes Wort entfuhr. Er brauchte deshalb den Feldzug nicht mitzumachen und blieb bei Hofe. Er war aber so töricht, seine Pläne dem Herzog von Lorge, seinem Freunde, zu erzählen, durch den ich sofort davon erfuhr. Indem er sich so in den Zwang versetzte, zu jedermann zu flüstern, gewann er die Freiheit, dies auch vor der Herzogin von Burgund in Gegenwart des ganzen Hofes tun zu dürfen, ohne den Anstand zu verletzen und ohne Verdacht zu erwecken, mit ihr Heimlichkeiten zu haben. Auf diese Weise konnte er ihr täglich sagen, was er wollte. Bald hatte er die Welt dermaßen an sein Tun und Treiben gewöhnt, daß man nicht mehr achtgab und nur seinen Zustand bedauerte. Die aber, die am meisten mit der Herzogin von Burgund verkehrten, wußten genug, um sich nicht allzu nahe bei ihr aufzuhalten, wenn Maulévrier kam, um mit ihr zu sprechen.

Dieses Spiel dauerte länger als ein Jahr. Maulévrier bekam dabei oft Vorwürfe zu hören, und Vorwürfe sind selten der Liebe dienlich. Frau von La Vrillière hatte schlechte Laune. Dies beunruhigte Maulévrier. Er hielt Nangis für glücklich und gönnte ihm dies nicht. Zuletzt trieben ihn Wut und Eifersucht zu einem wahnsinnigen Schritt. Eines Tages stellte

er sich an die Empore, auf der die Herzogin von Burgund der Messe beiwohnte. Als sie herauskam, reichte er ihr die Hand. Er hatte einen Tag gewählt, an dem er Dangeau, den Ehrenritter, abwesend wußte. Die anderen Kavaliere, Untergebene seines Schwiegervaters, des Großstallmeisters, waren gewohnt, ihm seiner heiseren Stimme wegen den Vortritt zu lassen, und zogen sich höflich zurück, um nichts zu hören. Die Damen folgten immer in weitem Abstand, so daß er, inmitten aller Welt, von der Kapelle bis zu den Gemächern der Herzogin, wie schon öfters, die beste Gelegenheit zu einer vertraulichen Unterhaltung hatte.

An diesem Tage nun machte er der Prinzessin Vorhaltungen wegen Nangis, gab ihr alle möglichen Schimpfnamen, drohte ihr, dem König, der Frau von Maintenon und ihrem Gatten alles zu verraten, zerdrückte ihr in seiner Wut fast die Finger und geleitete sie so bis zu ihren Gemächern. Zitternd und einer Ohnmacht nahe, begab sie sich dort sofort in das Ankleidezimmer, rief Frau von Nogaret[1], die sie ihre „Liebe Kleine" zu nennen und gern um Rat zu fragen pflegte, wenn sie sich selber nicht mehr zu helfen wußte. Ihr erzählte sie, was ihr begegnet war, und sagte, sie begriffe nicht, daß sie nicht tot zu Boden gesunken sei und noch zu ihren Gemächern habe gelangen können. Nie war sie je so außer sich. Noch am gleichen Tage erzählte es Frau von Nogaret mir und meiner Frau im tiefsten Vertrauen. Sie riet der Prinzessin, einen so gefährlichen und maßlosen Tollkopf behutsam zu behandeln und sich vor allem mit ihm in nichts einzulassen.

Die Herzogin von Burgund verbrachte mehr als sechs Wochen unter größter Vorsicht und in tödlicher Angst. Ich weiß nicht,

[1] Marie-Madeleine-Agnès Marquise von Nogaret, geborene Mademoiselle de Biron, 1653 bis 1724, mit der Saint-Simon auf freundschaftlichem Fuße stand.



was sich weiterhin zutrug und wer Tessé von allem unterrichtete; aber er erfuhr es und fand als gewandter Mann einen Ausweg. Er überredete seinen Schwiegersohn, mit ihm nach Spanien zu gehen, wo er ihm alles mögliche in Aussicht stellte. Er sprach mit Fagon, der aus dem Hintergrunde seines und des Königs Kabinett alles sah und alles wußte. Als kluger, braver und anständiger Mensch verstand er Tessés Andeutungen und sprach seine Ansicht dahin aus, daß es für Maulévrier, wenn er Heilung für seine Brust und Stimme erheische, nach allen vergeblichen Mitteln, nun nichts mehr gäbe als die Luft eines warmen Landes. In Frankreich, angesichts des Winters, sei ihm der Tod sicher. Tessé nahm also zu Beginn des Oktobers Urlaub und reiste mit seinem Schwiegersohn von Fontainebleau nach Spanien ab.[1]

Aus der neuen veränderten Auflage des Buches „Der Hof Ludwigs XIV." Herausgegeben und eingeleitet von Wilhelm Weigand. Die Übertragung ist von Arthur Schurig.

---

[1] Maulévrier endigte auf tragische Weise. Nachdem er in Spanien als Günstling Philipps V. und seiner Gemahlin eine große Rolle gespielt und wegen seines Verhältnisses zur Königin viel Gerede verursacht hatte, wurde er von Ludwig XIV. nach Frankreich zurückberufen. Eine Zeitlang stand er in hoher Gunst bei Frau von Maintenon. Seine Frau, die seine Leidenschaft für die Herzogin von Burgund kannte, liebäugelte mit seinem Nebenbuhler Nangis. Dazu quälten ihn Gewissensbisse, wenn er an den Herzog von Burgund dachte. Er wurde irrsinnig. Endlich, déchiré de mille sortes de rages d'amour, wie Saint-Simon erzählt, machte er seinem Leben ein Ende, indem er am Karfreitag 1706 aus dem oberen Stockwerk seines Hauses auf das Pflaster sprang. Die Herzogin von Burgund nahm diese Katastrophe mit scheinbarer Gleichgültigkeit auf; später mußte sie erfahren, daß die Spione, die den König und Frau von Maintenon auf dem laufenden über das Hofleben hielten, alles über ihre Liebesgeschichten erfahren hatten.

Gines Perez de Hita:
Feste und Fehden zu Granada

(Aus dem ersten Teile des Romans „Die Bürgerkriege von Granada")

Groß war der Ruhm tapferer Ritterlichkeit, den sich Musa erwarb, da er vom Ordensmeister nicht besiegt worden war, wie so viele andere tapfere Ritter, die Don Rodrigo Tellez Giron mit eigener Hand überwunden und erschlagen hatte. Er hielt seinen Einzug in Granada zur Seite des Königs – seines Bruders –, geleitet von allen den vornehmsten Herren der Stadt. Sie ritten ein durch das Tor Elvira, und in den Straßen, die sie durchzogen, traten alle Damen hervor, sie zu schauen, und viele andere Leute hielten die Fenster besetzt, denn es gab was zu sehen. Derart zogen sie zur Alhambra, wo Musa von einem guten Arzte in Behandlung genommen wurde und beinahe einen Monat zur Heilung brauchte. Nach seiner Wiederherstellung begab er sich, dem König die Hand zu küssen, und traf ihn an hocherfreut über seinen Anblick, desgleichen auch all die übrigen Herren und Damen des Hofes. Wer sich aber am meisten über seinen Anblick freute, war die schöne Fatima, da sie ihn sehr liebte, obgleich er ihr die Liebe nicht vergalt. Die Königin hieß ihn neben sich sitzen und fragte ihn, wie es ihm gehe und wie ihm die Kampftüchtigkeit des Großmeisters vorgekommen sei. Musa gab Bescheid:

„Gnädige Frau! Die Tapferkeit des Meisters ist über alle Maßen groß, und er tat mir den Gefallen, den Kampf nicht fortzusetzen, um den bedeutenden Nachteil auf meiner Seite, der offenbar war, nicht auszunutzen. Ich schwöre bei Mohammed, daß mir in allem, was ich kann, ihm zu Diensten zu sein Pflicht ist."

„Vernichte ihn Mohammed!“ rief da Fatima, „weil er uns alle in solchen Schrecken versetzte und mich besonders, der, als ich sah, wie er Euch mit einem Hieb die Hälfte der Kappe und den ganzen Helmbusch abschlug, kein Tropfen Blutes mehr blieb und aller Atem ausging, so daß ich wie tot zu Boden fiel.“

Dies sprach Fatima, Mohammed Zegris Tochter, indem sich ihr ganzes Antlitz zu Farbe entzündete, so daß alle begriffen, daß sie den glänzenden und tapferen Mohren liebe, der seinerseits zur Antwort gab: „Recht leid tut es mir, daß eine so schöne Dame meinetwegen solches hat ausstehen müssen.“ Und kaum gesagt, wandte er den Blick zu Daraja, die er innig ansah, womit er ihr zu verstehen gab, daß er sie von Herzen minne; sie aber verharrte gesenkten Blickes und unverändert.

Als die Stunde der Mahlzeit gekommen war, setzte sich der König mit seinen Herren zu Tisch; es aßen aber mit ihm die vornehmsten Ritter: das waren unter anderen vier Bencerragen, zwölf Abencerragen, Abenamar und Musa; diese waren hochangesehen, und ihrem Werte zu Ehren gewährte ihnen der König seinen Tisch. Zusammen mit der Königin speisten viele Damen aus guten Häusern, das waren Daraja, Xarifa, Zaida, Saracina und Alborayda – sie alle die Blüte von Granada –, auch Galiana, die Tochter des Burghauptmanns von Almeria, die zu den Festen herübergekommen und mit der Königin verwandt war.

Der König mit seinen Rittern und die Königin mit ihren Damen speisten nun höchst vergnügt beim Klange verschiedener Musik, so von Bässen wie Flöten, Harfen und Lauten, die es im Königssaale gab. Der König unterhielt sich mit den Rittern über allerlei, besonders aber über den Kampf des Großmeisters mit Musa und über die bedeutende Kampftüchtigkeit des Meisters und seine Artigkeit, die sehr groß war. Die Damen

redeten gleichfalls vom jüngsten Kampfe und von der großen Tapferkeit des beherzten Musa und von seinem guten Anstande. Abenhamet wandte seine Augen nicht von Daraja, die er äußerst liebte, und seiner Hingabe ward nicht schlecht entsprochen, betete sie ihn ja doch an, weil er Grund bot, geliebt zu werden, höchst schneidig und tapfer war, gefürchtet und sehr geehrt und Obervogt zu Granada; solch Amt und Würde wurde aber nur Personen von höchstem Ansehen verliehen, und niemals gelangte es außer Besitzes des Rittergeschlechts der Abencerragen, wie man das aus den Chroniken ersehen kann.

Der tapfere Musa beschäftigte sich aber mehr damit, Daraja anzuschauen, als mit anderen Dingen, und tauchte so in ihren Anblick ein, daß er des öfteren gar zu essen vergaß. Der König, sein Bruder, ward des inne, und das schmerzte ihn sehr, denn auch er liebte sie im stillen und hatte ihr oft sein Herz eröffnet, obwohl sie weder seinen Worten und Klagen recht Gehör gab, noch, was ihr der König zu sagen pflegte, behielt. Auch Mohammed Zegri blickte auf Daraja. Das war ein Ritter vornehmsten Standes: er wußte, daß Musa ihr diente; desungeachtet stand er nicht ab von seinem Vorsatze, den Daraja für nichts achtete, da ihre Blicke Abenhamet galten vom Hause der Abencerragen, dem Ritter mutig und geehrt.

Während die Königin mit ihren Damen sprach, – als der König mit den anderen Rittern fertig gespeist hatte und Tänze zwischen Herren und Damen angehen sollten, – kam ein Page, abgesandt von Musa, kniete nieder und überreichte Daraja einen Strauß von Blumen und Rosen und sprach: „Schöne Daraja! Musa, mein Herr, küßt Euch die Hand und bittet Euch, wollt diesen Strauß annehmen, den er mit eigener Hand zusammenstellte und band, damit Ihr Euch seiner bedienet, ihn in der Eurigen zu halten; seht auch nicht an seinen geringen Wert, sondern die

Gesinnung dessen, der ihn sendet; denn in diesen Blumen drückt sich sein Herz ab, damit Ihr es in die Hand nehmet."

Daraja sah auf die Königin und errötete sehr; denn sie wußte nicht, ob sie den Strauß annehmen sollte oder nicht. Als sie jedoch gewahrte, daß die Königin sie ansehe und nichts sage, nahm sie ihn an, um sich nicht allzu unhöflich und undankbar gegen Musa zu bezeigen, – da er doch ein guter Ritter und des Königs Bruder war, und sie zudem erwog, daß durch Annahme des Straußes weder ihrer Ehre Abbruch geschehe noch der ihres geliebten Abencerragen, der wohl sah, wie sie ihn annahm und dem Pagen sagte, daß sie für die Gabe danke.

Wer Fatima betrachtet hätte, würde wohl erfaßt haben, wie sehr ihr das wehe tat; denn niemals hatte er ihr einen Strauß übersandt. Allein sie versuchte sich zusammenzunehmen und ging zu Daraja hinüber und sprach: „Ihr könnt es nicht leugnen, daß Musa Euer Geliebter ist, da er Euch vor Augen dieser aller diesen Strauß übersandt hat. Und daß Ihr ihn annahmt, ist ein Zeichen des, daß Ihr ihn liebt."

Hierüber beinahe beleidigt, entgegnete Daraja: „Fatima, Freundin, wundert Euch nicht, daß ich den Strauß annahm; denn ich tat das nicht zum Vergnügen, sondern um mir nicht das Ansehen einer Undankbaren in Gegenwart all der Herren und Damen hier im Saale zu geben. Könnte ich es nur mit Anstand, ich würde ihn in tausend Fetzen reißen."

Hiermit verließen sie diesen Gegenstand, denn der König gab Befehl, daß die Damen und Herren tanzen sollten, was alsbald geschah. Und es tanzten: Abenamar mit Galiana; Malik Alabez mit seiner Dame Cobayda, – sehr gut, da sie in alldergleichen unübertrefflich war; Abindarraez tanzte mit der schönen Xarifa, Venegas mit Fatima, Abenhamet Abencerrage mit der lieblichen Daraja; und zum Schlusse des Tanzes, als der

Abencerragen-Ritter ihr eine Artigkeit erwies, machte sie ihm eine Reverenz und übergab ihm den Strauß, den er mit Freuden annahm und sehr wert erachtete, da er von ihrer Hand kam.

Als der tapfere Musa, der dem Tanze zusah und seine Augen auch nicht einen Augenblick von Daraja abwandte, gewahrte, daß sie den Strauß fortgab, den er ihr – seiner Dame – übersandt hatte, ging er blind vor Wut und Leidenschaft, ohne Rücksicht auf den König und die anderen Herren, die sich im Königssaale befanden, auf den Abencerragen zu, so grimmig anzusehen, daß es schien, als sprühe er Feuer aus den Augen, und hochmütigen Tones sprach er zu ihm: „Sag mal, gemeiner und geringer Kerl! Christenabkömmling! Übelgeborener! Wo du wußtest, daß dieser Strauß von meiner Hand gebunden war und daß ich ihn Daraja übersandt, hast du es gewagt, ihn anzunehmen, ohne zu berücksichtigen, daß es der meine war! Käme nicht in Betracht, was ich dem König schulde, wo ich mich in seiner Gegenwart befinde, hätte ich deinen wahnsinnigen Vorwitz schon gezüchtigt!"

Als der wackere Abencerrage Musas unziemliches Vorgehen sah und die geringe Achtung, die er ihrer alten Freundschaft gegenüber zeigte, geriet er nicht minder als jener in Zorn und erwiderte: „Wer da sagt, ich sei ein gemeiner Kerl und übelgeboren, lügt tausendmal! Denn ich bin durchaus guter Ritter und Edelmann, und nächst dem Könige, meinem Herrn, ist hier keiner wie ich!"

Nach diesen Worten zogen die Ritter blank, um aufeinander loszuschlagen, was sie auch getau hätten, hätte sich nicht der König ins Mittel gelegt und andere Ritter. Höchst aufgebracht wider Musa, weil der die Veranlassung zum Streit gegeben, sprach der König zu ihm recht ärgerliche Worte und gab ihm, weil er sich in seiner Gegenwart solches herausgenommen, den

Befehl, den Hof zu verlassen. Musa sagte hierauf, er werde gehen; doch eines Tages, in den Christenkämpfen, werde er ihm fehlen, er aber fragen: „Wo ist Musa?" Hiermit wandte er sich, den Palast zu verlassen. Alle Ritter und Damen jedoch hielten ihn auf und baten den König, von seiner Ungnade abzustehen und die Verweisung Musas aufzuheben. Und so sehr baten die Ritter, die Königin und die Damen, daß er ihm vergab; und sie versöhnten Musa und den Abencerragen; Musa auch tat der Vorfall leid, weil er dem Abencerragen befreundet war.

Kaum war dieser Streit geschlichtet, erhob sich ein schlimmerer, und das war, als ein Ritter der Zegri – deren Familienoberhaupt – zu Abenhamet Abencerrage sagte: „Der König, mein Herr, gibt schuld seinem Bruder Musa, tut aber nicht Genüge hinsichtlich eines Wortes, das Ihr sagtet, – daß es nämlich nächst dem Könige keine solchen Ritter gäbe, als Ihr es seid, – wo Ihr doch wißt, daß es im Schlosse ebensolche und gerade so gute gibt wie Euch; es ist auch nicht guter Ritter Art, sich selbst so herauszustreichen. Wäre es nicht, daß ich Tumult im Königspalaste vermeiden wollte, sagte ich Euch, es würde Euch teuer zu stehen kommen, was Ihr in Gegenwart von so vielen Rittern ausgesprochen habt."

Malik Alabez, tapfer und kühn, der den Abencerragen nahe verwandt war, stand auf und antwortete dem Zegri mutig: „Mehr wundere ich mich, daß du allein dich beleidigt fühlst, wo es so viele und so schätzenswerte Ritter gibt, deren keiner es für nötig befand, abermals Zank und Ärgernis zu erregen. Auch war, was Abenhamet sagte, sehr gut gesagt. Denn die Ritter von Granada sind wohlbekannt für das, was sie sind und woher sie kommen, und ihr Zegri sollt nicht denken, weil ihr von den Königen von Cordoba stammt, besser oder gleich zu sein den

Abencerragen, die da Nachkommen der Könige von Marokko und Fes sind und jenes großen Miramamolin. Und die Almoradi, von denen ihr wißt, daß sie ein Zweig dieses Königshauses sind von Granada, sind gleichfalls vom Geblüt der Könige von Afrika; von uns, den Malik Alabez, wißt ihr, daß wir Nachkommen des Königs Almohabez sind, des Herrn jenes ruhmreichen Königtums Cuco. Und wir alle haben geschwiegen. Warum willst du von neuem Streit und Leidenschaft erregen? So wisse denn, daß, was ich sage, Wahrheit ist, daß es nämlich nächst dem Könige, unserem Herrn, keine Ritter gibt, die gleich wären den Abencerragen, und daß, wer das Gegenteil behauptet, lügt und in meinen Augen kein Edelmann ist."

Wie da die Zegri, Gomel und Maza, die untereinander verwandt waren, hörten, was Alabez sagte, schäumten sie vor Wut und standen auf, ihn umzubringen. Die Alabez, Abencerragen und Almoradi, die die andere Sippe ausmachten, begriffen den Entschluß jener und erhoben sich, ihnen Widerstand zu leisten und sie anzugreifen.

Als der König den Palast so voller Tumultes sah und die Gefahr, ganz Granada zu verlieren und damit das ganze Reich, sprang er auf und rief laut: „Hochverratsstrafe jedem, der sich rührt und die Waffen zieht!" Danach faßte er Alabez und Zegri, rief die Leibwache und hieß sie in Haft nehmen. Alabez ward auf der Alhambra, Zegri im roten Turme eingeschlossen und Wachen vor beide gestellt zu gutem Gewahrsam. Die Ritter von Granada versuchten zu versöhnen, und schließlich gelang das auch durch Vermittlung des Königs; doch wäre es besser gewesen, die Versöhnung wäre nicht zustande gekommen, wie weiterhin berichtet werden wird.

Ehe wir nun fortfahren, wollen wir von dem tapferen Zaide und der schönen Zaida erzählen, die jener so wert hielt, und was



in Granada so öffentlich bekannt war, daß man schon von nichts anderem sprach als von ihrer zärtlichen Liebe. Als ihre Eltern das wahrnahmen, beschlossen sie, sie mit jemand anderem zu verheiraten und das bekanntzugeben, damit Zaide von seinem Vorhaben abstehe, die Hoffnung seiner Liebe verliere und aufhöre, sich in ihrer Straße und vor ihrer Tür zu ergehen, auf daß die Ehre Zaidas nicht dermaßen geschädigt werde. In dieser Gesinnung verwandten sie viel Vorsicht ihrer Tochter gegenüber, wobei sie ihr nicht erlaubten, ans Fenster zu gehen, damit sie nicht mit Zaide spreche. Doch wenig frommten ihnen ihre Vorsichtsmaßregeln, da ihrer ungeachtet weder Zaide aufhörte, die Straße zu begehen, noch sie, ihn mit der gleichen Glut zu lieben wie ehemals. Als nun die Heirat Zaidas in aller Stadt bekanntgegeben wurde, und zwar, daß die Eltern sie an einen mächtigen und reichen Mohren von Ronda vergaben, konnte der wackere Zaide weder tags noch nachts Ruhe finden, mit allerhand Wahngedanken beschäftigt und darauf bedacht, die Heirat zu vereiteln durch Tötung des Verlobten. Er setzte keinen Augenblick aus, die Straße seiner Dame auf und ab zu wandeln, um zu sehen, ob er sie sprechen könne, ihre Gesinnung zu erfahren; denn den kühnen Mohren schreckte der Gedanke, daß seine Zaida in die Heirat einwillige. Um des Wortes und der Treue willen, die sie einander versprochen hatten, spähte er nach ihr, ob sie nicht auf einen Balkon herausträte, wie sie zu tun pflegte.

Die schöne Zaida litt nicht weniger Kummer und Sorgen als ihr Liebhaber, sehnsüchtig, ihn zu sprechen und ihm zu berichten, was ihre Eltern beschlossen hatten. So trat sie denn hinaus auf den Balkon und gewahrte den tapferen Zaide, der sich allein erging traurigen und schwermütigen Aussehens. Und wie er die Augen zum Balkon erhob und die schöne Zaida so herrlich und so prächtig sah, verließ ihn sofort sein ganzes Übel,

und er trat schüchtern unter den Balkon und sprach also zu seiner Mohrin: „Sage mir, schöne Zaida, ist das Gerücht wahr, daß dein Vater dich verheiratet? Falls es Wahrheit ist, sage mirs, verschweige es nicht und halte mich nicht weiter in Spannung. Denn wenn es Wahrheit ist, so wahr Allah lebt, muß ich den Mohren töten, der dich beansprucht, damit er sich meiner Herrlichkeit nicht freue." Die schöne Zaida antwortete ihm, die Augen ganz voll Tränen: „Ja, dem ist so, daß mein Vater mich verheiratet. Tröste dich und suche eine andere Mohrin, ihr zu dienen, wie eine solche dir bei deinem großen Werte nicht ermangeln wird. Schon ward es Zeit, daß unsere Liebe ihr Ende finde. Der Himmel kennt die Nöte, die ich deinetwegen von meinem Vater ausgestanden habe." – „O Grausame," entgegnete der Mohr, „ist das also das Wort, das du mir gabst, mein zu sein bis in den Tod?" – „Geh, Zaide," sprach die Mohrin, „denn meine Mutter kommt mich holen, und schicke dich in Geduld."

Mit diesen Worten verließ sie weinend den Balkon, und der tapfere Mohr blieb recht fassungslos, ohne zu wissen, wozu er sich entschließen sollte zur Erleichterung seiner Pein. Doch er entschloß sich, seinem Anspruch nicht zu entsagen. So ging er, ohne des Widerstreits seiner Gedanken ledig zu werden, vom Platz und ließ seine Seele dort zurück.

Obgleich nun die schöne Zaida mit Zaide all das gesprochen hatte, was ihr gehört habt, ließ sie desungeachtet nicht ab, ihn in ihrem Herzen zu lieben, und der kühne Zaide liebte sie weiter desgleichen. Das aber konnte nicht so geheim bleiben, daß es nicht vom Mohren Tarfe erfahren wurde, einem Freunde Zaides, der in seiner Seele einen tödlichen Neid barg, weil er heimlich Zaida liebte; und da er erwog, daß Zaide nie aufhören würde, die schöne Zaida zu lieben, beschloß er, Unkraut zwischen sie zu

säen und sie zu entzweien, obwohl ihm solches das Leben kostete. Denn so geht es denen, die ihren Freunden nicht die Treue halten.

Was nun den Mohren Zaide betrifft, den tapferen und glänzenden Abencerragen, so war er so leidenschaftswirr um das, was die schöne Zaida ihm gesagt hatte, daß der Gedanke daran, daß es wahr sei, daß ihre Eltern sie verheiraten wollten, ihn in Verzweiflung brachte. In dieser Sorge wandelte der kühne Mohr gar versonnen einher, und um Trost zu finden, ging er auf und nieder die Straße seiner Dame. Sie aber trat nicht mehr an die Fenster, wie sie ehemals pflegte, sondern nur bisweilen und spät, von Abend zu Abend. Denn obgleich die holde und schöne Mohrin ihn zärtlich liebte, zeigte sie es nicht, um ihre Eltern nicht zu erzürnen, und darum wagte sie es auch nicht, mit ihrem geliebten und liebenden Mohren zu sprechen. Dies schmerzte ihn sehr, und er verriet das in Aufzug und Kleidung, die er seiner Leidenschaft entsprechend trug, und hiernach beurteilten die Herren und Damen von Granada die Zustände seiner Sache und seiner Liebe. Mit solchen Qualen und Nöten wandelte nun der tapfere Zaide so einbildungsschwer einher, ohne sie seinem Geiste fernhalten zu können, daß sie ihn äußerst erschöpften und es ihm sehr schlimm zumute war. Und um sich zu trösten, begab er sich in einer Nacht, die recht dunkel war und gut seiner Absicht entsprach, voll von Liebesängsten, wohl angetan und mit sich weiter nichts als eine Laute, um Mitternacht nach der Straße seiner angebeteten Mohrin, und nachdem er sein Instrument mit vieler Schwermut zu rühren begonnen, sang er auf Arabisch folgendes traurige Lied:

Tränen, die – umsonst geflossen –
Solche Härte nicht erweicht,
Da ihr doch dem Meer entsteigt,
Seid ins Meer zurückgegossen.

Zwar in harten Felsgesteinen
Habt ihr Widerhall erregt,
Daß sie, gleichen Leids bewegt,
Mitgetönt, um mitzuweinen.

Doch weil ihr – umsonst geflossen –
Solche Härte nicht erweicht,
Da ihr doch dem Meer entsteigt,
Seid ins Meer zurückgegossen.

Nicht ohne Tränen sang dies Lied der verliebte Zaide zu den Tönen seiner klangvollen Laute, begleitet von gar glühenden Seufzern, die seiner Seele entstiegen, womit er die Ängste seiner Leidenschaft steigerte. Und wie der Mohr die Leidenschaft, die er zeigte, auch in der Seele fühlte, so empfand nicht geringere die schöne Zaida, die, sobald sie die Laute vernahm und daß, der sie spielte, ihr geliebter Zaide wäre – denn sie erkannte ihn daran –, sich ganz leise erhob und auf einen niedrig gelegenen Balkon trat, wo sie dem Lied und den Seufzern ihres Geliebten zuhörte und ihm, gerührt und in eigenem Schmerz, mit traurigen Tränen folgte, sich den Sinn des Liedes vorhaltend und der Begebenheit gedenkend, von der der Mohr sang. Denn wißt, das erstemal, daß Zaide seine schöne Zaida sah, war es an einem Johannistage in Almeria gewesen, als der Mohr ein Segelschiff befehligte, mit dem er große Handelsfahrten und Seeräuberzüge unternahm; und gerade war Zaide mit seinem Fahrzeug am Strande von Almeria angelaufen zur Zeit, da die holde Zaida sich dort mit ihren Eltern und Verwandten vergnügte. Der kühne Mohr brachte auf seinem Schiffe reiche Christenbeute mit; mit vielen Wimpeln, Bannern und Fähnchen war es verschönt und geschmückt, und das war die Veranlassung, weshalb Zaidas Vater und sie auf das Schiff gingen, es sich

anzusehen, desgleichen auch den Kapitän, der auf diese Weise mit ihnen bekannt wurde. Der tapfere und kühne Zaide nahm sie mit vieler Freude und Bewillkommnung auf, da er seinen Blick auf die schöne Zaida geworfen hatte, der er viele und reiche Schmucksachen verehrte, mit der er sein Begehren und seine Liebe zu erkennen gab; und er blieb um sie ganz liebeszerhämmert, und sie desgleichen hatte sich in den prächtigen Mohren verliebt. Schließlich verabredeten sie sich, daß Zaide nach Granada kommen sollte; er ging darauf ein, beschloß, das Meer aufzugeben und das Schiff einem Verwandten zu überlassen. In Granada aber hatte der kühne Zaide seiner Dame bis jetzt gedient. In Anbetracht des Vorgehens ihrer Eltern und des großen Mißvergnügens, das sie ihm verursacht hatte, sang er ihr nun, voll Liebesflammen, das obige Lied zu Erinnerung an ihr erstes Zusammentreffen.

Wie nun die schöne Mohrin des Schmerzes innegeworden, den ihr Liebhaber mit seinen Tönen kundgab, empfand sie das gleiche Leid wie er und trat gerührt hervor und rief ihn heran, – leise, ihrer Eltern wegen. Nicht hielt sich da der prächtige Mohr lange auf; er eilte, so rasch er konnte, an den Balkon heran; da sagte ihm seine Dame: „Wie, Zaide, immer noch harrst du aus? Weißt du nicht, daß du mich in schlechten Ruf bringst? Bemerke doch, welch Aufsehen du erregst. Berücksichtige doch, daß meine Eltern mich streng halten deinetwegen. Geh hinweg, eh du von ihnen bemerkt werdest. Denn sie haben beschlossen, daß, sollte es nicht anders werden, sie mich nach Coyn senden würden ins Haus meines Oheims. Laß es nicht dazu kommen, denn das wäre das Ende meines Lebens. Und glaube nicht, daß ich dein vergessen habe, die ich dich ebenso in meiner Seele bewahre wie ehemals. Sind die Wolken einmal vorüber, wird uns Allah gutes Wetter senden.“ Und weinend

schied sie von ihrem Liebhaber und ließ ihren geliebten Mohren im Dunkeln, da ihm sein Licht gebrach. Er aber ging verwirrt von der Stätte, da er nicht wußte, zu welchem Ende seine Liebessehnsucht gedeihen sollte.

Doch kommen wir jetzt wieder zurück auf jenes oben beschriebene Tanzfest. An ihm und den folgenden nahm auch teil der glänzende und tapfere Zaide, der Abencerragen-Ritter, der seine holde Zaida liebte, und auch sie war da; und derart war die Liebe, die sie zueinauder hegten, daß die des einen der der anderen auch nicht im geringsten unterlegen war; sie unterhielten sich aber miteinander, ohne eines des anderen zu genießen, nur durch Blicke und Worte. Eines Tages nun wand die holde Mohrin eine schöne Flechte aus ihren schönen Haaren – denn sie waren edler als Goldfasern von Arabien – und schlug sie mit eigenen Händen um den Turban ihres geliebten Zaide. Der ward davon höchst beseeligt und zufrieden und froh wegen neuer Gunst und Glücks. Da bat ihn Audala Tarfe, sein Freund, er möge ihm den Grund seiner übermäßigen Freude sagen; und wie man nun Glück und Freude nicht so sehr genießt, wenn man sie nicht mitteilt, eröffnete der ihm, auf seine große Freundschaft vertrauend, den Sachverhalt unter dem Siegel der Verschwiegenheit und zeigte ihm das kostbare Pfand, das seine Dame Zaida ihm gegeben hatte. Der Mohr Tarfe, voll Neides und tödlicher Wut, beschloß, da er sah, wie sehr der andere von Zaida begünstigt und wert gehalten wurde, das Geheimnis der schönen Mohrin wiederzuerzählen; er suchte Gelegenheit, sie eines Tages zu sprechen, und sagte ihr: „Bist du es, gnädige Frau, die Zaide so sehr liebt? Das von allen in Granada und außerhalb so geehrte, geliebte und hochgeschätzte Mädchen? Denn deine Ehre ist recht tief gesunken, da er jüngst auf einer Gesellschaft, wo man von den Liebhabern sprach, die von ihren Damen begünstigt

werden, seinen Turban abnahm und uns allen eine Haarflechte wies und sagte, sie sei von den deinen und von deiner Hand gewunden und dort angebracht. Sieh zu, ob das wohlbekannte Zeichen sind." Sie glaubte, daß dem so sei, und da die Frau von Natur veränderlich ist, wandelte sich ihre ganze Liebe in Rachsucht und Haß, und es machte ihr große Pein und Schmerz, als sie erwog, wie es mit ihrer Ehre stünde. Da ließ sie ihn rufen, und eine Magd berichtete ihr, er habe gerade vor kurzem angefragt, welche Farbe ihr an seinem Anzug genehm und wer bei ihr zu Besuch sei. Zaide kam recht fröhlich herzu, sie aber sagte ihm zornrot: „Ich bitte dich, daß du weder durch meine Straße noch vor meinem Hause dich ergehest, noch mit jemand von meinem Gesinde redest, denn meine Ehre ist sehr zu Schaden gekommen durch dich; die Flechte, die ich dir gab, hast du Tarfe gezeigt und anderen. So kann man dir in keinem Stück vertrauen, und hoffe nicht, mich jemals wieder zu sprechen." Nach diesen Worten ging sie weinend in ein Seitenzimmer, ohne daß die Entschuldigungen des verliebten Mohren etwas vermochten, der da sagte, daß, wer solches behauptet hätte, lüge. Angesichts dessen, daß die Worte zu nichts frommten, schwor Zaide Tod dem Mohren Tarfe.

Er hatte beinahe den Verstand verloren, als er ihr Haus verließ; und voll brennenden Zornes ging er, Tarfe zu suchen, ihn zu erschlagen. Er fand ihn auf dem Platze Vivarambla, wo er gewisse Dinge anordnete für die bevorstehenden Festlichkeiten. Zaide rief ihn beiseite und sagte ihm: „Warum hast du mich entzweit mit meiner Herrin Zaida, ohne der Satzung meiner Freundschaft zu achten?" Tarfe entgegnete: „Ich habe dich nicht entzweit mit deiner Dame und bin unschuldig an dem, was du meinst; du darfst von mir solches nicht glauben." Zaide bestand auf seiner Behauptung, Tarfe leugnete, und sie gaben

einander recht beleidigende Worte. Dann nahmen die Reden ein Ende, sie zogen ihre Säbel und fochten recht wacker, und Zaide versetzte Tarfe eine tödliche Wunde, an der er nach dreien Tagen starb. Die Zegri wollten nun Zaide umbringen, da sie mit Tarfe befreundet waren. Die Abencerragen eilten rasch herbei, und wäre nicht der König hinzugekommen, wäre diesen Tag Granada verloren gegangen, da die Maza, Gomel, Zegri und die von ihrer Sippe sich bewaffneten, um die Abencerragen, Gazul, Venegas und Alabez, zu erschlagen. Allein der König, unter dem Beistand der vornehmsten Herren anderer Geschlechter, erreichte so viel, daß sie sich beruhigten, und Zaide ward in Haft nach der Alhambra geführt. Die Untersuchung des Falles ergab, daß Tarfe schuldig war, und damit die Ehre der schönen Zaida keinen Makel erleide, bewirkte der König, daß Zaide sich mit ihr verheiratete, und begnadigte ihn in Sachen des Todes von Tarfe. Hiervon waren die Zegri verstimmt; nichtsdestoweniger wurden die Festlichkeiten nicht aufgegeben, da der König Befehl gab, daß sie abgehalten werden sollten.

Infolge dieses Vorfalles und der Worte, die Malik Alabez auf jenem Tanzfeste gesprochen hatte und desgleichen der Abencerrage, gedachten alle Zegri, Gomel und Maza mit bösen Absichten und Begehren, sich wegen der Beleidigung zu rächen, die ihnen in Gegenwart des Königs, der Ritter und der Damen widerfahren war; denn es hatten teilgenommen an diesem Feste die ganze Blüte und der Adel nicht nur von Granada, sondern des ganzen Reiches. Es war auch große Kühnheit gewesen seitens Malik Alabez', auch war der Abencerrage ebenfalls zu weit gegangen. Doch wo die Versöhnung zustande gekommen war, sprachen die Zegri weder davon, noch ließen sie sich etwas anmerken. Sondern die Rachsucht blieb eingewurzelt in ihrem Herzen, und um den tödlichen Haß nicht zu zeigen, von dem

sie brannten, verkehrten sie mit den Abencerragen und den Alabez, sich verstellend, wie sie nur konnten, da alle von ihrem Hause ein wirksames und großes Begehren hegten, sich zu rächen, wie sich hernach herausstellte.

Als nun eines Tages alle Zegri im Schlosse Bibatambien, dem Wohnsitze Mohammed Zegris, des Oberhaupts seines Geschlechtes, versammelt waren, sprach dieser zu allen Anwesenden folgendermaßen: „Ihr wißt wohl, erlauchte Ritter der Zegri, wie unser königliches und altes Geschlecht in Spanien und Afrika so viel gegolten hat; wie unsere Vorfahren Könige von Cordoba waren und wie unsere Ehre jetzt von den Abencerragen gescholten und verletzt worden ist. Hierüber bin ich so außer mir, daß ich vor Leid sterbe, und was mich erleichtert und erhält, ist nur das Vertrauen, das ich hege, mich eines Tages gerächt zu sehen. Der Schimpf gilt uns allen, und wir alle müssen uns Genugtuung verschaffen. Jetzt bietet uns das Glück recht gute Gelegenheit. Nutzen wir sie aus, das heißt versuchen wir auf dem Turnier oder beim Stabwerfen Malik Alabez und den übermütigen Abencerragen umzubringen. Sind die erst tot, wollen wir einen Anschlag treffen, auf welche Weise dies ganze treulose Geschlecht der Abencerragen auszurotten, die bei allen so geschätzt und so beliebt sind. Dieserhalb wollen wir am Tage des Stabwerfens wohlbewaffnet und mit Panzerjacken unter unseren Gewändern zum Feste gehen. Und da mich der König zum Anführer einer Quadrille bestimmt hat, wollen wir ausziehen, dreißig Zegri in rot und grünen Livreien, aber mit blauen Helmbüschen, den alten Farben der Abencerragen, ihnen hiermit einen Anlaß zum Ärger wider uns zu geben, damit es zum Streite komme und, wenn sich der Kampf entsponnen, ein jeder sich zeige, wie er ist; denn da wir Waffen tragen werden, ist nicht zu zweifeln, daß wir sie übel zurichten. Wir brauchen

nichts zu fürchten, denn wir haben auf unserer Seite die Maza und Gomel. Und sollte die blaue Farbe auf die Abencerragen keinen Eindruck machen, so wollen wir beim Spiel gegen sie anstatt mit Stäben mit scharfen Lanzen werfen. Dies ist meine Meinung, sagt mir nun die euere." Es antworteten alle, daß, was er sagte, recht sei, der Anschlag gut, und daß jeder sein möglichstes tun werde, um sich zu rächen. Nachdem solches verabredet worden war, begab sich ein jeder nach Hause.

Zur gleichen Zeit ordneten ihre Quadrille Musa und die Abencerragen, wobei auf Befehl des Königs Musa Quadrillenführer war; in dieser Quadrille sollte auch Malik Alabez mitreiten. In voller Übereinstimmung wählten sie sich Livreien von blauem Damast, gefüttert mit feinem Silberstoff, und blau-weiß-strohgelbe Helmbüsche entsprechend den Livreien; die Lanzenquasten blau-weiß, durchzogen mit vielem Gold; Schilde sollten sie tragen mit wilden Männern als Zeichen; nur Malik führte sein eigenes Wappen, das war ein purpurner Querbalken, darüber eine goldene Krone, nebst seinem Wahlspruch, der besagte: „Mit meinem Blut". Musa führte dieselben Schildzeichen, die er am Tage seines Gefechts mit dem Großmeister angenommen hatte, das war ein Herz in der Hand einer Jungfrau, die die Faust zusammenschloß, wobei das Herz Blutstropfen fallen ließ, und den Wahlspruch, der besagte: „Um meinen Ruhm trag ich mein Leid". Nachdem der kühne Musa die Quadrille derart angeordnet hatte, beschlossen sie noch, weiße Stuten zu reiten, deren Schweife mit Bändern von blauer Seide und feinstem Golde durchzogen werden sollten.

Als nun der vielbesprochene Tag des großartigen Festes nahe war, ließ der König vierundzwanzig Stiere, der besten, die es in den Bergen von Ronda gab, kommen; denn dort gibt es sehr wackere. Und sobald der Platz Vivarambla hergerichtet worden

war, wie es wahrhaftig zu einem solchen Feste ziemte, begab er sich im Gefolge vieler Ritter dorthin und nahm die Königslauben ein, die für dieses Fest dazu bestimmt worden waren. Die Königin mit vielen Damen nahm Platz in anderen Lauben bei gleicher Rangordnung wie der König. Alle Fenster der Häuser ringsum waren von wunderschönen Damen eingenommen. So viel Leute strömten herzu, daß es keinen Platz gab, wo sie sich halten konnten, und es kamen viele von außerhalb des Reiches, so von Toledo und von Sevilla; und von dieser letzteren Stadt kam die Blüte der Ritterschaft nach Granada beim Gerücht einer solchen Festlichkeit. Die Abencerragen-Ritter bekämpften die Stiere mit solchem Glanze und Schneid, daß sie allen mit ihrem Anblicke Freude machten, und wenn man sie so derartige Ritterlichkeiten begehen sah, spendete man ihnen tausenderlei Lob. Besonders zogen sie die Blicke aller Damen sich nach, da sie von ihnen so bevorzugt wurden, daß sich keine einzige für eine Dame hielt, die nicht einen Abencerragen liebte; überall auch, wo Ritter dieses Geschlechts auftraten, wurden sie von allen so wert gehalten und so geehrt, daß sie aller anderen Ritter Neid erregten. Mit vielem Grund aber wurden sie so von den Damen geliebt, weil sie alle feine Liebhaber und Edelleute waren, schön und mit Verstand begabt, sehr wohlerzogen und von achtungsvollem Benehmen. Niemand wandte sich in der Not an irgendeinen von ihnen, ohne daß er ihr abhalf, und sei es auch sehr auf eigene Kosten. Sie waren Verfolger des Unrechts, Beruhiger des Staates, Väter der Waisen, bis aufs äußerste bedacht auf die Erhaltung der Zustände und den schuldigen Gehorsam gegenüber ihren Königen. Sie standen sehr gut mit den Christen; denn sie machten selber Fahrten nach den Raubstaaten, die Gefangenen zu besuchen, trösteten sie, gaben ihnen Almosen und Nahrung; dieserhalb und aus anderen Gründen

waren sie so beliebt im ganzen Reiche. Niemals fand sich bei ihnen Furcht, obgleich sich ihnen die schwierigsten Fälle boten. Nun erregten sie solche Freude mit ihrem Glanz und ihrem Adel, daß die Damen und alles Volk die Blicke von ihnen nicht abwandten. Nicht weniger Pracht legten die kühnen Alabez an den Tag. Auch den Zegri gelang es, ihren Wert zu zeigen, da sie acht Stiere sehr gut erledigten, ohne daß einer von ihnen oder eines ihrer Pferde zu Schaden kam.

Um ein Uhr mittags waren bereits zwölf Stiere bekämpft worden, und der König befahl, die Hörner und Flöten zu blasen, was das Zeichen dafür war, daß alle Ritter, die am Spiele teilnahmen, sich in der Laube einfinden sollten; und nachdem sie sich versammelt, gab ihnen der König in bester Stimmung ein Frühstücksmahl. Dasselbe tat die Königin mit ihren Damen, die Schmuck und Gewänder von nie gesehener Pracht trugen, was noch gehoben wurde durch die Schönheit der, die solches gerade trug. Es hatte die Königin ein weites Brokatgewand an mit reicher Stickerei von Gold und Edelsteinen; sie trug einen Kopfputz von höchstem Wert, über der Stirn eine rote Rose und in ihrer Mitte einen kostbaren Karfunkel. Wenn die Königin ihr Antlitz wandte, waren der Glanz und das Licht, die der Karfunkel ausstrahlte, so groß, daß er das Gesicht raubte dem, der da hinsah. Die holde Daraja war in Blau gekommen, das geschlitzte Damastgewand gefüttert mit Silberstoff, der seine Feinheit durch die Schlitze sehen ließ; auf dem Kopfputz zwei Federn, eine blau, eine weiß, in den Farben der Abencerragen; ihr Aufzug stand ihr sehr gut, da sie so schön war, daß keine Dame mit ihr wetteifern konnte. Galiana von Almeria war in weißem Damastgewande von selten feiner Arbeit, das Überkleid gefüttert mit Purpurbrokat und mit einigen großen Schlitzen; ihr Kopfputz war sehr künstlich. Dieser Dame sah man an der Kleidung wohl

an, wie frei von Liebe sie lebte, obschon sie wußte, daß Abenamar ihr sehr zugetan war und ihr sehr zu dienen wünschte. Fatima, die Zegri-Tochter, trug Purpur, wobei sie mit Musas Livrei nicht übereinzustimmen suchte, weil sie sich darüber enttäuscht fühlte, daß Musa Daraja liebte und sich um deren Dienst bewarb. Endlich wiesen all die Damen, die sich bei der Königin befanden, solch eine Pracht auf, daß es äußerst bemerkenswert war. Auf einem anderen Balkon saßen die Damen vom Hause der Abencerragen, so daß es kaum einen schöneren Anblick auf der Welt geben konnte; alle die übertraf Lindaraja, die Tochter von Mohammed Abencerrage.

Berichten wir aber weiter. Es mochte gegen zwei Uhr sein, nachdem die Herren und Damen das Frühstück beendet hatten, als man einen Stier losließ von den tüchtigsten, die es unter allen gab; niemand verfolgte ihn, den er nicht in die Luft warf, und die Leichtigkeit der Pferde genügte nicht, seinen geschwinden Hornstößen zu entgehen. So groß war sein Mut und seine Behendigkeit, daß in kurzer Zeit alle Fußkämpfer, wenn auch wider ihren Willen, den Platz räumten. Als der König sah, wie er tüchtig war, sprach er zu den Rittern: „Gut wäre es, diesen Stier mit der Lanze zu bekämpfen." Malik Alabez bat um Vergunst, einen Lanzenkampf zu versuchen, und der König bewilligte es ihm. Alabez stieg aus der Laube hinab, bestieg ein Pferd, das ihm der Burghauptmann von Velez, sein Vetter, geschenkt hatte; dann ritt er eine Runde durch die ganze Bahn, und als er am Balkon anlangte, wo sich seine Herrin Cobayda befand, brachte er sein Pferd zum Niederknien; er aber beugte sein Haupt, auf diese Weise Artigkeit erweisend seiner Dame und all den anderen, die sich dort befanden. Die Dame, verliebt in ihren Alabez, erhob sich und sandte ihm einen Gruß. Er aber, hocherfreut, seine geliebte Herrin gesehen zu haben und von ihr

so ausgezeichnet zu sein, spornte sein Pferd und sprengte ab, rascher denn ein Blitz. So groß war die Leichtigkeit des Pferdes, daß es in der Karriere kaum zu sehen war. Der König und die Ritter freuten sich über den Anblick, die Zegri aber wurmte er; denn tödlich war der Neid.

Groß war das Geschrei der Menge, daß es einen grausen machte. Der Grund davon aber war, daß der Stier den ganzen Platz durchsaust, viele Leute umgerannt oder in die Luft geworfen hatte, dabei fünf oder sechs getötet und nun wie der Wind auf den Fleck losschoß, auf dem Alabez hielt. Der aber, als er ihn kommen sah, wollte etwas Besonderes leisten. So sprang er vom Pferde, erwartete den Stier kecken Mutes, den Burnus über der Linken, und als der das Haupt niederbog, um seinen Stoß zu führen und ihm einen Prall zu versetzen, warf er ihm so geschickt den Burnus vor die Augen, daß er damit allen große Freude machte. Dann packte er ihn an beiden Hörnern und zwang ihn trotz Widerwillens, ruhig zu stehen, denn groß war die Kraft, die er besaß. Der Stier versuchte sich loszumachen, um ihn zu töten, und Alabez verteidigte sich mit großem Mute, wenn auch unter großer Gefahr. Als es aber dem tapferen Mohren schien, als dauere dieser Kampf allzu lange, drehte er ihn im Halse um und schleuderte ihn mit unglaublicher Kraft zu Boden, als wäre es ein schwächliches Schaf; und als er ihn am Boden sah, trat er langsam ab mit ruhigem Gesicht, saß auf, ohne den Fuß in den Bügel zu stecken, und ließ den Stier so zerschlagen zurück und so übel zugerichtet, daß er nicht aufstehen konnte; also daß alle höchlichst über seine Stärke, Tüchtigkeit und unbezwingliche Tapferkeit erstaunten und ihm tausend Beifall spendeten. Der König ließ Alabez rufen; er aber kam herzu, als wäre nichts gewesen. Und der König sprach, als er kam: „Große Freude habt Ihr mir gemacht. Es ließ sich aber auch

von Eurem Wert und Adel nichts Geringeres erwarten. Ich verleihe Euch die Burghauptmannschaft der Feste Cantoria und setze Euch über hundert Ritter." Alabez küßte ihm die Hand für die neue Gunst, die er ihm erwies.

Es war etwa um vier Uhr nachmittags, da befahl der König das Reiterspiel. Als sie das Zeichen vernommen, traten alle Ritter, die daran teilnahmen, vor, um ihren Einzug zu halten; indessen begann eine wohlabgestimmte Musik mannigfaltiger Instrumente. Alsbald zog aus der Mündung der Straße Zacatin der kühne Musa ein mit seiner Abencerragen-Quadrille. Sie ritten zu vier und vier, schwenkten um deu Platz mit der schuldigen Ehrenbezeigung vor dem König, der Königin und den Damen und ritten einige Male rundum in Karriere mit großem Feuer und Anstand. Es befanden sich Musa, Malik Alabez und dreißig Abencerragen in der Quadrille, und sehr gut nahmen sich aus zu den schneeigen Stuten die Silberstoffe und die blauen Federn, womit sie den ganzen Platz verschönten, und deren Pracht die Damen ganz verliebt machte. Nicht mit geringerem Glanze und Feuer ritten die Zegri von der anderen Seite ein, ganz in Rot und Grün, mit blauen Federn und Haarbüschen, auf Braunen und auf den Schilden alle mit dem gleichen Zeichen, nämlich über blauem Balken einem Löwen, gekettet an der Hand einer Dame; der Wappenspruch aber besagte: „Mehr Macht hat die Liebe." Derart ritten sie auf den Platz, zu vier und vier, und vollführten zusammen in guter Ordnung einige Volten und ein Scheingefecht, wobei sie nicht weniger Freude erregten als die Abencerragen. Dann nahmen die beiden Quadrillen ihre Posten ein; man nahm die Kampfstäbe vor, entledigte sich der Lanzen, und beim Klang der Trompeten und Flöten begann das Spiel sich zu entwickeln mit viel Feuer, Glanz und Anmut, zu acht gegen acht. Die Abencerragen, die es auf die blauen

Federn abgesehen hatten, die die Zegri führten, ihr eigenes altes Zeichen, zielten – verärgert – gegen deren Turbane, um sie herunterzuholen, und das recht rühmlich. Allein sie konnten das nicht erreichen, und so spielten sie in größter Ordnung weiter, wobei es viel zu sehen gab, und erregten große Zufriedenheit bei allen, die ihnen zuschauten.

Mohammed Zegri, der mit allen seines Geschlechtes den Tod von Malik Alabez oder von einem der Abencerragen beschlossen hatte, gab nun das Zeichen, daß Malik Alabez von der anderen Seite aus auf seine Quadrille anreite, nachdem er mit dieser verabredet hatte, daß alsdann er und seine acht sich auf jenen und die Seinen werfen sollten. Nachdem sie nun sechsmal gegeneinander gerannt, rief der Zegri zu denen von seiner Quadrille: „Jetzt ist es Zeit, da man sich im Feuer des Spiels befindet. Rächen wir uns, es bietet sich gute Gelegenheit!“ Er ergriff eine Lanze mit ganz geschärfter Spitze und wartete ab, bis Malik Alabez wieder herankam mit den acht von seiner Quadrille, die der anderen Partei anzureiten, wie es bei solchen Spielen üblich ist. Und gerade als Malik Alabez, von seinem Schilde gedeckt, gegen ihn und die Seinen anritt, stürmte der Zegri vor, heftete die Augen auf Malik Alabez, zu erspähen, wo er ihn am besten treffen könnte, und schleuderte die Lanze mit einer solchen Kraft gegen ihn, daß die scharfe Spitze durch den Schild fuhr und Alabez in den rechten Arm, den sie ohne weiteres durchbohrte. Groß war der Schmerz, den der tapfere Malik Alabez von diesem Stoße erfuhr, denn er nahm nicht nur den ganzen Arm, sondern auch den ganzen Körper mit; doch begriff er noch nicht, daß er verwundet war. Er ritt auf seinen Posten zurück und legte die Hand an die Stelle, die weh tat; da wurde sie blutig. Und wo er nun auf den Arm hinsah und die Wunde erblickte, sprach er laut zu Musa und den Abencerragen: „Ritter, großen Verrat haben die Zegri gegen

uns gewaffnet: sie werfen mit scharfen Lanzen anstatt mit Stäben! Hier seht ihr mich verwundet!" Die tapferen Abencerragen griffen sofort zu den Lanzen, um bereit zu sein angesichts dessen, was da kommen mochte.

Gerade eben schwenkte der Zegri mit seiner Quadrille auf seinen Posten zurück, als Malik Alabez mit großer Wut mitten über den Platz vorsprengte und die Lanze nach ihm warf mit den Worten: „Verräter! Was du tatest, war nicht Rittertat, sondern gemein!" Der Wurf war kein Fehlwurf gewesen, da er ihm Schild und Rock durchbohrte und die Lanze ihm eine Handbreit oder mehr in den Leib drang; und der Zegri fiel beinahe tot vom Pferde. Beiderseits hatte man sich vorgesehen für das, was bevorstand; es begann ein hitziger und blutiger Kampf. Da die Zegri wohlbewaffnet waren, erwiesen sie sich im Vorteil; allein derart war die Tüchtigkeit Musas, des tapferen Alabez und der Abencerragen, daß sie nicht aufhörten, die Zegri übel zuzurichten und ihnen bedeutenden Schaden anzutun. Das Geschrei und Getöse waren groß. Als der König das Gefecht entbrennen sah, eilte er hinab auf den Platz, stieg zu Roß und ritt, mit einem Stabe versehen, unter die Fechtenden mit den Worten: „Heraus! Heraus!" Desgleichen versuchten auch alle unbeteiligten Ritter, Frieden zu stiften. An diesem Tage lief Granada Gefahr, verloren zu gehen; zumal die Versippungen und Entzweiungen unter den Fürsten und Großen so gefährlich sind, befürchtete der König ein solches; auch tat das ganze Volk sein möglichstes, sie zu besänftigen. Nachdem die Ruhe hergestellt und jeder zu seiner Quadrille zurückgekehrt war, ritten der tapfere Musa und die Seinen hinauf zur Alhambra, mit ihnen die Almoradi und Venegas. Die Zegri zogen sich zurück nach dem Schlosse Bibatambien, wohin sie Mohammed Zegri tot mit sich führten.

Die Königin und ihre Damen hatten, als sie den Ernst des Spieles erkannten, schreiend ihre Lauben verlassen, da in den

Streit Gatten, Brüder, Verwandte und Liebhaber verwickelt waren, und ihre Klagen und Tränen bewegten zu Mitleid alle, die sie hörten; besonders das Wehgeschrei der schönen Fatima um Mohammed Zegri, ihren erschlagenen Vater, deren Verzweiflungsgebärden genügt hätten, ein diamantenes Herz zu rühren. Dies unglückselige Ende nahmen die Festlichkeiten, und es blieb in Aufruhr Granada. Es blieb die Stadt voller Ärgernisses und Zwists, da die Blüte der Ritterschaft von dieser Parteiung mitergriffen war. Und der König ging sorgenvoll einher, gespannt allen Neuigkeiten entgegensehend, die sich jeden Tag am Hofe ereigneten; bei alledem bemüht, Frieden zu stiften, damit der eingetretene Schade nicht noch weiteren nach sich ziehe.

Aus dem Spanischen des 16. Jahrhunderts
übertragen von Otto Freiherrn von Taube.

Ernst Bertram: Zwei Gedichte

*

Odenwaldbrunnen

Wir bleiben Hagens Volk. Indes der Barde
Für Gold von Treue tönt, hat Meuchelmut
Schon seinen Speer bereit. Auf Halbgeheiß
Des feig Gekrönten fällt das lichte Wild,
Das schuldlos schuldige. Immer sind die Blumen
Um unsre tiefsten Quellen rot vom Mord
Am Bruder und am Freunde. Hagens Volk.

Demeter (Niederwald)

Land, Große Mutter unser, du wirst auferstehn
Und wiederfahren mächtig aus der Unterwelt,

Gewaltlos mildeste Herrin im Erdenkreis,
Du Neugebärerin der weißen Stirnen uns,
Du heilig Lehrende, du ohne Maß dich selbst
Göttlich aussäende Saat, stumme Verschwenderin
Danklosen Brots der Welt: du ohne Opferbild
Wirst am befreiten Rhein in aller Herzen stehn.
Du wirst nicht rächen. Wirst nicht sein wie sie, die kaum
Befreit, mit noch gestriemtem Handgelenk den Strick
Für deine Kinder knoten. Muttergütiger
Sei, wie du muttergroß und mutterweise warst.
Vergeltung überströme herrlich wie Gesang
Die reuelosen Völker, deine Rache sei
Unendlich wie du selber – Segen und Musik.

Aus dem künftigen Gedichtbuch „Der Rhein".

Ricarda Huch:
Aus dem Buche „Entpersönlichung"

*

Über die moderne Naturwissenschaft als Entpersönlichung und dadurch Entgeistung der Natur

Während seines ganzen Lebens hat Goethe die moderne Wissenschaft und ihre Vertreter bekämpft, indem er die Haltlosigkeit ihrer Grundbedingungen klarlegte und auf ihre Unproduktivität, das heißt auf ihren Mangel an Folge hinwies. Bacon wollte die Natur nicht mehr ex analogia hominis betrachtet wissen; Goethe betont immer wieder, wie durch die Ablösung der Natur vom Menschen sie entpersönlicht, entgeistet, zum Stoff gemacht wurde.

„Der Mensch an sich selbst," schreibt er an Zelter, „insofern er sich seiner gesunden Sinne bedient, ist der größte und genaueste physikalische Apparat, den es geben kann. Und das ist eben das größte Unheil der neueren Physik, daß man die Experimente gleichsam vom Menschen abgesondert hat und bloß in dem, was künstliche Instrumente zeigen, die Natur erkennen, ja was sie leisten kann, dadurch beschränken und beweisen will. Ebenso ist es mit dem Berechnen. Es ist vieles wahr, was sich nicht berechnen läßt, sowie sehr vieles, was sich nicht bis zum entschiedenen Experiment bringen läßt. Dafür steht ja eben der Mensch so hoch, daß sich das sonst Undarstellbare in ihm darstellt. Was ist denn eine Saite und alle mechanische Teilung derselben gegen das Ohr des Musikers? Ja man kann sagen: Was sind die elementaren Erscheinungen der Natur selbst gegen den Menschen, der sie alle erst bändigen und modifizieren muß, um sie sich einigermaßen assimilieren zu können?"

Man begreift, wenn man dies durchdacht hat, gewiß besser die eigentümlichen Worte, die Wilhelm Meister dem Astronomen sagt, der ihn den Sternenhimmel durch ein Fernrohr ansehen läßt. „Ich begreife recht gut, daß es euch Himmelskundigen die größte Freude gewähren muß, das ungeheure Weltall nach und nach so heranzuziehen, wie ich hier den Planeten sah und sehe. Aber erlauben Sie mir es auszusprechen: ich habe im Leben überhaupt und im Durchschnitt gefunden, daß diese Mittel, wodurch wir unseren Sinnen zu Hilfe kommen, keine sittlich günstige Wirkung auf den Menschen ausüben. Wer durch Brillen sieht, hält sich für klüger, als er ist: denn sein äußerer Sinn wird dadurch mit seiner inneren Urteilsfähigkeit außer Gleichgewicht gesetzt." Man bedenke, daß nach Biblisch-Goethischer Anschauung es der innere Sinn, der Geist ist, der sich die Sinne, als seine Werkzeuge, schafft und sicherlich in Übereinstimmung zu

sich schafft. Wilhelm Meister sieht zwar ein, daß er diese Gläser „so wenig als irgendein Maschinenwesen" aus der Welt bannen wird; „aber dem Sittenbeobachter ist es wichtig, zu erforschen und zu wissen, woher sich manches in die Menschheit eingeschlichen hat, worüber man sich beklagt". Diese Bemerkungen erinnern an die, welche Jeremias Gotthelf gelegentlich über den entsittlichenden Einfluß der Eisenbahnen macht, entsittlichend deshalb, weil sie das Maß der Entfernungen in einer mit den Kräften des Menschen nicht mehr übereinstimmenden Art verändert haben. Durch das ganze Maschinenwesen hat der Mensch seine Leistungen vermehrt, ohne seine Kräfte vermehrt zu haben, was auf diese Kräfte wieder herabmindernd zurückwirken, sein Selbstgefühl aber, wiederum im krassen Mißverhältnis zu seiner Kraft, ins Maßlose steigern muß.

Ich führe noch einige verwandte Aussprüche Goethes an:

„Mikroskope und Fernrohre verwirren eigentlich den reinen Menschensinn."

„Die Theorie ist nicht nütze, als insofern sie uns an den Zusammenhang der Erscheinungen glauben macht."

„Das Subjekt ist bei allen Erscheinungen wichtiger, als man denkt."

„Was ist im Grunde aller Verkehr mit der Natur, wenn wir auf analytischem Wege bloß mit einzelnen materiellen Seiten uns zu schaffen machen und wir nicht das Atmen des Geistes empfinden, der jedem Teile die Richtung vorschreibt und jede Ausschweifung durch ein innewohnendes Gesetz bändigt und sanktioniert."

„Die Sinne trügen nicht, aber das Urteil trügt."

Ähnlich sagt Schiller: „Erst mit dem Rationalismus entsteht das wissenschaftliche Phänomen und der Irrtum."

Wie Goethe es stets für richtiger hielt, nicht nur zu pole-

misieren, sondern das Falsche durch positive Leistungen zu bekämpfen, so setzte er der entpersönlichten modernen Wissenschaft eine Weltanschauung entgegen, welche den Menschen auffaßt als aus der Natur hervorwachsend, von ihr umfangen, von ihr lernend und zugleich sie leitend und beherrschend. Der Mensch ist ihm ein hilfloses, ganz und gar unwissendes, zu lenkendes Geschöpf Gottes in Gottes Hand; aber auch ein Gott, insofern er ein kollektives Wesen, ein Vertreter der Menschheit, ja der gesamten Natur ist, in welchem sie selbst sich krönt, unerschöpflich, insofern himmlische Kräfte in ihm wirksam sind, deren er sich bemächtigen kann dadurch, daß er sich ihnen gläubig hingibt. Die Erde ist ihm ein „großes lebendiges Wesen, das in ewigem Ein- und Ausatmen begriffen ist". Ebenso lebendig ist ihm die Sonne, er hätte sonst nicht gesagt, daß er sie anbete. Es gibt für ihn in der Natur keine anderen als lebendige Kräfte; auch die Schwerkraft ist ihm rhythmisch, pulsierend. Auch er zwar sucht und sieht in der Natur Gesetze, zu deren Kenntnis er durch Anschauung und Erfahrung gelangt, er ahnt und erkennt gewisse Urphänomene, in denen wie in einem allerdünnsten Schleier die Gottheit sich verbirgt; aber dies ist es eben, daß die Gottheit in ihnen lebt. Die Urgesetze sind ihm aufs innigste mit der All-Persönlichkeit Gottes verbunden, der Liebe und Vernunft nicht hat, sondern ist, des Ewig-Unerforschlichen, Ewig-Anzubetenden, der dieser Gesetze sich mit persönlicher Freiheit als persönlicher Herr bedient.

Wie die Bibel unterscheidet er Menschenwort und Gotteswort, Menschenvernunft und Gottesvernunft, welch letztere unendlich hoch über jenen steht. „Die Vernunft des Menschen und die Vernunft der Gottheit sind zwei sehr verschiedene Dinge."

Was das Göttliche vom Menschlichen unterscheidet, ist, daß das Göttliche produktiv tätig ist und eine Folge hat, welche



wiederum Reales hervorbringt, während das Menschliche wohl tätig, aber nicht schaffend, nur trennend und zusammensetzend ist. Der wesentliche Unterschied zwischen Schaffen und Zusammensetzen war Goethe wohl bekannt, und er tadelte deshalb das französische Wort komponieren als unzulänglich.

Ich erinnere wieder an den Satz: bei der göttlichen, produktiven Tätigkeit wird Kraft entfaltet und Stoff verzehrt; bei der menschlichen wird umgekehrt Kraft verdrängt und Stoff vermehrt. Ich könnte auch sagen, alles Menschliche will Dauer, Gott will Verwandlung. So erklärt sich das erschreckende Anwachsen des Stoffes in unserer Zeit und die Herrschaft der Masse; auf der anderen Seite der Mangel an Schaffenskraft und die unordentlichen Ausbrüche der natürlichen Triebe, das Verschwinden von Religion, Poesie und Kunst, die Zunahme der Geisteskrankheiten und Selbstmorde.

Diejenigen, welche diese Tatsachen und Gedanken vielleicht am ehesten zu würdigen wissen, sind die modernen Seelenärzte, und es muß anerkannt werden, daß sie als die ersten das Problem aufdeckten und auf den Zusammenhang von Verdrängung, das heißt Nichtäußerung und geistiger Erkrankung oder Verkümmerung hinwiesen.

Goethe, der von seinem Vater die Neigung sich einzumauern ererbt hatte, machte gelegentlich Schiller gegenüber folgende interessante Bemerkung: „Man weiß in solchen Fällen nicht, ob man besser tut, sich dem Schmerz natürlich zu überlassen, oder sich durch die Beihilfe, die uns die Kultur anbietet, zusammenzunehmen. Entschließt man sich zum letzteren, wie ich es immer tue, so ist man dadurch nur für den Augenblick gebessert, und ich habe bemerkt, daß die Natur durch andere Krisen immer wieder ihr Recht behauptet.“ Auch erkannte er das Dämonische in dem Ausschlag, der bei bevorstehenden Bällen das Gesicht seiner

Schwester zu entstellen pflegte. Was nun aber die Folgerungen betrifft, die die Psychiater im allgemeinen aus ihrer Entdeckung zogen, so dachten sie, daß es mit einem bloßen Sichäußern und Sichgehenlassen getan sei, und bedachten zu wenig, daß der kranke Mensch sich schon gar nicht frei mehr äußern kann, und daß erst die Gegenwirkung von außen die unwillkürliche Äußerung im Individuum hervorruft. Wer wollte sich aber vermessen, diese so herbeizuführen, wie sie in eben diesem Falle erforderlich wäre? Not lehrt beten. Im Zusammenhange des natürlichen Lebens ist für Wirkung und Gegenwirkung gesorgt; wo auf allen Seiten die natürlichen Triebe, namentlich der Machttrieb, unterdrückt werden, kann eine allgemeine Erstarrung um sich greifen und so das Übel stets vermehren. Wer weiß, wie oft die Leiden, die uns treffen, uns vor dem schrecklichsten Elend des geistigen Todes bewahren müssen! Immer ist es zuletzt einzig die Not, die mit unentrinnbaren Stößen den Funken der lebendigen Kraft aus dem Herzen der Einzelnen wie der Völker schlägt und auf die wir in gewissen Fällen als auf die letzte Retterin angewiesen sind.

Über die elektrische Kraft des Geistes

Warum ist die schließende Bewegung satanisch? Weil das Wesen Gottes elektrischer Art ist. Es liegt im Wesen der göttlichen Kraft, sich geteilt zu offenbaren, durch einen positiven und einen negativen Pol. Würden die Pole sich unmittelbar berühren, so würde Gott sich selbst zerstören, und es ist deshalb notwendig, daß mit der schließenden Bewegung zugleich der Stoff entsteht, wodurch die unmittelbare Selbstberührung der Kraft vermieden wird. Wäre nicht der Äther, der unverwesliche Stoff, in den die Kraft eingebettet ist, so könnte sie sich überhaupt nicht offenbaren. Gott in seiner Majestät ist

unentrinnbare Zerstörung. Alle Völker haben das feurige Wesen der Gottheit erkannt, ihre zugleich wärmende, segnende, lebenschaffende und zerstörende Kraft. Dem Christentum allein indessen wurde klar bewußt, daß es zugleich die Liebe ist, also das Gefühl, welches die Kraft von sich selbst abwendet auf das Du.

Christus erschien der Magdalena im Garten und sprach zu ihr, die sehnsüchtig die Arme nach ihm ausbreitete: Rühre mich nicht an, denn ich bin noch nicht aufgefahren zu meinem Vater. Es ist klar, daß nicht Er zu Seinem Schutze Maria Magdalena warnte, ihn zu berühren. Die Bibel erinnert hier an den Mythos von Semele und Jupiter, der die Geliebte, die ihn in seiner Majestät sehen wollte, bat, ihre Bitte zurückzunehmen, damit er sie nicht vernichten müsse. Göttlich ist die feurig-elektrische Kraft, die sich in der Natur und im Menschen gnädig verhüllt. „Wir haben alle", sagt Goethe, „etwas von elektrischen und magnetischen Kräften in uns und üben wie der Magnet selber eine anziehende und abstoßende Gewalt aus, je nachdem wir mit etwas Gleichem oder Ungleichem in Berührung kommen." Der Auferstandene, weder im Fleisch noch im Element gebunden, ist die freie blitzende Kraft, die den Sterblichen, der sie anrührte, töten würde. Von nun an, sagt er zu seinen Jüngern, werdet ihr mich sehen zur Rechten der Kraft und in Wolken.

Vergegenwärtigen wir uns den auferstandenen Christus, der mit göttlicher Gebärde die anbetende Magdalena zurückweist, so muß uns das Kümmerliche und Wesenlose der Geisterbeschwörungen unserer Spiritisten, der gewöhnlichen Geistererscheinungen überhaupt, klar werden. Schatten ziehen da vorüber, Selbstbetrug des Teufels, wie Luther sagen würde, Gebilde auf sich selbst bezogener oder sich selbst belügender Individuen, gegensatzlose Gespenster. Ein lebendiger Geist läßt sich

nicht beschwören, außer vielleicht, daß er auf das Gebet der Liebe durch eine innerliche Wirkung antwortete, und erschiene er, würde er den dreisten Anrufer töten.

Wie Magdalena, die Christus für den Gärtner hielt, erkannten auch die Jünger den Herrn nicht, der ihnen erschien, als bis er das Brot brach, an seiner Gebärde. Wie aufschlußreich ist auch das. Nachdem die körperlich erscheinende Form zerbrochen ist, bleibt noch das Persönliche, das Geheimnisvolle, das einmal und unwiederholt da ist, das, was unwiderstehlich zur Liebe bewegt, Schönheit und Tugend an Zauber übertrifft. Er ist es, dieser Einzige unter Millionen, der in Verklärung, in Entstellung, in jeder Gebundenheit sich dennoch durch Bewegung und Stimme geheimnisvoll verkündet.

Paul Verlaine:
Aus den Gedichten der Bekehrung

*

Heilige drei Könige

Myrrhen, Gold und Weihrauch sind
Gott ein willkommen Angebind,
dargebracht in Deinem Sinn
nimmt ers wohlgefällig hin,
aber bloß Herz zu ihm freut ihn ebensosehr,
sind auch die Hände leer.

Der Magier Reise nach Bethlehem
war dem Herrn gewiß angenehm.
Er nahm auch ihre Huldigungen
entgegen hochgeehrt,
aber Er fand Hirten und Hüterjungen
noch vor ihnen, Ihn anzubeten, wert.



In jener feierlichen ersten
Liturgie freuten den Herrn am mehrsten
die vor den königlichen Gaben und Mienen
schüchtern verschollenen Rufe zu Seinem Ruhm
der Armen im Geiste: und ihnen
gab er Sein Königtum.

Engel und Erzengel weckten
die Hirten aus ihrem Schlaf,
das Ohr der hoffend Erschreckten
zuerst die Verkündigung traf,
ihnen zuerst in verschleierter Fern
des Himmels zeigte sich der Stern.

Reich oder arm, wir vermögen
vor Dir, Herr, alle nicht mehr
zu finden als: Deine Ehr.
Du wirst die Masse wägen,
wie voll von Dir, wie hohl,
und erkennst die Deinen wohl.

Übertragen von Christoph Flaskamp.

Es glänzten ...

Es glänzten die falschen schönen Tage all den Tag lang,
nun sieh ihr zitterndes Schwingen im kupfernen Untergang.
Seele, schließe die Augen und bezwinge deinen Hang:
furchtbar ist diese Versuchung, Seele. Flieh das Verruchte.

Sie glänzten in langen Flammenhagelstrichen über den Tag
und schlugen auf allen Wein, der um die Hügel lag,
auf alle Ernte des Tales, und von ihrem Schlag
ergraute der blaue singende Himmel, der dich suchte.



F. A. Cazals: Paul Verlaine auf dem Totenbett

O geh hinweg, gefaltet die Hände, bleich und gemessen.
Denk, wenn diese Gestern unsre schönen Morgen fressen . . .
Vielleicht hat alter Wahn seinen Weg wieder angetreten . . .

Müßte die Erinnerung wohl abgetötet werden?
Ein rasender Anfall, der letzte auf Erden!
O du, geh beten gegen den Sturm, geh beten.

Übertragen von Alfred Wolfenstein.

Das linde Lied

Hört das Lied, o hört es linde
tränen, daß es euch gefällt!
Leise klagts, wie wenn im Winde
übers Moos ein Wasser wellt.

Lieb war jedem, der sie kannte,
diese Stimme einst, die jetzt,
eine Witwe, schwarzgewandet,
zaghafter die Worte setzt,

und doch stolz, da herbstlich Morgen-
wind den Schleier ihr aufschlägt,
allen zeigt, daß sie verborgen
einen Stern der Wahrheit trägt.

Und sie sagt, die rückgekehrte,
daß die Güte unser Sein ist,
daß wer Haß und Neid abwehrte,
einzig seinem Tode rein ist,

und sie rühmt den Ruhm der klaren
Einfalt, die sich Gott verband,
rühmt den Frieden, jenen wahren,
der aus keinem Krieg entstand.



Ach, nicht sucht euch zu verschließen
ihrem bräutlichen Gebot!
Einer andern Leid zu süßen
ist der Seele Gottesbrot.

Nehmt der Duldenden die schwere
Bürde, eh sie heimwärts zieht!
Und wie lind ist diese Lehre! . . .
Hört, o hört das fromme Lied.

Übertragen von Stefan Zweig.

Mirakel

Da kam ein stiller Reiter mit Namen Unglück her;
der stieß in mein alt Herz mir seinen dunklen Speer.

Mein alt Herz gab gar einen trüben Auswurf Blut;
der ist auf der Heide vertrocknet in der Sonnenglut.

Mein Auge losch in Schatten, ein Schrei ging aus mir aus,
und mein alt Herz erstarb mir in einem wilden Graus.

Drauf hat der Reiter Unglück seltsamlich gerastet,
stieg vom Pferd hernieder sacht und hat mich angetastet.

Seine Handschuhhand von Eisen fuhr in meine Wunde,
indes er einen Bannspruch sprach mit seinem harten Munde.

Und als mich also eisig durchfuhr die Hand von Eisen,
ward mir ein neues Herz geboren, da will ich Gott für preisen.

Ein Herz gar jung, gar rein und gut, das schlug wohl sonder
Fehle,
denn heller Gluten trunken genas mein Blut und Seele.



Aber schier geblendet lag ich und glaubt' es kaum;
wie einer, dem die Herrlichkeit des Herrn erscheint im Traum.

Da stieg der stille Reiter wieder auf sein Tier,
und gab den Sporn, und jählings hob er sein schwarz Visier

und schrie, und jetzt noch fährt mirs durch mein Ohr wie Stahl:
Hüt dich! so gnädig komm ich nur einmal! –

Übertragen von Richard Dehmel.

Aus der von Stefan Zweig herausgegebenen zweibändigen, den poetischen und prosaischen Schriften Verlaines entnommenen Auswahl. An den Übertragungen sind außer dem Herausgeber u. a. beteiligt: K. L. Ammer, Felix Braun, Max Brod, Theodor Däubler, Richard Dehmel, Herbert Eulenberg, Franz Evers, Ernst Hardt, Walter Hasenclever, Hermann Hesse, Wolf Graf Kalckreuth, Rainer Maria Rilke, Albrecht Schaeffer, Richard Schaukal, Johannes Schlaf.

Worte des Paracelsus

★

Gute Arbeit soll reifen

Bist du beruft ein Buch zu machen, es wird nit versaumt werden sollts sechzig oder siebzig Jahr anstohn und noch länger. Gehts in dir umb, und empfindests, so schnall nit so bald. Es wird nit dohinten bleiben, es wird herausmüssen, wie ein Kind von dem Bauch seiner Mutter. Was also herausgeht, das ist fruchtbar und gut, laßt nichts versaumen. Allein folg seiner Lehr und bitt und klopf an. Und nit, daß du wollest noch einen jeglichen Dorn für die Ehr erkennen, sondern es kommt die Stund, daß alles herausfallt. Ich gedenk, daß ich Blumen sah in der Alchemia, vermeint das obs wär auch do. Aber do war nichts. Do aber die Zeit kam, do war die Frucht auch do ... Wieviel tausend Bogen werden mit großer Arbeit ver-

schrieben: So es alles us ist, so ist es alles Narrerei. Wär demselbigen nit besser, er gedächte: stand still, laß baß waizen!

Die Kunst ist sein Gut und bester Reichtum

Ich hab ein beständiger Gut denn ihr, nämlich die Kunst ist mein Gut und bester Reichtum, das kann mir kein Dieb stehlen, kein Feuer, Wasser oder Räuber nehmen: Man nehme mir denn zuvor den Leib, die Kunst kann man mir nit nehmen, denn sie ist in mir verborgen und ein unbegreiflichs Ding, derhalben gehets mit mir dahin wie der Wind. Sehet, ein sollichs Gut hab ich, welches übertrifft Haus und Hof, Kleider, Geld, Silber und Gold, und all euer Vermögen: Denn sie ist beständig. Ob ich schon das Geld mit guten Gesellen vertummle, so ist doch meinem Hauptgut nichts abgangen, denn die Kunst ist mein Hauptgut, die verlaßt mich mit Gottes Hilf nimmermehr, da schmecket an.

Seliger ist zu beschreiben ...

Seliger ist zu beschreiben der Ursprung der Riesen denn zu beschreiben die Hofzucht: Seliger ist zu beschreiben Melosinam, denn zu beschreiben Reuterey und Artillerey: Seliger zu beschreiben die Bergleut unter der Erden denn zu beschreiben Fechten und den Frauen dienen. Denn in jenen Dingen wird der Geist braucht zu wandeln in göttlichen Werken: In den andern Dingen wird der Geist braucht, der Welt Art zu gebrauchen und ihr Wohlgefallen, in Hoffart und Unlauterkeit.

Was macht der Mensch aus ihm selbst

Wir seind all gelehrt, aber nit gleich: Alle weise, aber nit gleich: Alle kunstreich, aber nit gleich: Der sich hoch ergründt, der ist am meisten. Denn Ergründung und Erfahrung treibt in Gott, und scheucht der Welt Laster, fleucht dem Dienst der Welt, Fürstenzucht, Hofsitten, schön Gebärd, lehrt die Zungen,

in der Lügen und Fluchen auch liegt. Aber die Wunderwerk Gottes die lehren das Licht des Menschen, und fragt die Zungen nit darumb. Zucht gegen Gott, das ist des Menschen Befehl zu gebrauchen. Zucht gegen Menschen, was ists, als ein Schatten, der nichts ist? Der Mensch bezahlet kein Zucht, belohnet nichts in derselbigen, stirbt ab, und im Tod, so ist es ein Kot: Was macht der Mensch aus ihm selbst? Er lerne mehr denn Zucht, und laß Zucht stehen, und liebe seinen Nächsten: Jetzt geht die Zucht selbst heraus, wie aus einem guten Baum die Blühst, und sein Frucht. O wie groß ist der in Freuden, der seinem Schöpfer nachdenkt, der find Perlin, die nit den Säuen geben werden. Aber der den Menschen nachdenkt, derselbe sucht Perlin, wie ein Sau, die alles umbstreut und nichts find das ihr nützlich sei.

Der Arzt soll vom Unsichtbaren reden und das Sichtbare wissen

Von dem nun, das unsichtbar ist, soll der Arzt reden, und das sichtbar ist, soll ihm in Wissen stehen, gleich wie einem der kein Arzt ist, der erkennt die Krankheit, und weißt was sie ist, bei den Zeichen: Nun ist er aber darumb kein Arzt: Der ist ein Arzt, der das unsichtbare weiß, das kein Namen hat, das kein Materie hat, und hat doch sein Wirkung.

Glaube und Wissen

Ein jeglicher Weiser des Glaubens soll ein Philosophus sein: Und welcher ein Glaubiger ist, und kein Philosophus, der ist kein Weiser im Glauben. Sich gebührt eim Glaubigen zu sein ein weiser Mann, und ein kunstreich Mann, damit er wisse, was er glaube. Ein Tor, der do glaubet, der ist tot in seinem Glauben: Wann Ursachen: Die Werk machen den

Glauben, das ist, die Werk der Natur, der Zeichen, der Wunder. Dieweil nun der Glaub kommt aus den Zeichen, aus den Werken, aus den Mirakeln: So ist uns das billig zu philosophieren als ein Glaubiger, und nicht als ein Heid, und nennen uns ein Christen. Wir setzen aber do ein Unterscheid, im Glauben, und wissen, also. Welcher der ist, der do glauben will, der muß wissen. Denn aus dem Wissen, und nachdem er weißt, glaubt er: Aber demnach so solchs Wissen aus der Philosophey kommt, und darnach der Glauben, und also ein Seliger wird, so mag wohl ein Unseliger auch daraus werden, als der ist, der do weißt alle Zeichen Gottes, und Wunderwerk Gottes, und glaubts alles: Aber die Frucht seines Wissens gehet heraus nicht, stirbt ab. Diesen heißen wir einen toten Philosophum. Denn welcher viel weißt, der soll viel Frucht geben: Wo nicht, der soll für ein Lügner, und nit für ein Philosophum geacht werden. Wann wissen, darnach glauben, darnach die Frucht, das ist der Grund eines Philosophi.

Der tierische und siderische Mensch

Der Mensch erhebt sich also: Nämlich aus der ersten Matrix, das ist, aus der großen Welt: Das ist, die große Welt mit und samt allen andern Kreaturen durch Beschaffung durch die Hand Gottes, hat geboren den Menschen, dem Fleische nach zu rechnen, zu der Sterblichkeit. Aus solcher Ursachen ist der Mensch irdisch und fleischlich worden: Und dies irdische Fleisch hat der Mensch empfangen aus der Erden und Wasser. Diese Erden und Wasser ist nun das Corpus des irdischen tierischen Lebens, so der Mensch natürlich hat empfangen durch Beschaffung, durch die Hand Gottes: Dieses tierische Leben ist an ihm selber nichts anders, denn Feuer und Luft. Das ist also zu verstehen: Der Mensch, soviel sein tierisch Leben betrifft, ist

aus den vier Elementen: Das ist, das Wasser und die Erden, daraus das Corpus des Menschen beschaffen ist, ist das Haus und Corpus des Lebens. Ich verstehe allhier nicht das Leben, welchs Leben aus der Seelen, das ist, aus dem Atem Gottes, entspringt: Denn meine Meinung ist an diesem Ort nicht theologisch, sondern arzneyisch: Sondern, ich verstehe das Leben, welchs tierisch und zergänglich ist: Welchs Leben aus Feuer und Luft geschaffen. Und also ist das Corpus, so aus Erden und Wasser geschaffen ist, ein Haus des Lebens worden.

Und das ist genug zu verstehen, wie der Mensch zweierlei Leben habe, als nämlich das tierische, und das siderische Leben.

Auf daß mir aber nicht jemands möchte vernichten mein Vornehmen: Als daß ich vom tierischen und siderischen Leben traktiere: Ist von nöten, daß ich den tierischen Körper deskribiere. Denn der tierische und siderische Leib ist ein Ding und nicht zwei, und das also. Der Leib ist tot, das ist, das Corpus, als Fleisch und Blut, ist alleweg tot: Aber der siderische Geist, daraus der Mensch sein tierisch Leben hat, machet, daß das Corpus, das ist, der Leib, bewegt werde.

Daher entspringt das tierische Leben des Menschen. Und das kommt alles natürlich aus Eigenschaft und Kraft des Himmels. Als ihr sehet an dem Hahn, der schreiet die Mitternacht und den Tag an, das kommt ihm alles aus dem Gestirne.

Jetzt gebührt mir und einem jeden wahrhaftigen Arzte zu wissen, wie der Hahn, also auch der Mensch, vom Gestirn also getrieben werde. Das ist, der Himmel regiert das Leben des Menschen: Die Elemente regieren das Corpus des Menschen. Das Corpus des Menschen ist Wasser und Erden. Das Leben aber des Menschen ist Feuer und Luft. Also wird Wasser und Erden regiert vom Feuer und Luft. Daraus kommt dem Menschen seine Krankheit und Ungesundheit, auch Gesundheit.

Entstehung der Geister aus dem siderischen Leib und ihre Bezwingung durch die Nigromanten

Aber von dem siderischen Leib wisset sein Fäulung also. Er ist vom Gestirn, und nicht von Elementen, darumb so nimmt er sein Verzehrung nicht in Elementen, sondern außerhalb der Elementen, das ist, unter dem Gestirn, und muß gleich so wohl mit der Zeit verzehret werden, als der elementiert Leib, von dem, in dem er vergraben wird, das ist, vom Gestirn, wie der elementiert Leib von den Elementen. Nun folgt auf das, daß der siderisch Leib bleibt bei dem Körper, bis so lang er auch von dem Gestirn verzehrt wird: Das ist, wie sie beim Leben zu einander vermählet gewesen waren: Also durch den Tod werden sie geschieden, ein jeglicher in sein Grab der Verzehrung: Jedoch aber so bleibend sie bei einander, der ein in den Elementen, der ander außerhalb der Elementen im Luft, und in der Luft ist sein Gewalt, das ist, im Luft verzehrt ihn das Gestirn. Also verzehrt die Erden den elementierten Leib, und das Sydus den siderischen, und also nehmen beide Leib ihre Konsumation. Nun bedarf der elementiert Leib ein Zeit bis er verfaulet, einer mehr denn der ander: Also hat auch der siderisch Leib ein solche Zeit. Als sichs dann genugsam beweist, wie die Leib in den Elementen verzehrt werden: Also auch muß der siderisch Leib ein Zeit haben, bis er auch verzehrt werde. Der elementiert Leib ist greiflich, der siderisch Leib aber ist nicht greiflich, sondern wie ein Geist. Also wird der elementiert Leib gesehen greiflich, der siderisch ungreiflich: Und doch geschicht die Verzehrung auf Erden nicht bei einander vereinigt in einem, wie sie lebendig gestanden seind, sondern gescheiden von dem andern, und doch im alten Wandel, Weis und Gebärden, das ist, an dem Ort da die Wohnung gewesen ist. Also zu verstehen, der elementiert Leib bleibt im Grab und ist [nicht] mobil, der siderisch Leib aber der ist mobilis,

bewegt sich, und bleibt nicht an einem Ort, sondern er sucht die Wohnung, die derselbig Mensch bei seinem Leben gehabt hat. Nun folgt aus dem, daß der siderisch Leib möge gesehen werden: Denn Ursach, ist des Menschen Art gewesen, an den oder an den Ort zu gehen, der siderisch Leib behält denselben Gang, bis er verzehret wird, es sei auf Wucher, auf eigen Nutz, auf Geld, auf Schätz und dergleichen, dieselbigen Örter sucht dieser Leib nach dem Tod, und durchwandelts alles. Aus dem entspringt, daß man saget, ich hab dessen Geist gesehen, ich hab den sehen gehen: So es doch nur der siderisch Leib ist, der also seine Vergräbnus und Verzehrung hat: Und ist übel gesaget, daß man saget und glaubet, es sei derselbige Mensch, als wäre es gar, und endlich gar vollkommen da, so es doch keins ist, auch kein Seel, auch derselbige Mensch nit, sondern allein ein siderischer Geist. Zugleicher Weis als wann der elementiert Leib nicht vergraben wäre, so mög er gesehen werden, jedoch aber so ist es derselbig Mensch nit, aber wohl ein Stück von ihm, ein Teil von ihm, das da ist ohn Leben, tot und im Grab. Also wird der siderisch Leib gesehen, denn er mag nicht vergraben werden, denn er ist nicht greiflich, sondern ein Geist wie ein Bild im Spiegel. Nun ist der siderisch Leib auch tot, aber sein Wandlung ist an denen Enden und Orten, und in den Dingen, da derselbig Mensch, ein Phantasey und Gemüt hingestellt hat. Aus dem dann folgt, daß solche siderische Leib in derselbigen Menschen Hantierung gefunden werden, bei verborgenen Schätzen, oder an andern Orten dergleichen. Und dieses Gesicht wird gesehen so lang, bis derselbig Körper verzehrt wird, nach Inhalt seiner Eigenschaft, und nach Eigenschaft des langen Bleibens des siderischen Leibs: Denn einer wird ehe verzehrt denn der ander. Aus dem folgt nun diese Kunst Nigromantia, also daß Nigromantia das lernet erkennen, solcher Geister

Wandel, Wesen und Eigenschaft, und durch dasselb zu sagen die Heimlichkeit desselben Menschen, des dann der siderisch Leib gewesen ist: Also zu verstehen. Alles das, damit derselbig Mensch umb ist gangen, das mag durch die Gebärd des siderischen Geists erkündiget werden. Als ein Exempel: Wo er im Leben sein Gemüt gehabt hat, da stehet es auch tot hin durch diesen Geist. Als, er hat ein Schatz verborgen, da wird der Geist auch sein, so lang bis er vom Gestirn verzehret wird, und das geschicht natürlich an ihm selbst: Denn Ursach, daß derselbig siderisch Geist, bis in sein Verzehrung des verstorbenen Menschen Herz und Gemüt brauchet und übet. Gleich wie in einem Spiegel dasselbig Bild des äußern Menschen Wandel, Bewegung, Tun und Lassen auch treibt, und ist doch nichts, seind tote Ding, ohn Kraft. Also ist auch hie an dem Ort zu verstehen, daß der siderisch Geist gleich ist den Fabulen und Gesichten im Spiegel: Und soviel einer aus dem Spiegel lernen mag, was der tut oder wo er ist, wie er ist, des Bildnus im Spiegel gesehen wird, soviel mag auch einer, der da ist ein Nigromanticus, lernen vom siderischen Leib. Der nun also diesem Geist in solcher Gestalt kann ausnehmen, derselbige ist ein Nigromanticus, mag also anzeigen des verstorbenen Menschen verlassene Heimlichkeit . . .

Das Leben ist ein unsicherer Schatz

So nun alle Ding schön, gut sind, und hübsch, rein, gut bei uns, voller Seligkeit, voller Heiligkeit und aller guten Dingen: So ist es doch nit anders, dann wie ein Schatz, der von Gold und Perlen in einer Kisten liegt, und der Dieb stiehlts hinweg, und dem Hausherrn bleibt nix. Denn da wird niemands verschont, und nix angesehen, weder Nutz noch Schad, weder Frommbkeit noch Bosheit, sondern nur auf und hinweg, und sollt

die ganze Welt auf eim stehen, so ist es nix vor Gott, wird nit angesehen. Also ist unser Leben, ein unsicherer Schatz, den wir schon wohl verhüten, und ihn allweg bewahren, was wird da gehüt? Es wird in größten Aufsehen und in der besten Wacht gestohlen.

Gedenket, daß wir unser Bruder nicht sollen einen Toren heißen: Dann Ursach, wir wissen nicht was wir sind, allein Gott ist der Dingen ein Urteilsprecher und Erkenner.

Aus der von Hans Kayser in der Sammlung „Der Dom" herausgegebenen Auswahl aus den Schriften des mittelalterlichen Mystikers.

Rudolf Alexander Schröder: Vier Gedichte

★

JAPETI GENUS

Herr und Gott, Gewaltiger, erbarme!
Wolle mir zur Rechten oder Linken
Einmal, Du, mit ausgestrecktem Arme
Meinen Fuß in seine Richte winken.

Daß ichs wüßte, daß ich Dich erkannte,
Den so mancher schnöde Trug verwirret,
Der ich Dich mit tausend Namen nannte
Und mit tausend Namen mich geirret.

Wärs durchs Feuer, daß Dein Wort mich riefe,
Alle Pein des Feuers sei gelitten;
Fordre mich durch aller Wasser Tiefe,
Durch die Wasser komm ich hergeschritten.

Keiner Brücke noch so schwindelnd steile,
Durch die leere Nacht geworfene Stufen
Sind zu schmal für meines Fußes Eile,
Daß er nicht gehorchte Deinem Rufen.



Mir entgegen starren Schwert und Lanze;
Durch die Schwerter will ich blutend stürzen,
Könnt ich so nach Deines Aufgangs Schanze
Mir den Weg, den einzigen, verkürzen.

Wüßtest Du's – und weißts, gerechter Richter! –
Wie mich Ängsten würgt in dieser Enge,
Wie der Lüg und Lästerung Gelichter
Mich im Dunkel einsam hier bedränge!

Griff mich Haß, wer hält mich ihm entrungen?
Griff mich Gier, wer weiß mich zu erlösen;
Der ich Gutes will und eingezwungen
In der Bosheit wandle mit den Bösen?

Du, des Guten Meister und des Schlechten,
Alles Deine teilst Du mit den Deinen.
Lag, o Herr, für mich in Deiner Rechten
Nur der Sehnsucht Pein zu andern Peinen?

Aus der Feindschaft tracht ich in den Frieden
Derer, die an Deiner Brust erwarmen;
Ich von Dir gemieden, ich geschieden. –
Herr und Gott, Gewaltiger, hab Erbarmen!

ANIMAE DIMIDIUM MEAE

Ich hör, ich hör ein Wort: Vergangen –
Und weiß und weiß nicht, was es sagt.
Ich hör ein Wort, ein Wort: Verlangen –
Und hab doch alles, was mir hagt.

Ich sah so viele Tag und Nächte,
Ich spürte so viel Lust und Pein
Und blieb, was ich auch wollt und dächte,
Mit mir allein, – – mit DIR allein –

FRAGILEM TRUCI COMMISIT

„Een bloeiende amandeltak"

Ihr Mandelzweige, vor der List
Des wilden Winterwinds gerettet
Und – wurzellos – für karge Frist
Ins Glas auf meinem Tisch gebettet,

Im Dämmer blütenloser Zeit
Steht ihr von einem Glanz umfunkelt,
Der Salomonis Herrlichkeit
Und Cäsars goldenes Haus verdunkelt.

Ich, der ich Reiche trümmern sah
Und Throne stürzen über Reichen,
Weiß eurer holden Wildnis nah
Mit keinem Glück euch zu vergleichen. –

Des Menschen herrliches Geschick,
Begabt mit Wandel und Gebärde,
Mit aufgetanem Ohr und Blick
Und mit dem Lehn besonnter Erde,

Was hilft es ihm, der allzu frei
Kein Wagnis, keine Notwehr scheute?
Er stürzt, Tyrann, die Tyrannei
Und raubt dem Räuber seine Beute.

Ihr aber, friedlichstes Geschlecht,
Sacht aufgenährt in dunkler Hülle,
Ruht, wenn ihr aus der Knospe brecht,
Beseligt stumm in eigner Fülle.

Mir halber Trost und halbe Klag,
Der ich, umstellt vom Mißgeschicke,
Ein Wächter eurem kurzen Tag,
Ins Rätsel eures Reichtums blicke.

LUCIDA SIDERA

Daß kein Recht besteht, ich habs gelernt,
Der ich nahe war und war entfernt
Vor dem Aufgang Deiner Majestät,
Daß kein Recht besteht.

Und doch hält mich Zwang und hält mich fest
Auch im Dunkel, so Du mich verläßt,
Der ich strauchelte auf manchem Gang,
Und doch hält mich Zwang.

Wie des Freundes Aug die Freundin sucht,
Und sie selbst in aller Himmel Flucht
Keinen Anblick findet, der ihr taug
Wie des Freundes Aug,

Wie Magnetes Kraft am andern hängt,
Abgetrennt sich zu vereinen drängt, –
Du und ich, wer bannt uns so in Haft
Wie Magnetes Kraft?

Ein Geheimnis ists, das keiner lehrt,
Wie das Dunkel mit dem Licht verkehrt,
Ach, wer sagt: „Ich bins“, wer sagt: „Du bists“?
Ein Geheimnis ists.

Steige, Morgenstern; denn, wie mich deucht,
Kam die Stunde, da das Dunkel fleucht.
Aus den Wassern, Bote Deines Herrn,
Steige, Morgenstern!

Bis Er selbst erschien, und vor dem Licht
Gleich den Finsternissen mein Gesicht
Sein vergaß und weiß allein nur Ihn; –
Bis Er selbst erschien!

Regina Ullmann: Die Landstraße

Zugegeben, die Not, jene härteste, an der man zerbirst, war mir nur immer dem Namen nach bekannt gewesen. Und der Mensch ist darin wie das Tier, von dem wir sagen, wenn wir es grasen sehen: „Wenn es wüßte, was ihm bestimmt ist, es würde brüllen und in die Flucht laufen ..." Aber es geht nicht von seinem Platze. Es hat noch einen Tag und noch einen und noch einen allerletzten ... Und ich habe einst, früher noch, einen Hund im Hause gehabt, der war von einer Flucht auch noch wieder zurückgekehrt, nach schon drei Tagen. So ist auch das nichts: das Fliehen... Wir sind eben von der Welt umgeben, von dem, was uns beisteht, und von dem, was uns bedroht. Wir erkennen es nur nicht gleich. Wie bei den Feldtieren, und vielleicht auch bei den anderen Tieren, muß die Bewegung hinzukommen; die sagende, unverkennbare, wenn wir nicht ohnedies schon gewittert haben. –

Ich ging also nicht in dem Sinne des Entrinnenwollens fort von hier, sondern in gleichem, langsamem Schritte betrat ich einen Pfad zwischen den Hügeln hinauf.

Es war ein besonders glänzender Tag. Und wenn auch Gras und Blumen in dieser regenlosen Zeit keine Schönheit mehr aufnehmen konnten, es blieb ihnen da oben doch ihr eigentlicher Blumentod bewahrt, die Luft sang gleichsam. Ein Schwälbchen zwitscherte mir beinahe in meinen Mund hinein. Ein Lamm kam. Und ich sah an seinen noch liebender werdenden Umrissen, es wollte gestreichelt sein. Freilich war es um diese Weichheit nicht so bestellt, wie ich vermutet hatte. Seine Wolle war so dicht gewölbt, da, wo sie schon in Streifen wuchs, daß sie nur in der Idee gut war anzufassen. Und seine nackten Stellen waren kühl.

Es begegnete mir außer diesem Lamme auch noch ein Kind, ein wirkliches: eine seltnere Begegnung als man glaubt. Und oben, auf dem Rücken des Hügels, stand wieder ein sehr alter Hirte. All das empfand ich dankbaren Herzens. Dann aber ging es wieder von einem in die Augen fallenden Ausblick fort in die Niederungen; wohl wissend, daß mir der weite Blick nicht erhalten bleibe. Denn da oben ist seit alter Zeit her die Verführung: die falsche Hoffnung eines sich von selbst verjüngenden Lebens.

Man hatte mir genau das Haus, in dem ich wohnen könnte, bezeichnet. So fand ich es auch sogleich: mit dem Finger hätte ich darauf hinzeigen können. Das hoch reichende und beinahe bis zur Erde gelangende Dach bedeckte zugleich Wohnung und Scheune. Und wenn man glaubte, daß sich die Vögel auf diesem Dache niederließen, tauchten sie ins Gras unter oder sie verschwanden in einem Baume. So sehr in die Niederung war dieses Haus gebaut.

Aber das, was ich sagte, empfand nicht die ganze übrige Welt. Sie trennte da alles scharf, haarscharf, wie man sagt. Für sie war es ein Eigentum, verglichen mit einem nebenan, einem ärmeren, oder aber mit einem ebenbürtigen, das in der Ferne lag. Es waren Quadrate und Längsecke, die eine laute Sprache miteinander führten; diese ganze Landschaft war eingeteilt im Sinne der menschlichen Macht. Da waren zum Beispiel die Pferde; von ferne erblickte ich sie schon, eine ganze Koppel nackter bäumender Pferde. Etwas Reiches war an ihnen, etwas von unverdorbener Kraft, was auch auf den Besitzer überging. Bei diesem Bauern hätte ich gerne gewohnt. Aber das war nicht mein Besitzer; mein Besitzer war ein ganz anderer. Und er war doch scharf nebenan. Ihrer beider Eigentum schien kaum trennbar für ein unbewandertes Auge. Und nichts als das war ich. Und nichts als das besaß ich. Ich war eigentlich

noch ein Kind nur, das gerne wieder einige längst verfallene, verspielte Würfel von neuem in seinen Becher eingestrichen hätte. Aber es spielte ein Höherer mit mir als ich glaubte: dem war Ernst darum, wer gewann. Es sollte wenigstens entschieden werden. Und bei mir mußte man sehr deutlich werden. Und er wurde sehr deutlich, bis auf ein paar freundliche Augenblicke: bis auf die Schwalbe, bis auf das Lamm, bis auf den Hirten.

Es war, als wenn da unten jemand auf mich gewartet hätte. Ich beeilte mich etwas. Und wirklich: unten vor dem Hause in der Mulde wartete eine Frau. Die Glocken schlugen ringsum in den Bauernhöfen. Es war Mittagszeit. Die Kirchenglocken in den fernerliegenden Ortschaften bekräftigten es. Gott war da irgendwo. So wie auf den alten Kirchenbildern mit Mantel und Krone. Etwas jubelte in mir. Etwas in mir hatte gesiegt. Aber da wartete wirklich noch die Frau. Sie wartete vielleicht auf ein Kind. Aber wie sie mich mit diesem noch lange nicht kommenden zugleich anschaute, hatte es etwas Überweltliches. Sie kannte mich Fremde gewiß schon ebenso genau, obgleich sie doch nicht wesenhaft sich äußernd zu leben schien. Sie war ja nicht etwa eine Wirtin oder eine Bäckersfrau. Nein, das, was sie war, blieb sie, solange ich dann auch noch um sie war: sie war Taglöhnerin. Und die ersten Worte von ihr, und die letzten, die ich nach Wochen hörte, änderten nichts an dem Stand, den es gibt; ja unser beider besitzloser war auch noch jeweilen ein anderer. Und das, was uns wiederum irgendwo über der Welt zusammenbrachte, änderte auch nichts, gar nichts an dieser unwesentlich scheinenden Weltordnung.

Das war der Eintritt in das Haus. Es war ein deutlicher, und während ich da lebte, aß, schlief, schrieb, las, sang: vergaß



ich ihn doch nicht. Das Zimmer, das meines wurde, und das sie mir gleich nach wenigen Fragen gezeigt hatte, war ein ganz ländliches, und darum war es gut. Es war auch billig. Wer hätte auch in diesem Hause den Wunsch gehabt, mir mehr dafür abzufordern, als es kostete. Es gehörte ja ihnen nicht. Das Haus stand unter dem Hammer. Es stand seit nahezu sieben Jahren unter dem Hammer. Ein in der Stadt verkommener Spekulant zog die Versteigerung nur hinaus. Er setzte eine Taglöhnersfrau hinein als Bewacherin des Anwesens und außerdem eine winzigkleine Mietpartei und mich. Das heißt, für mich hatte das mir fremde, dem ich fremde Schicksal eine kleine freundliche Thule da gegraben, auf eine Weile.

Wer nach mir da hereinkam? Niemand, ich weiß es: das Haus wurde versteigert. Das, was ich nun hörte, war: die größte Stille den ganzen Tag. Zwar drehte sich unablässig eine Nähmaschine. Sie sprach gleichsam kurze und lange Sätze, eine ganze Schürze in einem Atem. Manchmal trat jemand zu einer Kommode und öffnete sie und schloß sie wieder. Das aber war nur wieder Stille der Arbeit. Die lärmt nicht, die beunruhigt nicht. Nur mit der Zeit hätte ich gern die Frau gekannt, die die Stunden so in gleichem Maße bediente. Ich fühlte gleich, wie sich ein erfundenes Idealwesen einstellte. Wie es gleichsam in ihren Fußstapfen ging. Aber dann hörte ich wieder einmal einen harten Tritt, wie mit dem Absatz gegeben, oder aber ein Lied begann. Beides war mir gleich schrecklich, beides schien ein und dasselbe zu sein. Aber man singt doch nicht etwa mit den Füßen? Man geht doch nicht in einem Gesang, einem unnatürlichen, durch das Leben? Das Leben war doch natürlich. Oder auch nicht? Machte es nicht das Unwahre zum Wahren? Hatte es nicht von jeher einen Kampf, eine Spaltung zu sich selbst zurück bestanden?

Aber da mochte die zerrissene kleine Stoßkante umgebogen sein. Die Nähmaschine begann wieder unentwegt zu säumen und zu säumen. Es war eine Lust! Und draußen sang ein Vogel, so nah, daß man ihn nicht mehr überhören durfte. (Denn wer schwer lebt, wird naturfeindlich; zuerst gegen die Vögel, zuletzt gegen die Blumen, allerletzt gegen sich ...) Das Vöglein hatte sich inzwischen auf einem der kleinen Fensterflügel niedergelassen. Ich atmete kaum. Darum auch ward es bald mehr wie ich. Es schwabbte mit dem Schwänzchen, hob das Häuptlein, als stäk ein Lied darin. Dann endlich putzte es sich sein Gefieder mit viel Energie, wie nach einem Bad. Und unter ihm war doch nur die sich schnell wieder glättende Fensterscheibe ... Ein Zittern, und es war wieder fort. Und ich war wieder da in meiner Schwere. Wie war ich nun allein, nur weil ich zu mir selbst zurückgekehrt war! Kommt man da nicht auf den Gedanken, so ein anderes Geschöpf zu beneiden? War es nicht leichter, ein Vogel zu sein? Es kam mir nicht in Frage. Ich war ich, und wenn ich mich auch besser, schöner haben wollte, so doch von mir ausgehend. Mein Herz war mir teuer; ja, es war mir nicht nur teuer, es war mir heilig. Ich hätte es bis in den Tod der Vernichtung verteidigt. Immer hätte ich mich dazu bekannt.

So war es an diesem Tag. So war es an vielen Tagen. Immer wieder gingen die Dinge einen neuen Weg, die ich lebte. Manchmal war ich teilnahmlos oder hatte gar Langeweile. Aber immer war es schließlich ein Tag des Lebens, die lebendige Niederschrift des Lebens selber, wenn man so sagen will. Meine Verzweiflung, meine Schwermut wurde dahinein von mir gegraben. Auch meinen eignen Tod würde ich selber eingraben müssen. Das wußte ich. Das behütete mich vor vielem. Denn es war trotzdem nicht sehr leicht, in diesem Hause zu leben. Erstens schwebte es, wie schon gesagt wurde, unter dem Hammer.

Es war verpfändet in unserm Gefühl. Wie beschämend das war, wie hinausweisend. Immer, tagtäglich konnte man sein Bündel bereithalten... Dann hatte das Haus auch keine Glocke. Alle anderen läuteten um Mittags- und Abendzeit, wenn sich die Glocken der umliegenden Kirchen schwangen. Dieses Haus blieb stumm. Es war eben schon nicht mehr. Es besaß auch kein Vieh, nicht einmal Kleinvieh. Und wenn es das auch gehabt hätte... Es gehörte ja bereits nicht mehr ihm.

Nur das Gärtchen noch mit den buchsbaumumsäumten Beeten predigte fortwährend einen Besitz, predigte Sparsamkeit und Fortdauer des Lebens. Es dufteten von dorther Levkojen und Reseden; und der ernsthafte Spinat ging da getreulich seine ihm vorgeschriebenen Saatwege. Vögelchen hielten sich auf bei jungen Salatköpfen. Es schien ihnen außerordentlich zu gefallen in diesem Garten. Und wem gehörte nun er? War er nicht nur das Sträußchen auf eines Bettlers Hut? Nein, als das durfte man ihn nicht verunehren. Er war doch Fleiß. Täglich goß ihn eine Hand, jätete, harkte die spröd gewordenen Beete...

Manchmal sah ich in das Gesicht der Arbeitenden. Ein kleines, verwelktes, aber immerhin noch nicht alterndes Gesicht war es. Es hatte schwarze, hervorstechende Augen. Die Haare, gleichfalls die dunkelsten, fielen in einer unglaublichen Frisur herein. Es war der Turmbau zu Babel, ins Modernste und Kleinlichste übersetzt. Im übrigen war es wieder Landfrau. Ein Nachtjäckchen legte sich in seinem breiten Schwung um einen derbgestreiften Unterrock. Schließlich waren noch die Schuhe, wenn sie ferne fort sich bewegten, bemerkbar. Es waren Halbschuhe aus Lackleder, aus verblichenem. Wenn sie so beieinander standen, wars, als ginge es da schief abwärts oder

als wollten sie etwas erreichen – so auf ihren äußersten Spitzen standen sie. Es waren Tanzschuhe, das sagte ich mir. Ich dachte an die Nähmaschine, an das Lied nebenbei. Also das sah so aus? O Gott, ich hatte vielleicht seine verdorbensten Triller noch nicht gehört. Vielleicht war es mir so vorgesungen, gleichsam erst ein unschuldiges Schullied gewesen, eine harmlose Vorstadtdarbietung. Und diese ältliche Figur da draußen war noch etwas ganz anderes.

Und ich fühlte schon: ich durfte sie mir nicht ersparen. Ich durfte nicht in mein Klausnerdasein zurückkehren, wie es mir immer so lieb war – ehe ich das hier enträtselt hatte. Es war nicht erlaubt, mit einer selbstgedachten und selbstgefügten Person sich zu begnügen; auch wenn sie lebte, wirklich lebte, neben mir, wie ich sie sah. Ich mußte in ihrem Leben stehen, so wie in einem ungetrennten Raume. Sie mußte in mein Leben herüberragen. Und diese beiden Leben mußten miteinander kämpfen und siegen und unterliegen. Erst dann war es nicht nur nichtige Phantasie, erst dann war es das Leben selber.

Dies war meine nächste Einsprechung. Und sie traf mich stark. Sie schlug mich gleichsam. Aber sie war auch gleichzeitig eine Berufung, und so arm und schwach wie ich war, durchzitterte sie mich darum mit der Begierde des Ehrgeizes.

Es war inzwischen Abend geworden an diesem Tage. Die Taglöhnerin hatte meine abgegessene Mahlzeit abgeräumt. Es berührte ein roter Himmelssaum mein Fensterbrett. Wie ein sich selber teilender Blutstreifen trennte er sich daselbst und versank rechts und links in die Ecken. Es wurde Nacht. Also, es war alles bereit. Das Theater dieses Lebens konnte nun beginnen.

Ich gab meinen Gruß. (Meinen ersten, denn die früheren waren eher ein sich ferner rückender Blick gewesen.) Und wie



alles, was lange aufgespart gewesen, drang er nun erwidernd, kaum geheißen, hervor, kollerte mir gleichsam bis vor die Füße.

Es erschauderte mich, wie schnell das Gespräch gedieh, wie es sichtlich unter meinem Fenster emporschoß.

Jetzt stand schon die Frau da mit ihrem Erstaunen über mein Leben. Daß ich es hinnahm. Ich hätte es zwingen sollen. Sie hatte recht, ohne es zu wissen. Denn sie schien viel klüger, als sie in Wirklichkeit war. Es war im Grunde gleichsam alles, was sie sagte, nur eine armselige Spekulation über ein Haus, das schon unter dem Hammer lag ... Eine Spekulation, bei der zwar für sie nichts heraussah, für mich nichts heraussah, für niemanden etwas heraussah. Aber immerhin war es eine. (Wir handeln ja alle gern über die Köpfe der andern hinweg.) So hörte ich auch geduldig zu, als sie mich frug.

Warum ich da war. Das war sehr viel gefragt. Ich war da, weil ich allein war.

O Gott ... Wenn man einen Stein fragt, warum er allein ist; warum er aus dem muntersten Zusammenhang herausgekollert ist auf eine einsame Stelle ... Ich antwortete ihr nicht. Ich redete überhaupt beinahe nie an diesem Abend. Sie aber sprach für mich. Auch nur dann war es ein Vergnügen, überhaupt zu reden ... Sie dachte darum lange nach, bis sie an meiner Statt beantwortete. Prophetisch. Und zugleich mit ihrem eigenen Maßstab sagte sie mir voraus, wie es mir zumute sein würde:

Mir würde, wenn ich in meiner Einsamkeit verharrte, nie wohlig werden im Leben. Ich sollte mirs gründlich überlegen. Denn das Leben müßte doch schön sein, schön mit der Welt sein. Sie war der Fenstervorhang, sie war der Geranienstock. Sie war die Uhr und die Lampe. Sie war unser Bett, unser Tisch. Sie war die Tür, zu welcher wir hereintraten und zu welcher

wir wieder hinausgingen. Und war sie nicht da, die Welt, so war alles nur Kulisse, windige Kulisse, und vor dieser Tür war nichts, war der Abgrund. Unser Abgetrenntsein war da, unsere furchtbare, selbstgeschaffene Absonderung.

Das erwartete mich. In Wirklichkeit war sie jetzt schon da, heraufbeschworen durch ihre Worte. Denn wenn es auch vielleicht nicht gerade diese waren, es waren doch die Worte, die ich hörte, und wiederum sie, die sie aussprach, die Frau mit der babylonischen Haartracht und den vertanzten Lackschühchen.

Ich erschrak. Aber ich rührte mich nicht. Nun kam sie daran.

Die Nacht war inzwischen eingeordnet in sich. Der Zaun war nah gerückt, als sei er auch gesprächig geworden. Die Levkojen waren ein sinnlicher Eindruck geworden, die Reseden ein an den Geruchsinn gehaltenes Sträußchen. Der Spinat war in langsamem, nachdrücklichem Schritt gleichsam in die Erde gegangen; und der Salat, weltlich oberflächlich wie er war, längst verschwunden. Nur die Buchsbaumumfassungen mit ihren Geschwisterpaaren, den Wegen und den Beeten, hatten Beziehung zu den Sternen gewonnen. Zwar eine sentimentale, singende, beinah sich selber veräußernde. Aber immerhin war es eine Beziehung zu den Sternen, und das war nicht gering-zuachten. Ich schaute feierlich empor; dankbar. Diese waren da. Und daß wir sie nur sehen konnten, war schon ein solch unerhörtes, göttliches Geschenk, eine Gegengabe unserer Einsamkeit . . .

„Nimm du, was du willst", dachte ich mir. „Ich will aus mir heraus in diese Sterne schauen. Und sollte mich das Leben, einsam wie es nun schon einmal war, dennoch drängen, zu zweit zu sein, so doch nur wiederum als alleinige . . ."

Ich war recht gut daran. Aber die Frau, die nun bereits auf meinem Fenstervorsprung saß, und die ich nicht mehr sah, sondern



nur, mehr als mir lieb sein konnte, fühlte, nahm mich beim Arme. „Sie," sagte sie leise, als habe auch sie dieses Wort von den Sternen gehört (natürlich war sie allwissend im gemeinen Sinn), „Sie sollten einmal das Leben so von vorne anfangen müssen, wie ich es gemußt in meinem Elternhaus. Dann würde Ihnen das Nicht-Wollen schon vergehen."

„Mein Vater," – ohne mich noch zu fragen ging sie so weit zurück – „mein Vater ist ein fleißiger Barbier gewesen. Er ist auch an seinem Berufe gestorben, wie alle tüchtigen Leute. Sie müssen wissen: Wiener-Vorstadt. Da ist es keine Kleinigkeit, sein Brot zu verdienen. Und viele Kinder. Aber meine Mutter war vom Lande, die hat nicht viel Wesens um uns gemacht. Wir mußten eben arbeiten. Und jeder ist etwas geworden (und dann, wenn man schon immer meinte, es würde nichts mehr aus ihm). Einer ist Schneider, einer ist Glaser, einer ist Oberkellner geworden, einer Barbier, einer Schuster, einer Eiskonditor. Bitte, Sie müssen wissen: alles ohne einen Heller Geld. Wenig ist das nicht. Er ist auch stolz darauf gewesen, mein Vater. Ich war seine jüngste Tochter. Ich sollte nähen lernen. Mich hat er am liebsten gehabt."

Während sie das sagte, schaute sie im Dunkel sehr stolz auf mich herab. Ich hatte dies alles nicht gehabt. (Oh, wie sie das wußte! Meine Kindheit, ohne das Vorbild eines Berufs, war wieder in sich zurückgegangen.)

„Sehen Sie," predigte sie (sie hatte jetzt schon den Buchsbaumgarten wie einen Mantel fröstelnd umgetan und die Sterne entliehen aus der Ferne – was ist diesen Menschen nicht alles möglich –), „sehen Sie," predigte sie, „es ist immer was wert, wenn man so etwas kann." (Sie meinte wohl ihre Fertigkeiten.) „Überhaupt kann man alles brauchen. Ich hätte nicht geglaubt, daß mir das Singen und das Zitherspiel

noch zu etwas wert sei. Diese Lieder und Tänze, die nur zur Kurzweil gelernt wurden." (Und sie ersparte mir nicht eine Probe davon.) Ich stand nun schon ganz im Dunkel. Sie aber wurde immer sichtbarer; wovon? Sie nahm ihre Stimme, schien wie an einer Zither gleichsam zu zupfen und begann ein Lied. Irgendein fernes Orgelmannslied war es, wie es die Blinden am Freitag in allen Höfen noch jetzt in Wien singen mögen. Ich horchte. Ich vergaß, daß sie es war. Es war wieder ganz Sternennacht und eine unerhörte Pracht dort oben. Mußte es so schön werden, daß die Blumen verdunkeln und die Vögel verstummen durften? Ich sang, leise, aber ohne Melodie.

Da nahm mich die Nachbarin von neuem beim Arm. Sie wollte mich anscheinend in dieser Nacht noch überzeugen. Ich horchte auf.

Sie erzählte immer noch von zu Hause. Es mußte ihr heimelig sein. Neben der Baderstube war noch eine kleine „Hausstube", wie sie es nannte. Und da stand die Zither. Besonders am Samstagabend, vor dem Sonntag, wurde ihr Spiel gerne gehört. Da zitterte das Geschäftsglöcklein an der Eingangstüre immer von neuem. Und mancher Gast verweilte länger, als er gemußt hatte. Daher kam es denn, daß sie nicht bei der „Nähet" blieb. „Man wird eben fortgezogen", sagte sie. „Und zumal, wenn man jung ist. Was versteht man da schon viel von Beruf. Das, was das Angenehmste einem ist, ist einem auch das Erwünschte." Und sie erzählte, in meine Stube hereingelehnt, weiter: „Ich wurde Zitherspielerin, und dann Brettlsängerin. Ich habe vieles auch gelernt, was zu dem Beruf der Taschenspielkünstler und der Akrobaten gehört." Ich horchte aufmerksam zu. Ich hoffte wohl, auch was zu lernen.

Eine Luft war jetzt, als sei die ganze Welt eine große Sammetblume. Einige Leuchtkäferchen begannen zu leben. Was ihnen wohl die Nacht war? wenn eines sich entfernend dem andern nachflog ... Aber dieses Wesen da, neben mir, veränderte sogar diese Nacht. Aus der einzigen Sammetblume machte sie lauter dauerhafte, kleine Blumen auf ihr Altershütchen. Und die Leuchtkäferchen mußten ihr heimleuchten, eiligst noch heimleuchten zu einer verspäteten Stunde.

Wo war da die Wahrheit der Wahrheit, wo war da die Nacht, die beseligte. Wenn sie sich jedem anbot ... Dieser hier und jedem ... Ich schämte mich. Es ist wunderlich für einen armen Menschen, sich für die Nacht, für den Himmel zu schämen. Aber das Nachbarwesen blieb immer noch stehen. Sie tat nichts desgleichen. Sie probierte bereits ein neues Lied. Es hatte nicht mehr diese gereizte Jugendstimme. Zitherspiel war auch keines mehr dabei. Dagegen etwas Jahrmarkt. Etwas; sie wollte nicht. Sie hätte mir das niemals eingestanden. Aber ich hörte es auf einmal aus allem heraus; ich war auf einmal scharfsinnig.

„Sie wird doch um alles in der Welt kein Kind haben", dachte ich mir, im geheimen erschrocken. So wie sie da vor mir stand, sichtbar und unsichtbar, war sie das Unkindlichste, was man sich denken konnte. Sie konnte nicht einmal je eines Kindes Schatten gewesen sein. Und doch ... Wo war noch in der menschlichen Natur Ordnung, Zuversicht und Wahrheit, wenn sie so verbog? Und war nicht ich ihr übertriebenes Gegenspiel: die Übertreibung der Wahrheit?

Nacht war jetzt. Nacht. Keinem gab sie mehr sich teil, keinem nahm sie mit Willen sich fort. Nur wir waren es selber, die da die Gerechtsamen spielten; zu unserem eigenen Schaden vielleicht. Ich war müde, ich wußte selbst nicht wie. Und

dennoch konnte ich nicht fort von hier. Schwer wie ich mich selber wußte, war ich gebannt und mußte den Verlauf dieses fremden Daseins mit anhören. Ein Käuzchen rief bereits. Ein Vöglein duckte sich zurecht in ängstlichen Tönen, als habe es der Raubvogel schon beim Kragen, und doch war es vielleicht erst im Traum.

Traum, Sang, Klang gingen durcheinander; wie die Leuchtkäfer verfolgten sie sich. Es war kein rechter Bestand. Das Singen und Fliegen und Tanzen war eben ein Beruf für Vögel, Blumen und Schmetterlinge, allenfalls auch für Leuchtkäfer, aber nicht für Menschen. Und gar für solche, die das Leben schon satt hatte, ehe es sie begann ... Oh, diese Vorstadtkreatur! Es schrie etwas in mir. Vielleicht war es auch meine Müdigkeit.

Der Nebel ging auf den Wiesen wie eine Herde ferner Schafe. Der Wind trieb sie vorwärts. Eine Stunde wandelte um die andere.

Sie aber war gar nicht müde in dieser Nacht, meine Nachbarin. Sie redete immer noch weiter. Sie erzählte mir die Jahre. Das ist eine eigene Aufgabe, das kann nicht jedes ... Wie sie mit dem Teller sammelte, was sie wieder ausgab. Und wie jeder Gewinn in Gewinne geteilt wurde. Und wie dabei jeglicher Gewinn so klein wurde, daß es kaum mehr betrug als einen halben Tag, jeden Tag. „Der Tag war", wie sie so furchtbar sagte, „oft nur halbbekleidet." Und dabei war das Singen und Tanzen natürlich schon längst kein Singen und Tanzen mehr. Und die zu Hause hatten ein ehrliches Gewerbe, nur sie trieb sich herum in kleinen Städten und Marktflecken, beinah auf der Straße ...

Da konnte man sich nicht verwundern, daß sie meine große Sammetblume allmählich zu kleinen verschnitt. Sie erzählte



es mir ehrlich: sie beschloß, sie wollte heiraten. Es war ihr plötzlich eingefallen. Es war, als sähe ich selber den Abend in dem kleinen Garten, als sie das beschloß. Sie zog ihn, diesen Garten, gleichsam zu mir heran. Ein Buckliger saß an dem Tische unter den Kastanien. Er war es, dem sie gefiel. Ja, sie gefiel ihm. Er hatte Augen. Augen, nicht für heute und morgen, die hatten ja viele. Er hatte Augen für die Dauer der Dinge. „Siehe," sagte er sich, „der Tanz wird bald aus sein. Das Lied wird bald aus sein. Aber das Leben währt länger als Tanz und Lied. Vielleicht kann sie das einsehen. Und wenn sie das einsehen kann, wird sie auch mich sehen."

Damit stand er auf und ging wieder. Aber immer, wenn wieder Vorstellung war, fand er sich wieder unter den Bäumen ein. Und einmal hatte er sogar eine Blume im Knopfloch. – (Ein Wind kam, als strählte er uns jetzt schon für den Morgen.)

Sie hatte aber inzwischen auch noch anderes im Sinne. Sie würde sonst auch nicht gar alles gesehen haben, was vorging. Aber immer wieder kamen auf irgendeine Weise ihre Zukunftspläne aufs neue ins Wanken durch neue Ereignisse. Denn wenn auch sie und ihre kleine Truppe außerhalb der ehrsamen menschlichen Gesellschaft der kleinen Städte stand, so kamen sie doch, die kleinen Städte, sie anzusehen. Sie besonders, sie. Denn sie hatte ein besonderes Spiel. Da war sie in blauem Samtkleide und warf mit Goldsternen. Das gefiel ihnen immer am meisten. Sie klatschten da soviel. Sie gaben auch einmal sogar Blumen. Das war ihr noch nie vorgekommen. Einen vor allen, den schilderte sie. Das war ein großer Mensch mit roten Haaren. Der hatte sich wirklich an sie angeschlossen. Er ließ die Truppe leben. Der Wein kam immer von ihm. Und immer saß er am ersten Platz. Wirklich ein Mensch. Ein Richtiger war er, das konnte man ja sehen. Sie knüpfte Gedanken daran, Gedanken,

die sie ja schon seit längerem gehabt hatte. Er war nämlich keiner von den Unsoliden, die sich den Lohn vorweggholten. Er hatte nämlich auch seine Gedanken. Er wollte auch heiraten. Und gerade sie. Es war in ihrem Gemüte schon ein ordentliches Hochzeitsfest angerichtet. Der Bucklige war dabei vertrieben. Das heißt, er saß im Schatten. Die Lampions schwankten wie bei Gewittern mit ihren unruhigen Farbenköpfen. Dazwischen die Sterne, die nie ihre Wahrheit verlieren. Dazwischen die Sterne, die das alternde Mädchen auffing und auffing. Es war wirklich zum Staunen.

Am Morgen der Tanznacht wollte sie Ernst machen, erzählte sie mir. Da wollte sie abschließen mit dem Leben, mit dem halb unehrlichen Gewerbe. Sie wollte auch nicht einen Buckligen heiraten. Sie wollte einen heiraten, der gesund war und starke Glieder hatte und ein einkömmliches bürgerliches Gewerbe betrieb. Diesen wollte sie heiraten. Es war keine Frage mehr. Der Bucklige war vergessen. Mochte er ihr die Geige spielen zu ihrer Hochzeit! Denn er war bescheidenerweise Musiklehrer und suchte sich täglich sein Brot, während der andere es sozusagen schon besaß: er war Metzger. Jeder konnte sich davon überzeugen; davon, daß er es war; und außerdem, daß er es in der geschicktesten Weise war. Sein Laden stand immer voll, bis zur Treppe, von schwatzenden Mägden. Und wenn ihn auch keine Bürgerstochter genommen hätte (denn Metzger sein ist eben Schlächter sein, und Schlächter sein an der äußersten Grenze ehrsamer Geschäfte), so würde es doch noch ein rechter Mann für sie. Sie, die zuletzt schon mit den Sternen gespielt hatte und auch längst nicht mehr Bürgerkind genannt werden konnte.

Und innerhalb der Welt wollte sie sein. Das fühlte sie immer mehr. Innerhalb, nicht da, wo sie mich hinprophezeit hatte.

Ich selber aber stand und fror bereits. Die Nacht hatte nun alles abgelegt, ihre Nebel, ihre Schatten. Es war Mondtag. Er war die Sonne der Nacht geworden. Meine Hand war silbern, die unsicher sich am Fensterpfosten hielt. Meine Augen selber fühlte ich Mond werden. Der Schlaf kam.

Aber, als wollte sie mich töten, sie, die abgewandt dieser Pracht stand, sprach weiter, immerzu weiter.

Sie erzählte die Nacht, die sie den Polterabend nannte. Sie erzählte vom Tanzen. Es spielten sogar Geigen. Eine ganz feine Geige spielte, eine selbstgebaute, verständige Geige spielte.

Es war jetzt umgekehrt: sie wurden zu Publikum, endlich einmal, und jene blieben nur Musikanten. Mochte auch einer darunter sein, der besser war.

Ach, und die Not sollte jetzt ein Ende haben. Nicht einmal mit dem bescheidenen Leben hielt sie es mehr, mit dem spärlich auskommenden. Die Not sollte jetzt ein Ende haben. Wie man da tanzen konnte.

Das war ein richtiger Polterabend, eine Polternacht.

Sie schaute mir tief forschend in die Augen, die Nachbarin. Ob ich erriet? Sie wollte sich jetzt plötzlich das Reden ersparen. Ich wußte nicht warum. Ich war eingeschlafen wie ein Tier, im Stehen. Ich war weggewesen. Freilich nur einen Augenblick. Augenblicke des Schlafes sind bei Nacht wie eine Ferne von Stern zu Stern. Wankend (denn der Boden unter mir war durch ihr Gespräch mir bis auf das letzte, ärmste Fleckchen fortgenommen), wankend sah ich sie vor mir stehen, die Frau, in der Haartracht, in dem Jäckel, mit den Schuhen, so, wie ich sie mir getreu eingeprägt hatte. Es war, als wogte ich vor und zurück, sie aber war unbeweglich.

Trotzdem aber wunderte es mich, daß sie noch da war. Es waren doch abertausend Jahre verstrichen.



Die Nacht hielt mir nachsichtig die Reseden und Levkojen vor das Angesicht ... Ich atmete. Lange.

Und inzwischen tanzten die Leute fort in irgendeinem Garten. Ja, ich sah sie lärmen und sich drehen, ohne daß sie, die Nachbarin, mehr viel darüber zu reden brauchte. Sie schaute nämlich immer noch in das eine Wort, das sie nicht gerne sagen wollte. Sie wartete förmlich, bis Tanz und Trunkenheit bis zum Unnatürlichen gesteigert waren. Bis es selbst von den Lippen sprang, dieses Wort, von ihren jetzt doch ganz nüchtern scheinenden Lippen ...

Eine aus ihrer eignen Gesellschaft war es, die es schließlich zuerst gesagt hatte, dieses Wort. Und daß es wahr war, merkte sie alsogleich an dem Stillstand des Tanzes, an dem plötzlichen Lebloswerden ihres eignen Tänzers. „Henker" hatte eines aus ihrer Gesellschaft gesagt.

Und dann, als ob es niemand noch verstanden hätte, berichtete dieser Gast ausführlicher:

„Ja, Henker, ehe du Metzger wurdest, bist du Henker gewesen. Darum nimmt dich auch kein bürgerliches Mädchen. Darum mußt du eine von unsrer Truppe heiraten. Ja, Henker bist du gewesen, Henker und Henker."

Es war, als drehe sich die Welt. Ho, lachend sah ich einen Stern fallen. Still, vielleicht fiel er in diesen Garten ...

Aber sie schien nicht darauf warten zu wollen, die Nachbarin, ich sah ihr nichts an, dergleichen.

Sie redete nur mit leisem Ton noch fort, als überhörten wir sonst wirklich eine Geige, und sie sprach weiter:

„Er merkte sogleich, daß der Tanz aus war, der respektable Hochzeiter. Das heißt, ich tanzte auf eine Weile noch allein fort, auf eine andere Weise: ich wurde krank. Ich träumte drei Tage und Nächte lang immer ein und dieselbe Tour. Ich



träumte: ich tanzte mit meinem Henker. Da fiel ihm der Kopf ab. Aber er tanzte weiter und tanzte noch immer eine Weile weiter mit mir, ohne Kopf. Dann aber begann der Traum wieder von neuem. Und immer fühlte ich in seinem Anbeginn schon das Ende. Oh, Gott mag wissen, was ich in diesen drei Tagen und Nächten gelitten habe." Ja, das sagte sie. Und ich habe es, trotz ihrer Abscheulichkeit, selten noch jemand so schön sagen hören.

Dann ging ich schlafen. Das heißt, ich lag wie übergossen vom Mondlicht, stundenlang auf dem Bette. Ich wußte kaum mehr, ob ich geträumt hatte oder ob das wahr war. Nur als die Tageshelle selber langsam mich wie eine Kranke gesund pflegte und erweckte (denn sie meint es bald so und bald anders), sah ich es ein, es war kein Traum gewesen.

Und als mir dieses klar wurde, beschloß ich zu reisen. Denn dieses ihr bewußtes Wissen, dieses Sich-gemein-machen, dieses Wiedereinschmelzen von vielen in eines war mir plötzlich zuwider geworden. Und in mir hörte ich, als hätte ich es nicht noch kürzlich selber gesagt, sondern als tröstete mich gleichsam ein anderer mit mir: „Ich war ich, und wenn ich mich auch besser, schöner haben wollte, so doch von mir ausgehend." (Und nach und nach versiegte die Mondnacht in mir.) Ein Sonnenstrahl um den andern durchbrach das Stahlkleid des Morgentaues. Ich legte das Geld hin, der Taglöhnerin. Dann verließ ich das Haus, unhörbar und eilends, als hätte ich höchste Stunde . . .

Als ich schon ganz unten angelangt war, wo der Seitenpfad in die Landstraße mündet, begegnete mir ein kleiner Buckliger. Er schob ein Fahrrad mit der einen überlangen Hand, und mit der andern hielt er eingehüllt eine Geige oder Mandoline. Ich sah es besonders daran, wie er das Fahrrad wendete, daß er dahin wollte, wo ich soeben hergekommen war.



W. Schadow: Clemens Brentano

Sonne badete sich in Schatten. Schatten in Sonne. Einen wirklichen Vogel unterschied ich kaum mehr von dem Flattern des Lichtes. Nur ein inniges Tririlieren – kam es direkt aus dem Himmel oder aus der Wiese selber? – schlug zugleich an im Herzen. Nur mein Gedächtnis glaubte noch an den Lauf der vergangenen Stunden, an den Tritt in einer Stube und an das Rattern der nimmermüden Nähmaschine. Aber sichtbar war nur noch ein brauner Strich, der das Dach war über einer Summe von Erlebnissen... Und wie ein Gestirn ragte schließlich von der Anhöhe noch einmal ein Hirte zum Himmel. Denn was will Gott anderes, als daß man sich mit sich selber versöhne.

Aus dem Buche gleichen Titels.

Vier Gleichnisse des Ferid-ed-din Attar

Deutsch von Martin Buber

★

Der Gottesnarr

Ein Gottesnarr hatte eine hohe Stufe erlangt. Khizr sprach zu ihm: „O Vollendeter, willst du mein Freund sein?" „Du stehst mir nicht an", antwortete er. „Du hast vom Wasser der Unsterblichkeit in langen Zügen getrunken, und nun wirst du ewig fortbestehn. Ich aber will dem Leben absagen, weil ich ohne meinen Freund bin und solch ein Sein nicht erdulden mag. Dieweil du eiferst, dein Leben zu bewahren, werfe ich das meine alle Tage hin. Es taugt daher besser uns zu trennen, wie Vögel, die einem Netz entschlüpften. Lebe wohl."

Medschnun sucht Laila

Ein vornehmer Mann, der sich Gott ergeben hatte, sah, wie Medschnun mitten auf der Straße Erde siebte, und sagte zu ihm: „O Medschnun, was suchst du hier?" „Ich suche Laila",

antwortete er. „Wie kannst du wähnen,“ fragte jener, „Laila so zu finden? Wie sollte die reinste Perle in diesem Staube wohnen?“ „Ich suche Laila überall,“ sprach Medschnun, „und das ist meine Hoffnung, daß ich sie eines Tages irgendwo finden werde.“

Die trauernde Mutter

Eine Mutter weinte an dem Grabe ihrer Tochter. Ein Wandrer, der sie sah, rief aus: „Diese Frau ist wahrlich den Männern überlegen, denn sie weiß, was wir nicht wissen: wer es ist, dem fern und verloren wir weilen, was es ist, das uns so sehnsüchtig macht. Selig der Mensch, der den Grund der Dinge kennt und weiß, wen er beweinen soll! Mir armem Betrübten aber geht es schlimm. Tag und Nacht sitze ich in meiner Trauer. Ich weiß nicht, um wen ich mich dem Schmerz preisgebe, um wen ich weine wie der Regen. Ich weiß nicht, wer es ist, dem ich entrückt bin, so groß ist meine Verwirrung, so bin ich außer mich geraten. Diese Frau hat ihren Rang über Tausenden wie ich, denn sie besitzt die Witterung des Wesens, das sie verloren hat. Ich aber besitze diese Witterung nicht, darum hat der Gram mein Blut ausgeschüttet und läßt mich vergehen in meiner Bestürzung. An der Schwelle des Orts, wo das Herz keinen Zugang hat, des unsichtbaren Orts, hat die Vernunft ihre Zügel fahren lassen, und die Pforte zur Stätte des Denkens ist nicht mehr zu finden. Wer an diesen Ort gelangt, wird sein Haupt verlieren; er wird in der Einfriedung dieser vier Mauern keine Öffnung finden. Wer aber den Weg fände, der fände in einem Augenblick und vollkommen das Geheimnis, das er sucht.“

Die Falter

Eines Nachts versammelten sich die Falter, von der Begierde getrieben, sich der Kerzenflamme zu einen. Alle sprachen: „Wir müssen einen entsenden, daß er uns von dem Gegenstand

unsres Verlangens Kunde bringe." Ein Falter flog zu einem fernen Schloß, und in dessen Innern erblickte er das Licht der Kerze. Er kehrte zurück und meldete seine Erfahrung; er begann nach der Fassung seines Verstandes die Kerze abzuschildern. Aber der weise Falter, der die Versammlung leitete, entschied, der Kundschafter wisse nichts von der Kerze. Ein andrer flog dem Lichte zu und näherte sich ihm. Er berührte mit seinen Flügeln die Flamme, die Kerze ward siegreich und er besiegt. Auch er kehrte zurück und berichtete, was er vom Geheimnis wußte. Er erklärte, worin die Einung mit der Flamme bestehe. Aber der weise Falter sprach: „Deine Meldung ist nicht zuverlässiger als die deines Gefährten."

Ein dritter Falter erhob sich, von Liebe trunken; er stürzte sich ungestüm auf die Flamme der Kerze; sich auf den Hinterfüßen emporschwingend, streckte er die vorderen der Flamme entgegen. Er verlor und versenkte sich wonnevoll in ihr; er entbrannte ganz, und seine Glieder wurden rot wie das Feuer.

Als der weise Falter aus der Ferne sah, daß die Kerze jenen sich einverleibt und ihm das eigne Aussehn verliehen hatte, sprach er: „Der Falter hat erfahren, was er zu wissen begehrte; aber er allein faßt es, und das ist alles."

Johannes R. Becher: Zwei Gedichte

★

Auf die Gefallenen

Aufdecken jetzt muß ein Gesicht ich, das nicht wird vermodern:
— ein Sterbliches nicht . . . das wäre Leichenraub . . .
Ein Block aus Granit, dem nicht gesetzt ist Verwesung.
Mit schwimmendem Auge funkelnd sind bewachsen die Hänge
des Raums.

Genährt von euch sind wir mehr denn von den Lebenden.
Wie Speise seid ihr, die von denen im Lichte verzehrt ist.
Ich trinke das Blut . . . Aus verrostetem Helme
Schöpfe ich an der nie versiegenden Quelle den Trank.
Wie lange noch . . . und es werden binden den Knöchel die Halme.

Geschlossen wird sein der ewige Bund unter den Blinden, den Schläfern.
Was geweissagt hatten vormals im Traum dir die Väter: hier ist gewirkt die Erfüllung . . .
Wenn die Arme sich runden und geflochten zum Ring ist die Reihe
Und die eine Stimme ich hörte flüstern tieferer Einsicht:

Verwelken wird das, was ihr gewählt habt –
Aufblühen eine Frucht, gefüllt mit Sand, das, was ihr sätet –
Nenn mir den einen, der nicht wie Schorf ist, der verbrannt sich nicht krümmte,
Gefleckt von den Malen des Wahnsinns – oder den, der nicht
Hängt, schwermütig sich neigend, über dem
Rande der Felsen . . .
Diesen wirst du nicht finden.
Aber um der Helden Gräber lagernd
Ungeweidet
Irrende Geschlechter.

Sage vom Mund nicht: ihn drücke ein göttliches Siegel –
Noch von der Scham, daß sie ein Heiliges bewache,
Wenn der Strick aus Hanf schon dir die Lende zerschnitt –
Angrinsend das Geheimnis der Sterne,
Wird bald ein Stachelgürtel dich pressen und die Eiserne Maske.

Denn als es emportrieb schäumend aus dem Strudel der Welten
und aus
Sphärischem Feuer es abtroff, eine glühende Schlacke, das
Greuel der Zeit –
Da sangen die Engel: Wehe! Welch ein Werk ist getan!
Von der Schlange ward ihm die sich schuppende Haut, vom
Löwen
Das störrische Haupt, und silberne Flügel
Schnallte er sich unter die schleifenden Füße:
Das ist der Mensch, der Abgrund ... Wann wirst auch du sein:
Überfließend wie aus einem hohen Gefäße –

An den Ruhm

Reiße mich auf, o Herr du der strahlenden Chöre,
Aus der Umnachtung der Nacht!
Laß von den Bergen, den schon zerwirkten, noch einmal deine
Stimme mich hören,
Die die meine entfacht!
Wenn an den Ufern oft schlief ich der gewundenen Meere,
Ward erhöht ich im Traum:
Völker sah ich erweckt und gestaffelt wie Heere,
Prophetische Rufer und weiße Reiter wie Flaum.

Donnerer du, der du überwandelst die Sterne,
Der du mein Haupt schlägst zu Staub –
Mit braunem Gewölk verhängtest heute das Reich du der Ferne –
Mein Herz ist dein Raub ...
Ob ich auch flieh, eilenden Schritts, rückwärtsgewendet:
Es trifft mich dein Speer.
Und deine Trommel sie sprüht und dein Harnisch er blendet –
Es jauchzt deine Wehr.

Wo ich auch hockte – versunken in finsterer Kammer
Oder trotzig gereift hoch auf den Felsen im Licht –
Immer umzwangs mir die Brust wie mit funkelnder Klammer,
Denn du ließest mich nicht.
Da ich, ein Zerfetzter, dich anrief: du, Eiserner Turm der Geschlechter –
Mit deinem Engel ich rang ...
Um deine Stirn dir hingen die Blitze wie Flechten,
Und das Wort deines Munds: es war wie eine Woge, die sprang –

„Dunkler du! Geschleift wirst du sein von den Rossen der Hölle
Um den Mauerkreis rings einer entzündeten Stadt.
Aufgeschlitzt dein Leib von spitzem Gerölle
Oder zermahlen in den Strudeln der Schlacht.
Der in das Horn blies, da zu knöchernem Dunst verflockt schon und zu feuerichten Tränen
Herrscher und Heerschar schlang der gespenstische Grund:
Rupfen wird er das Haar dir und dir zerschneiden die Sehnen
Und die Zähne dir brechen in dem blutspeienden Schlund.

Wenn vor den Sterblichen auch du mit dem Schilde dich schützest,
Mit vergiftetem Pfeil
Ruchlose Namen in die häutigen Leichen du ritzest –
Ringelst dich steil,
Züngelndes Otterngewind: er wird den Kopf dir zertreten,
Der, wie gewoben aus schneeichtem Glanz,
Abwärtsschwebt, umbraust von dem Gefolg der Propheten,
Sengenden Atems, und die roten Mäntel wie Brand ...

Sing mir zur Harfe! der ich dir die Goldene Saite,
Glühender du, über die Wunde gespannt –
Harfe, heilige, töne! Söhne des Siegs ihr, metallisch,
Taten des Ruhms: seid uns im Zweiklang gebannt!
Singe Gesänge – und es zersplittere das morsche Gefüge der Welten –
Löse die Marter der Zeit!
Neige dich! Trinke aus dem Fluten der Welten,
Schöpfe paradiesische Zeit!

Siehe! Ich streue schon durch die Lüfte die Feuer,
Gieße in die Grüfte den Trank.
Klaffte einst vor der Schwinge der Pauke nicht Babels Gemäuer –
Schüttetest schwank-
Flatternde Wälder du ab unter der Winde irrzuckenden Streichen,
Kündender Tod –
Ätzte mit klirrendem Griffel nicht in die Wand ich dir mitternächtlich das Zeichen:
Kreuze von Schwertern umloht?!"

Also sprachs. Da weheklagten die irdischen Scharen.
Die Luft ward versteint.
Tote schon sah ich getragen auf brüchigen Bahren.
Zerstückt flog aus den Gräbern Gebein.
Und während lobsangen lobsangen die sphärischen Geister,
Festlich geschmückt ward ein Zelt:
Schwang Keule und Hammer und stählerne Lanze der himmlische Meister,
Bis es zerspellt.

Aufquollen die Wasser dick aus den überkrusteten Sümpfen.
Es zischte im Spalt.
Es zerrte herauf geköpft und schwälend die Rümpfe
Gerippe uralt.
Es mischte sich ein. Es krümmte sich. Blasen und Schwären –
Gestirne: von schwarzen Engeln umkrallt, ihr risset euch los!
Es stampfte. Herab in die Gewölbe, die gesprengten, sog es die brennenden Meere
Stoß um Stoß ...

Über euch, den Heiligen, auf Flammengerüsten gerichtet:
Sang ich und sang –
Über euch, Gefallenen, in Gruben gleich Haufen Blattwerks geschichtet:
Sang ich und sang!
Glorie, o Ewiger, ist dein Antlitz, und posaunendes Licht ists, das dich kleidet:
Ruhenden Wandels kristallischer Klang –
Leuchtender Säule gleich, der zu Asche zerstäubten,
Traumloser Runde Gebet, erlosch mein Gesang.

Hans Carossa: Der Zauberer

Einen Sommer lang bewohnte den Garten beinah täglich ein seltsamer Gast. Wann er zum erstenmal erschien, hab ich nie gewußt, er war einfach zugegen. Der Vater nannte ihn Onkel Georg und behandelte ihn mit großem Respekt. Bewegte Jahre schienen hinter ihm zu liegen; von bestandenen Abenteuern und errungenen Erfolgen war viel die Rede. Besuchern bot er gelegentlich seine Schnupftabaksdose und erzählte

behaglich, ein österreichischer Erzherzog habe sie ihm als Zeichen besonderer Huld und Bewunderung geschenkt. Auf dem Deckel sah ich das Brustbild einer schönen Frau, die, wofern ich mich recht erinnere, nur mit einem schwarzen Halsband bekleidet war. Welcher Art die Leistungen des Alten gewesen, konnte ich mir nicht vorstellen, war auch zunächst nicht neugierig darauf. Ab und zu brachte die Post einen Brief, den ich ihm überreichen durfte; ich ersah aus den Aufschriften, daß er den gleichen Namen hatte wie wir, im übrigen war er bald als Tuchhändler, bald als Rentner, bald als ehemaliger Illusionist aus Passau bezeichnet. Ich erfuhr auch, daß er in genannter Stadt behaust und seine Frau vor kurzem dort gestorben sei. Die Mutter sprach von ihm als einem steinalten kranken Mann, der schon mit einem Fuß in der Ewigkeit stünde und seines Herzleidens wegen bereits allerlei Kurorte besucht, zuletzt aber den Weg nach Kading gefunden habe. Abgelegenheit und Stille des Fleckens mochten ihn festhalten, mehr noch die Nähe des Neffen, auf dessen Heilkunst er große Stücke hielt.

Zu jener Zeit mußte ich wieder einmal dem Großonkel einen Brief in den Garten bringen, und diesmal stand unter dem Namen: „Gemeindebevollmächtigter und ehemaliger Zauberkünstler". Von Zauberern hatte schon die Forelle erzählt; nun saß einer mitten unter uns, und der Gedanke, daß er plötzlich seine Kräfte spielen lassen könnte, machte mich schaudern und hoffen. Ich zog mich in meine Sonnenblumenpflanzung zurück und betrachtete ungestört den nun so merkwürdig gewordenen Alten. Meist saß er in einem Lehnstuhl neben der Urne; ein Glas mit gelber Arznei stand vor ihm auf einem Tischchen, in den Händen hielt er oft ein schwarzes Buch, dessen Schnitt in der Sonne glänzte. Er war lang und hager, der nackte Schädel voller Unebenheiten, ein dünner Kranz verfärbter Locken haftete

daran. Hinter großen runden Hornbrillen blickten graue Augen wunderlich langsam hin und her; die Lippen, vom vergilbten Bart umgeben, erschienen so dunkelbläulich wie die von uns Kindern, wenn wir Taubeeren gegessen hatten. Die Füße in schwarzen Halbschuhen waren stets ein wenig geschwollen, so daß die weißen Strümpfe sich darüber spannten. Zuweilen bog er den Kopf zurück und sah mit furchtbar entschlossenem Ausdruck zum Himmel, drückte die Hand an die Brust und atmete kurz und stoßweise. Diese Veränderung war sehr ängstlich anzusehen, doch dauerte sie nie lang; war sie vorbei, so blätterte er wieder, als wäre nichts geschehen, in seinem Buch.

Ich trug meinen blauen, silbern gesternten Gummiball bei mir, und auf einmal hatte ich ihn aus dem Dickicht auf den Sitzenden zugeworfen. Dabei gedachte ich nicht, ihn zu treffen, sondern wünschte nur, ihn auf mich aufmerksam zu machen, und sah mit vergnügtem Grausen das abgeschleuderte Rund vor ihm niederfallen, hoch emporschnellen und, während der Alte zusammenfuhr, im Laubwerk des Zauns verschwinden. Dann sprang ich lachend hervor in der Erwartung, er werde Spaß verstehen und sich mit mir unterhalten. Aber ein böser Empfang erwartete mich.

„Immer luren im Winkel, pfui, wie eine Spinne“, zischte er gehässig, und als ich weiterlachte, trieb er mich mit einer fürchterlichen Stimme, die man in seinem leidenden Leibe nicht vermutet hätte, zur Arbeit.

„Wie läßt du den Garten verkommen, nachlässiger Wicht! Unkraut wächst, Steine stecken in den Beeten, der Boden wuselt von Geziefer, – dort! schau, wie sichs rührt! wie's herauf will! O langweiliger Frater! Vom Sessel fallen will ich, wenn da keine Werre steckt! Grabe! Grabe! Laß sie nicht auskommen!“ Weit vorgereckt wies er mit Hand und Blick auf eine Stelle

des nächsten Beetes, und wirklich glaubte ich ein leises Heben und Lockern des Bodens zu bemerken. Ich scharrte mit beiden Händen Erde heraus, fand aber nichts.

„Hast du die Bestie, die verfluchte?"

„Noch nicht, Herr Großonkel", sagte ich.

„Aber gewiß hast du sie, kleiner Narr! Bist du blind? Jetzt kriecht sie dir über die Hand, über den Arm, in den Hals, in den Mund!"

Er gebärdete sich verzweifelt, während ich nun wirklich am Gaumen eine Bewegung spürte und vor Entsetzen spuckte.

„Komm, laß dir helfen, mein Kind! Öffne den Mund!" befahl er in barmherzigem Ton, sperrte mir die Kiefer auseinander, äugte hinein und sagte „Aha!" wie ein Zahnarzt, fuhr mit dem Finger über die Zunge hin und hielt mir, gutmütig lachend, eine dicke zappelnde Maulwurfsgrille vor Augen, die er sofort mit Verfluchungen zu Boden warf und unter seinem geschwollenen Fuße zertrat.

Diesem rohen Scherz folgten bald einige freundlichere; aber das Gefährliche war nie fern, und wenn er Auflehnung spürte, kam es hervor. Oft befahl er mir, Blumen zu bringen, die er, indem ich sie ihm überreichte, gleichsam in meiner Hand verschwinden ließ, um sie mir nach langem Suchen aus der Tasche zu ziehen; bald verwandelte er weiße chinesische Nelken in rote, bald, wenn er auf mich böse war, bannte er mich fest, so daß ich mitten auf dem Wege keinen Schritt vor- oder rückwärts tun konnte. Er stellte sich dann immer, als ob er gar nicht merke, was vorging, sagte, das sei ein verhexter Garten, hier könne er nicht bleiben, gleich morgen werde er davonreisen. Wenn ich ihn dann kalibanisch ausgelassen umhüpfte und rief: „Nein, Sie dürfen nicht fortreisen! Sie sind ein Zauberer, Sie bleiben bei uns und zaubern alle Tage!" so lächelte er nur. Und wirklich

war es für mich ausgemacht, daß nun die Zeit größter Überraschungen angebrochen sei. Das bisher Geschehene nahm ich nur für Scherze und Vorreiter der eigentlichen Wunder, und ich hatte in dieser Hinsicht gewisse Wünsche, die ich vorderhand noch für mich behielt. Ein echter kleiner Mensch, wurde ich schnell undankbar gegen die sanften Schranken, in denen mich das Leben heranführte, und freute mich, sie bald allenthalben durchbrochen zu sehen. Auch fühlte ich mich selber schon in jedem Nerv zum großen Magier berufen und hoffte bald meine Schulgenossen in Erstaunen zu versetzen.

Einmal, als ich mich wieder nach einem harmlosen Taschenspielerstückchen unbändiger Lustigkeit überließ, befiel den Greis einer seiner schmerzhaften Krampfanfälle, und zwar viel heftiger als sonst. Das Gesicht erblaßte bläulich, winzige Tröpfchen traten auf die Stirn, die Hand fuhr nach dem Herzen. Er bewegte sonderbar den Mund und starrte nach oben. Hatte mich dieser Anblick sonst sehr bedrückt, so verfiel ich nun auf den Gedanken, der Zustand könnte irgendwie mit seinem Zauberertum zusammenhängen und die Einleitung sein zu einer neuen großen Gaukelei. Ich fuhr fort zu jauchzen und in die Hände zu patschen und rief: „Herr Großonkel, was haben Sie wieder für ein Zauberstück im Sinn!" Erst als er mich flehentlich zur Ruhe winkte und mit unheimlich schwacher Stimme bat, den Vater zu holen, wurde ich beklommen und lief gehorsam in die Wohnung, gab jedoch meine Hoffnung, daß die Szene lustig enden werde, nicht sogleich auf.

Von diesem Nachmittag an aber verschlimmerte sich sein Leiden. Die quälenden Krämpfe, die das Leben in den Körpern auslöst, die es abstoßen will, stellten sich immer häufiger ein; Leib und Füße schwollen stärker an, und auch die Sehkraft ließ mit jedem Tage nach. Vom Aufenthalt im Garten war nicht

mehr die Rede; unser größtes Zimmer wurde ihm eingeräumt, hier saß er im breiten Lehnstuhl am Fenster, die gelbe Medizin und eine silberne Glocke neben sich auf dem Tischchen, und verseufzte die Zeit. Ich aber trieb mich zwischen Schule, Garten und seiner Anziehung dahin. Mitten in Lauf und Spiel auf dem Platz fiel er mir ein, ich eilte heim, frug, ob er schon wieder zaubern könne, legte Blumen vor ihn hin in der Hoffnung auf neue Verwandlungen und versteckte Medizin und Glocke, um ihn zu erstaunlichen Taten zu reizen. Er aber ließ alles geschehen, und die Blumen vertrockneten. Und doch, je weniger er seine Magie walten ließ, desto fester war ich von ihr überzeugt; all seine Schmerzen, Angstwallungen und Erstickungsnöte, ja sein lauter Jammer, dessen ratloser Zeuge ich manchmal wurde, konnten meine Gläubigkeit nicht erschüttern. Daß Zauberei Sünde war, stand im Katechismus; oft war mir, als läge der Zorn Gottes auf ihm, aber in allem sichtlichen Elend blieb er mir der Gebieter der Mächte, wie ein echter König auch im Unglück ein König bleibt.

Noch einmal schien sich alles zum Guten zu wenden. Die Füße schwollen ab, das Atmen wurde gelinder, das Augenlicht heller, der Kranke konnte wieder in der Wohnung umhergehen und nachts bequem im Bette liegen. Groß war meine Freude; der Vater aber mißtraute der überschnellen Besserung, prüfte den Puls noch öfter als sonst, brachte neuen Sud aus der Arzneikammer und gebot völlige Ruhe, worum sich der Alte nicht viel kümmerte. Die Mutter ging still umher, traf seltsame Vorbereitungen, kaufte Kerzen und verriet uns eines Mittags gegen strenge Verschwiegenheit, daß das Ende nahe sei. Sie war im Traume weißgekleidet durch ein fremdes Zimmer gegangen und hatte sich in einem Spiegel schwarzgekleidet auf sich selber zukommen sehen. Solche Träume meiner Mutter

waren unfehlbare Todeszeichen, wie sie auch andere Vorkommnisse, besonders Feuersbrünste, häufig voraussah. Doch erfuhr ich dies erst später; mir fehlte damals noch jeder Sinn für üble Vorbedeutungen, ich nahm dergleichen für leere Worte und hielt mich an das augenblickliche Wohlbefinden des Alten.

Nachts war er oft stundenlang wach, und weil ich im Zimmer neben dem seinigen schlief, so weckten mich nicht selten seine lauten unverständlichen Selbstgespräche. Ich schlich dann zuweilen zu ihm hinein, und bei diesen Zusammenkünften, die wir, ohne Verabredung, vor niemand erwähnten, erwies er sich viel freundlicher und umgänglicher als bei Tag, erlaubte mir auch ein für allemal, Du zu ihm zu sagen. Als ich ihm tüchtig zusetzte, doch endlich wieder einmal ein bißchen Zauberei zu treiben, sagte er lachend:

„Du stellst es dir gar zu leicht vor, du Kobold! Um zaubern zu können, wie sichs gehört, dazu brauch ich den Zauberstab. Der aber liegt weit von hier, in einer dreifach versperrten Truhe, in den Zaubermantel eingewickelt. Nun höre! Wenn du mir gehorchst und drei Tage lang meine Stube nicht betrittst, so will ich dir gern ein paar von meinen Künsten zeigen. Mein treuer flinker Donau-Geist, – ich ruf ihn – warte nur –"

Er unterbrach seine Rede, sah starr in einen Winkel und rief mit langgezogener unterdrückter Stimme:

„Amal! Amal! Amal!"

Ein kläglicher Ton antwortete vom Ofen her.

„Mache dich bereit!" hauchte Onkel Georg. „Reise durch die Luft! Hole den Stab! den Stab! den Stab!"

„Den Stab! den Stab! den Stab!" wiederholte seufzend ein Echo vom Ofen, und der Alte nahm sein gewohntes Wesen an, als wäre nichts Außerordentliches geschehen. Ich sah bald

auf ihn, bald in den Ofenwinkel; frierend und schaudernd zog ich mein Hemd eng an mich und drängte mich an das Bett.

„Ich will hoffen, daß er nicht vergißt, mir auch den Mantel mitzubringen, der erhöht meine Kräfte! Mag der Plunder noch einmal zu Ehren kommen, bevor ihn die Schaben fressen und mich die Würmer! Der Teufel weiß, in was für Hände alles fällt, wenn ich tot bin!"

„Wenn du stirbst, schenkst du mir deinen Zauberstab!" sagte ich und schlug bittend die Hände zusammen.

„Möchtest du denn, daß ich bald sterbe?" fragte er schnell.

„Nein!" entgegnete ich. „Aber bald einmal mußt du ja doch sterben, und ich lebe dann noch lange Zeit."

„Woher weißt du das?"

„Ich bin klein, du aber steinalt. Und in der Ewigkeit brauchst du doch keinen Zauberstab mehr."

Er sah mich eine Weile mit sonderbarem Ausdruck an; dann stöhnte er und raunte:

„Der Stab allein tut es nicht, man muß auch das Zauberwort wissen."

Zuletzt gab er mir einen leichten Schlag auf die Wange und sagte:

„Kann sein, du wirst auch einmal ein Zauberer, wills Gott, ein stärkerer als ich! Oder du endest am Galgen, – eins von beiden ist dir gewiß! Jetzt aber trolle dich in dein Bett und laß dich drei Tage und drei Nächte nicht bei mir blicken!"

So wartete ich denn geduldig auf das Ungeheure, und als mich der Meister bereits in der dritten statt in der vierten Nacht zu sich entbot, war es mir fast zu früh. Ich sah die Möbel verstellt, und das Zimmer kam mir größer vor als sonst. Er aber stand hinter dem Tisch, auf dem sieben Kerzen brannten und allerlei Flaschen, Becher, Büchsen und Würfel dämmerten

und blinkten. Mit rotem, schwarz durchzeichnetem Mantel und hoher goldgestickter Scharlachmütze nahm er sich fremd und feierlich aus wie ein Priester. Worauf ich aber vor allem blickte, das war der schwarze Stab, der mich nur mächtiger anzog, weil er so schlicht und unsonderlich aussah. Ein einzelner Stuhl stand in der Zimmermitte; ich erhielt einen wortlosen Wink, mich zu setzen. Eine sehr leise Musik, die wohl von einer verborgenen Spieldose herkam, begann zu tönen. Der Onkel, mir zunickend, erhob wie zum Scherz den Stab, verschob noch einmal seine Sachen und ließ nun, Zug um Zug, aus kleinen Gaukeleien seine Kunststücke hervorgehen. Mochten sich diese wenig von dem unterscheiden, was in jeder guten Taschenspielervorstellung gezeigt wird, – mich versetzten sie in Taumel, und ich vergaß, daß dies eigentlich doch etwas ganz anderes war als das heimlich immer Erwartete. Wenn ich mich nämlich allein befand und wünschte, daß Wunder geschähen, so dachte ich dabei an jene ernsten, herzerfreuenden, wie sie in den biblischen Geschichten vorkamen, oder an solche, die gerade meinem dringendsten Bedürfen entsprochen hätten, keinesfalls an so bunte, lustig-unverbindliche Hexereien, wie sie jetzt mit betäubender Wirklichkeit vor mir abschwirrten. Murmelnd ging er hin und her und rief dann und wann, halblaut, ein unverständliches Wort, besonders wenn er mit dem Stab an einen Gegenstand klopfte. Zu mir sprach er selten; einmal befahl er mir, ein neues weißes Taschentuch zu holen. Er faltete es auseinander und tat, als wolle er seine Brille putzen, dabei brachte er es unvorsichtig der Kerze zu nah, es fing Feuer und brannte mit mäßiger Flamme. Ich schrie: „Das Tuch brennt!" Er erschrak, bedeutete mir aber zu schweigen, warf es zu Boden, zerstampfte den Brand und dachte mit bekümmerter Miene nach. Endlich schien ihm etwas einzufallen; er nahm eine Flasche vom

Tisch, öffnete sie, machte mit dem Stab Zeichen darüber und stellte sie bereit. Hierauf sammelte er die fast verkohlten Fetzen, warf sie in einen grünen Becher, preßte sie gewaltsam hinein, wie man eine Pfeife stopft, und beträufelte sie aus der Flasche. Dann hob er den Becher mit einer Hand, während er ihn mit der andern verschloß, schüttelte ihn und murmelte dabei immer wieder ein seltsam klingendes Wort. Und jetzt geschah es! Er stellte den Becher auf den Tisch, beklopfte ihn dreimal mit dem Stab, tauchte sodann Daumen und Zeigefinger ein, zog sehr langsam das Tuch heraus und warf es mir lächelnd zu. Es war so weiß und zusammengelegt, wie ichs ihm gegeben hatte; ich breitete es auseinander, kein Fleckchen war versehrt. Zum Verwundern aber blieb keine Zeit; er wurde nun erst munter, nahte mir mit einem Stückchen Papier und gebot mir, es zu essen. Widerwillig nahm ichs in den Mund und kaute voll Ekel kräftig darauflos. Er aber ließ es mich nicht verschlucken, sondern rief Halt, berührte mit dem Stab meine Kehle und zerrte hierauf langsam, Ruck auf Ruck, mühselig ächzend ein buntes Rohr, das mindestens dreimal so lang war als ich selber, aus meinem Munde. Anfangs bestürzt, mußte ich bald lachen; es war doch gar zu schön und tat nicht im geringsten weh. Unfaßbar schnell folgte nun eins aus dem andern; er trieb es immer toller und wurde dabei immer jugendlicher. Zuletzt zauberte er aus allen meinen Taschen seidene Blumen hervor, Veilchen, Myrten, Rosen, Mohn, Sträußchen um Sträußchen, einen ganzen Garten. Aber da hörte die verborgene Musik zu spielen auf, und zwei Kerzen, ganz herabgebrannt, verlöschten fast auf einmal. Der Greis ächzte, stützte die Arme auf den Tisch und überblickte mit gebeugtem Haupt seine Gerätschaften. Einen Augenblick wars, als nähere sich der Krampf; doch kam es nicht dazu; vor dem würdigen Ornat schien das Feindliche

zurückzuweichen. Er blies nun selber die noch brennenden Kerzen bis auf eine aus, goß dann aus einem Fläschchen etwas Wein in ein Glas und befahl mir zu trinken. Nachdem ich genippt hatte, trank er mir zu und leerte das Glas mit einem Zug.

Der ungewohnte Tropfen schoß mir ins Blut; mit größter Ausgelassenheit brachte ich Lust und Bewunderung zum Ausdruck. Plötzlich, überflammend von Entzücken, nicht überlegend, wie leicht ich dadurch die Eltern wecken konnte, warf ich das Glas zu Boden, daß es zersprang. Der Zauberer, zürnend, herrschte mich an: „Was fällt dir ein?" Da hob ich die Trümmer auf, legte sie vor ihn hin, umfaßte seine Kniee und bat ihn, so herzlich ich konnte, er möge sie wieder zusammenzaubern. Ohne die Scherben zu berühren, blickte er mich lange finster an, schließlich sagte er: „Vielleicht ein andermal. Heut bin ich zu müde dazu." Nun bemerkte ich selber, daß er sehr leidend aussah und wieder alt geworden war, doch blieb er noch immer herrlich genug anzuschauen. Endlich gab er mir die Hand und sagte mild: „Das war alles nur Spaß, nur ein bißchen Unterhaltung. Das nächste Mal wollen wir wirklich zaubern!"

*

Am folgenden Tage kam der Großonkel zum gemeinsamen Mittagessen herüber, was lange nicht geschehen war. Eilig aß ich meinen Teller leer und lief unter einem Vorwand in sein Zimmer. Keins von allen den geheimnisvollen Dingen fehlte. Über der Armlehne des Krankenstuhls hing der Mantel; auch die Flasche mit Wunderwasser, der grüne Becher, das lange Rohr, das er mir aus dem Hals gezogen hatte, die verstreuten Blumen, alles war zugegen, und unansehnlich auf dem Tische lag der Stab. Erst berührte ich ihn vorsichtig mit dem Finger, dann immer dreister, endlich nahm ich ihn, schwang ihn und fühlte mich von unermeßlicher Macht gespannt. Verschüttet

war die ursprüngliche Sehnsucht nach wahren Wundern, Fieber der Nachahmung raste; der Wille, mir die Zauberherrschaft anzumaßen und mich in ihr zu zeigen, wuchs mit der Minute. Tritte verscheuchten mich; ich kehrte an den Tisch zurück, wo schon der Kaffee aufgetragen wurde, und saß puppenstill. Aber etwas in mir arbeitete gewaltsam auf eine Handlung hin, und mitten im Sinnen und Planen überholte mich die Tat. Ein weißer Pappendeckel war zur Hand; mit meinen größten schönsten Buchstaben schrieb ich darauf: „Leute von Kading! Kommt alle um 5 Uhr in die Sommerschenke zur Zaubervorstellung!“ setzte meinen Namen darunter und nagelte das Plakat an die Haustüre.

Das Befinden des Alten verschlimmerte sich am Nachmittag; er mußte wieder das Bett aufsuchen. Einmal, für kurze Zeit, kam der Pfarrer; auch der Vater hielt sich viel im Krankenzimmer auf, wo es immer beklemmender nach scharfen Flüssigkeiten roch. Ich kümmerte mich wenig um die Hausbegebenheiten und ging den Leuten aus dem Weg. Die Kunststücke hatten sich in der Nacht so leicht und reizend abgespielt; was war sicherer, als daß sie mir ebenso mühelos gelingen würden, sobald ich Mantel und Stab in meinem Besitz hätte? Die Stunde nahte, ich durfte nicht mehr warten; mit klopfendem Herzen betrat ich, zum Äußersten entschlossen, die halbhelle Stube. Keine von den flüsternden Personen, die vorsichtig aus und ein gingen, gab auf mich acht; der Meister selbst lag in unruhigem Schlummer. Fliegen summten um den violettlichen Mund, auf dem Tisch lag die Brille. Mit zwei Griffen hatte ich Mütze, Stab, Flasche, Becher und einige Leuchter gepackt und rannte mit Diebesschnelligkeit über Flur und Hof in die Schenke, wo die Wirtin allein am Fenster stand und Krüge putzte. Sie fragte, was ich Schönes brächte.

„Freu dich, Frau Wirtin!" rief ich ihr zu, „große Zaubervorstellung ist um 5 Uhr hier in deiner Schenke! Willst du zusehen? Du wirst Augen machen!"

Sie tat, als fühle sie sich sehr geehrt, erbot sich zur Mithilfe und rückte einen Tisch zurecht, auf dem ich meinen Kram ausbreiten durfte. Ermutigt lief ich noch einmal hinauf und raffte, da der Kranke noch immer schlief, auch den prächtigen Mantel fort und die fehlenden Leuchter, deren volle Zahl zum Gelingen vielleicht notwendig war.

Als ich wieder in die Schenke kam, ging dort ein Mädchen auf und ab, das ich bisher nur vom Sehen und Sagenhören kannte. Sie war noch nicht lang im Ort; ihre Eltern waren Münchener Zirkusbesitzersleute gewesen und früh gestorben, worauf ihre Kadinger Verwandten sie an Kindes Statt angenommen hatten. Die Hände auf dem Rücken verschlungen, betrachtete sie meine Gegenstände. Da sie mich erblickte, musterte sie mich aufmerksam und fragte: „Bist du vielleicht ein Sohn vom Zauberer?"

Als ich mich selbst als den Zauberer bekannte, entfuhr ihr ein überraschtes „Ah!", sie neigte artig den Kopf und sagte:

„Ich bin die Eva Veeders und möchte gern die Vorstellung ansehen."

Leicht war zu erkennen, daß sie aus feinerem und festerem Stoff bestand als die anderen Kadinger Mädchen. Älter und größer als ich, sah sie von der Seite einem Knaben ähnlich; im Gedächtnis lebt sie mir mit einem blassen, leicht errötbaren Gesicht, das nach unten sich ziemlich zuspitzte; die Züge waren nicht wie bei vielen Kindern auseinanderfliehend, sondern zusammenstrebend, die schwarzen Augensterne sehr groß und nur mit einem schmalen blauen Ring umgeben, die Lidränder oft etwas entzündet. Das braune Haar hatte kupfrigen Schein; es fiel halblang in Locken auf Nacken und Schultern. Ein Hauch

der noch immer unbekannten Stadt umgab sie; ihr Kleidchen, zwar mehrfach geflickt, war fremd und vornehm geschnitten, auf der Brust lag ein kleines, aus dunkelroten Steinchen zusammengesetztes Kreuz.

Ich stellte die mitgebrachten Leuchter auf den Tisch und breitete den Purpurmantel auseinander.

„Er ist zu weit für dich," bemerkte das Mädchen, „schlupf einmal hinein!"

Hilflos verschwand ich in der moschusduftenden Pracht und erwartete, von Eva Veeders ausgelacht zu werden; die aber legte sofort Hand an, faltete hier den Stoff, schlug ihn dort ein, heftete ihn mit Stecknadeln, die sie von der Wirtin erbat, und gürtete mir in wenigen Minuten ein leidlich passendes Gewand zurecht. Hierbei plauderte sie viel und erzählte auch von mehreren anderen Zauberern, die sie näher gekannt habe, worauf ich ihr anvertraute, daß ich einen großartigen Wunderstab besäße, durch den ich machen könnte, was ich wollte, so würde ich zum Beispiel von irgendeinem Besucher ein Taschentüchlein borgen, es verbrennen und sodann im grünen Becher wieder neu machen. Bei dieser Eröffnung sah sie mich sonderbar an, solche Leistung schien ihr Erwarten weit zu übertreffen. Mittlerweile stellten sich bereits erste Zuschauer ein, und Eva zog mich in ein Nebenzimmer; sie hielt es nicht für gut, wenn mich die Leute schon vor meinem Auftreten zu sehen bekämen. Mir deuchte sie jetzt mehr in sich gekehrt und nachdenklich; zuweilen stellte sie Fragen, deren Sinn ich nicht recht begriff, schließlich nahm sie die hohe bunte Mütze, verengte und verniederte sie, setzte sie mir auf, prüfte mich mit Beifall und sagte dann sehr herzlich, ein wenig mütterlich:

„Weißt du was? Ich werde dein Diener sein, wenn du zauberst! Alle Zauberkünstler haben Diener bei den Vorstellungen. Die holen ihnen Sachen, die sie gerade brauchen,



zünden die Lichter an, halten alles in Ordnung und helfen manchmal selbst ein wenig zaubern."

Obgleich ich durchaus keine Hilfe für nötig hielt, gefiel mir doch das Angebot, ich nahm es fröhlich hin. Klar standen die Szenen der Nacht vor mir; inbrünstig schwang ich den Stab und lugte dabei durch ein Schiebfensterchen in die Schenke. Dreißig Zuschauer mochten sich versammelt haben, darunter ein paar Frauen, größtenteils aber Kinder. Sie saßen auf den langen Tischen und ließen die Beine herunterbaumeln; einzelne hatten sich der wenigen vorhandenen Stühle bemächtigt. Manche ließen sich ein Glas Bier geben, worüber sich die Wirtin freute, die ihrerseits nicht verfehlte, mich ihren Gästen als einen Ausbund von Klugheit vorzurühmen. Die meisten machten ernste Gesichter, wenige wisperten und kicherten.

Eva ging hinaus, ließ sich von der Wirtin Kerzen geben, besteckte die leeren Leuchter und entzündete die sieben Flammen. Es wurde still; ein kleines Mädchen brach beim Anblick der Lichter in hellen Jubel aus. Ich hörte es beglückt und wollte vor Ungeduld zerspringen; es hielt mich nicht länger, mit mühsam bezähmten Schritten trat ich aus der Kammer hervor an den Tisch. Jemand lachte, vielleicht ein Schulkamerad, den mein geborgter Staat befremdete; ich tat nicht dergleichen, – das Lachen wird dir bald vergehen, dachte ich. Murmelnd ging ich auf und nieder, machte winkende, beschwörerische Zeichen, beklopfte die Gläser, den Becher und, damit ja nichts fehle, auch die Leuchter mit dem Stabe, den ich dann wieder nach Art eines Kapellmeisters leise schwang. Und schon teilte sich den Gästen meine Sicherheit mit; Große wie Kleine saßen schweigend, mit offenen Mündern, die Wand entlang, und als ich ein Taschentuch verlangte, wurde mir gleich ein Dutzend entgegengereicht. Ich nahm das Tüchlein eines Mitschülers und breitete es auseinander; es war

ganz neu, ein blutrotes Linnen mit aufgedrucktem ovalen Bild, wo grasgrüne Rennbuben auf hellbraunen Gäulen über Hindernisse setzten. Ohne mich sehr zu beeilen, zog ichs über den Zauberstab und brachte es dabei der nächsten Flamme nah. Es wollte nicht sogleich Feuer fangen; endlich brannte der Saum, alle schrieen: „O weh, das Tüchel!" Den Meister nachahmend, stellte ich mich erschrocken und gebot den Rufern Stille, indem ich bedeutsam den Finger an die Lippen legte. Erst als das Feuer über die Mitte hinausgefressen hatte, ließ ich, an der Hand schon Hitze spürend, das Tuch auf den Steinboden fallen und zertrat die Glut, wobei ich passend fand, dem Eigentümer, der sich beunruhigt zeigte, getrost und verheißungsvoll zuzulächeln. Jetzt nahm ich den grünen Becher, bewies, daß er leer war, indem ich, wie der Großonkel, mit dem Stab darin herumfuhr, und stellte ihn wieder an seinen Platz. Nun aber konnte sich der gute Junge nicht länger beschwichtigen, stand auf, trat vor und fragte, was mit seinem Tüchelchen geschehe, er habe es erst jüngst zum Namenstag bekommen. Streng befahl ich Schweigen, der Zauber werde sonst nicht gelingen. Von nun an verharrten alle stumm in atemloser Neugier. Ich sammelte mit Evas Hilfe die Brandfetzen, warf sie flüsternd in den Becher, knetete sie tüchtig zusammen und träufelte aus der Flasche Wasser darauf. Dann schüttelte ich mit aller Kraft und bepochte den Becher abermals mit dem verwandelnden Stabe. Der Augenblick war da, ich wandte mich zu den Anwesenden, deren Gesichter vor Spannung fast verzerrt aussahen, erhob den Becher, griff hinein und fühlte noch immer das nasse Tuch. Mein Schrecken war groß, jedoch mein Glaube nicht erschüttert; vielmehr fürchtete ich, etwas Wichtiges ausgelassen oder nicht mit genügender Kraft an den Becher geklopft zu haben. Die Leute wurden unruhig. „Es ist Schwindel!" zischte eine Stimme, eine

andere begütigte: „Laßt ihn doch machen!“ Eine Frau lachte: „Was nicht Kindern alles einfällt!“ Ich aber gab mich nicht verloren, sondern griff noch einmal zur Flasche, schüttete Wasser auf den verkohlten Linnenrest, bis er schwamm, und schlug auf das Gefäß los, als wäre meine Aufgabe, es zu zertrümmern.

Auf einmal, mitten im fiebrigen Mühen, überfiel mich die schrecklichste Erkenntnis. Vergeblich war alles, verpfuscht von Anbeginn, der Fehler stand kraß vor Augen und war nicht gutzumachen. „Der Stab allein tut es nicht, man muß auch das Zauberwort wissen“, – hatte nicht Onkel Georg einmal in der Nacht so gesagt? Das Wort, das er selbst bei den Verwandlungen gemurmelt hatte, das Wort, das alles entschied, alles vollendete, ich wußte es nicht. Wütend preßte und kniff ich das glatte schwarze Holz, das jetzt, wo ich seiner lebendigsten Wirkung bedurfte, sich tot stellte. Endlich dachte ich an Gott, und während sich die Hände hoffnungslos abquälten, umstürmte ich ihn heimlich mit dem zudringlichsten Gebet. Auf einmal trat Eva Beeders herbei und sagte laut und einfach:

„Das ist ein sehr schweres Zauberstück, eins der schwersten. Die wenigsten Zaubermeister bringen es zusammen. Du mußt einen Augenblick ausruhen. Ich will dich ablösen. Ich habe schon einmal einem großen Zauberer gedient. Laß mir den Becher und den Stab!“

Ich raunte ihr zu, daß ich zum Onkel hinauflaufen und ihn um das Zauberwort fragen wolle; sie aber flüsterte: „Bleibe hier!“ Und nun begann sie mit meinem Zeug so wunderlich zu hantieren, daß alle wieder neugierig wurden. Den Becher faßte sie vorsichtig an, als ob er heiß wäre, und tippte mit dem Stab nur leise an den Rand. Bald setzte sie ihn auf den Tisch, bald trug sie ihn schwingend hin und her. Endlich blickte sie zweifelnd hinein:

„Es braucht nicht mehr viel, – es gelingt! Es gelingt!“ rief sie voll Entzücken, „das Tuch wird verwandelt – es ist schon kein Tuch mehr – es glänzt – es kann zu einem Stern werden oder zu einem schönen kostbaren Ring – –“

Die Kinder, die heraneilten, um die Herrlichkeit im Becher zu beschauen, scheuchte sie mit verbietendem „Noch nicht!“ auf ihre Plätze; starr, wie eine Lesende, sah sie sekundenlang auf den Grund, gebannt saßen die Gäste, – nun tauchte sie langsam, zaghaft, als fürchte sie noch immer ein Mißlingen, zwei Finger ein und hob, ganz blaß vor Freude, einen goldhaft glänzenden Ring heraus, an dem rote und grüne Edelsteine kostbar blitzten. Alsdann verneigte sie sich, man wußte nicht recht vor wem, und überreichte dem verdutzten und geschmeichelten Knaben das Kleinod mit der Bemerkung, dafür könne er sich, wenn er möchte, wohl sieben neue Tücher einhandeln, fügte auch bei, er habe solch Glück nur mir zu verdanken, alles sei mein Werk, und sie selber habe fast gar nichts mehr zu machen gebraucht. Der Junge suchte sich den gleißenden Reif sofort an den Finger zu streifen, indessen ich, verblüfft über diesen Ausgang, bald auf den Ring, bald auf Eva blickte, – da wurde die Tür aufgerissen: laut weinend fuhr unsere Magd auf mich zu, packte mich bei der Hand und schrie: „Du sollst kommen! Schnell! Der Herr Onkel stirbt! Er will von dir Abschied nehmen!“ Gerade ging auch der Pfarrer, das verhüllte Sanktissimum tragend, von einem klingelnden Knaben gefolgt, durch Wind und Laubgewirbel dem Hause zu. In die Kniee sanken Mütter und Kinder, und während sich rings Häupter neigten und Hände an Brüste klopften, riß mich das Mädchen schluchzend, als gälte es ihrem eigenen Vater, dem Priester nach in die Wohnung. Indessen dieser seines Amtes waltete, stand ich, mir selbst überlassen, auf dem Gang. Daß der Scheidende nach mir verlangt hatte, erregte mich

ungeheuer; ich vermutete, daß er mir noch die starken, allwirkenden Zauberformeln anvertrauen wollte, zugleich schauderte mir vor seinem Sterben. Als man mich endlich hineinließ, war es damit schon vorüber; man gebot mir, die Hände zu falten, reichte mir später ein Büschelchen aus Buchszweigen, damit ichs in geweihtes Wasser tauche und den Leichnam damit besprenge, und verwies mich sodann in die Wohnstube. Frierend und mit heißen Ohren saß ich dort herum, verdüstert, böse. Der Knabe, den sonst der Anblick Verstorbener so feierlich und liebreich stimmte, fand, vom Geiste des Toten besessen, keinen frommen Gedanken, keine Träne. Daß die großen, magischen Worte, die jener gewußt hatte, für immer verloren seien, war sein einziges Denken. Ich bat die Magd, Eva zu suchen und zu mir zu schicken. Sie fand aber die Schenke bereits von Gästen verlassen und brachte nur die Zaubersachen zurück, welche die Wirtin unterdessen in Verwahrung genommen hatte. Sofort untersuchte ich den Becher. Er war leer; nur winzige Restchen verkohlter Leinwand hafteten am Boden.

Theodor Däubler: Drei Gedichte

aus der neuen, umgestalteten Ausgabe des „Nordlichts“

Sonne! Sonne! Holde Sonne,
Geberin von Lust und Leid,
Eine große Lichtkolonne
Ist zu Streit für dich bereit!

Ringen wir nach deinem Lichte,
Sind wir schon von Glut durchloht,
Und mit jedem Lichtverzichte
Droht und folgt uns schon der Tod.

Licht, du kannst uns Richtung geben!
Leben ist ein Sonnenkampf,
Selbst die Erdengötter schweben
Selten frei im Abenddampf.

O, den Leib, alle Gestaltung
Untergraut und fällt der Tod,
Doch des Menschen Hocherhaltung
Übertönt das Abendrot;

Große Formen, die sich sonnen,
Stürzt das steile Mittagslicht:
Froh in Wolken eingesponnen,
Überlebt uns ein Gesicht.

Sonne, du verdammst zum Tode,
Und du bist auch die Geburt,
Denn in jeder Sonnenode
Glüht ihr, die ihr heimwärts fuhrt!

Dionys, du bist erhoben!
Sonnentrunken steigst du auf:
Alle Lichtgewordnen loben
Deiner Sendung holden Lauf.

*

Auf des Tages Abendschleppe
Streut der Mond sein Lichtgeschmeid.
Über ferner Alpentreppe
Funkelt noch das Purpurkleid.

Und ein Ruhestundenschleier
Glitzert lichtgeflockt am Meer,

Schwangeſpenſter, Silberreiher
Wimmeln, ſchwimmen hin und her.

Wie in einem Irisbecken
Ruht der goldne Honigmond,
Zarte Wolkenhände ſtrecken
Ihn empor, wo Sirius thront.

Viele erſterglimmte Lichter
Nicken wieder ſchläfrig ein,
Denn des Mondes Flor wird dichter:
Alles, alles funkelt rein.

Da vor unſerm Gondelbuge
Rauſcht ein weißer Fabelſchwan!
Rüſtet er ſich gar zum Fluge?
Immer huſcht er um den Kahn.

Kaum hält unſer Fährmann inne,
Taucht das Tier ins Meer hinab,
Und in bleicher Silberrinne
Biegſt du um ein Marmorkap.

In den heimlichen Kanälen
Iſt der Schwan dann wieder da,
Dichtumloht von Mondjuwelen
Lenkt und leuchtet er beinah.

Seine weißen Flimmerglieder
Sind viel zarter als ein Traum,
Rings verliert er ſein Gefieder,
Oder iſt es Giſcht und Schaum?



Der Petrustempel bleibt hienieden
Zum Einbruch ferner Geister frei!
Uns birgt den zweckefremden Frieden
Des Domes aufgerecktes Ei.

In Völkern, die im Kampf gewonnen,
Wird aus dem menschlichen Gehirn,
Dem Weltgesetze eingesponnen,
Sich neue Lebenskraft entwirrn.

Einst wird der Mensch hier, ohne Sorgen,
Zum Geist, der gegen Schein sich bäumt
Und unbekümmert um ein Morgen
Die Phantasien kühn entzäumt.

Die Tat sei eingeprägt in Rassen,
Die ihren Staub sich umgeschafft,
Denn sonst verliert sich in den Massen
Der Auserlesnen Sonderkraft!

Dann soll der Mensch in diesen Räumen,
Wo sich ein Höhesein erfaßt,
Der Kindheit Gaukelspiel verträumen:
Bei Göttern ist er hier zu Gast!

Unheimlich sind die Dimensionen,
Wo Perspektive fast verschwand,
Den ptolemäischen Legionen,
Die Eigenmaße nur gekannt.

Den Raum, die Zeit zu überwinden,
Versucht der Mensch im Petersdom:



Einst werden sie von selbst verschwinden!
Schon bannt uns Ewiges an Rom!

Ein großer Meister, der uns mahnte:
Kopernikanisch sollt ihr sein!
Und freiere Geschlechter ahnte,
Erbaute seinen Traum in Stein.

Wie bei dem Hirn die Schädeldecke
Sich an die innre Fülle paßt,
So wälzte er die Marmorblöcke
Um die Idee, die er erfaßt.

Er türmte auf und wölbte mächtig,
Was seiner Ahnung klar entsprang:
Verjüngungskühn, gedankenträchtig
Gebar er seinen Marmorsang.

Der Geistesblitz, der den Planeten
Ins Sternenall hinaufgeschnellt,
Begeisterte den Steinpoeten
Zum größten Tempel dieser Welt!

Er ahnte mehr, als er vernommen,
Und setzte schon das Monument
Gedanken, die noch kaum erglommen,
Wo die Idee schon hell entbrennt!

Ihr Lebensfeinde, schwere Steine,
Wenn euch ein Sonnensohn bezwang,
Seid ihr im rhythmischen Vereine
Ein felsgewordner Sonnensang!

Bei allen heißen Meißelschlägen,
Wenn blitzend das Gestein zerspringt,
Wenn Riesentrümmer sich bewegen,
Und kühn dem Hirn ein Werk gelingt,

Wenn wir die Säulen sonnwärts stellen,
Was nur Titanenkraft vollbringt,
Wenn die Gebirge selbst zerschellen,
Hast du, o Sonne, uns gedingt!

Drum Marmorstein, du mußt erbleichen:
Du dienst dem Himmelstürmer Geist,
Den keine Fallsterne erreichen!
Der Meteor erlischt, vereist,

Zu seiner Sehnsucht Starre friert er.
Bringt Kandelaber, reich geschmückt!
Stellt sie um Marmorbilder reichgezierter
Bezeuger, daß euch viel geglückt!

Die Leuchter schmücken goldne Spangen,
Die Blutrubine starr umglühn:
Smaragde seh ich ringsum prangen,
Brillanten in den Tempel sprühn.

Nun spricht ein sanftes Gold zum Herzen:
Es rauscht mich an wie Feuerklang.
Gar lieblich flimmern stille Kerzen,
Und aus dem Herzen strahlt der Dank.

Ich höre Engel jubelnd singen!
Die Tränen werden sanft ihr Kleid,



Musik erbraust auf Unschuldsschwingen:
Mein Glück, nun gleichst du meinem Leid!

Die Wuchtknuppel durchbraust ein Psalter:
Hoch oben schwebt ein Cherubim
Als hehrer Hierarchieerhalter,
Denn Art und Adel tagt in ihm!

Hinan zu meinem Götterhimmel!
Hier werde ich zum Kind und schwach,
Mein Traum entrausche dem Gewimmel,
Du Meteor in mir, erwach!

Paul Ernst: Der Kirschbaum

Ein wilder Kirschbaum blühte am Rande eines Weges, der zwischen grünen Feldern mit handhoher Saat in den stillen braunen Wald führte. Ein junger Ritter saß auf seinem Roß und kam unter den blühenden, von Bienen umsummten Baum, auf den vom blauen Himmel hernieder die Sonne freundlich schien. Plötzlich war es ihm, als fühle er eine Zärtlichkeit gegen den Baum; er hielt an, umarmte den seidenglänzenden glatten Stamm und küßte ihn; wie er das getan, schämte er sich seines törichten Handelns, ließ den Stamm los, ergriff wieder die Zügel und drückte leicht mit den Knien das lustige junge Pferdchen, daß es fröhlich wiehernd und mit dem Kopf nickend sich in eine rasche Gangart setzte.

Da war es ihm, als spüre er hinter sich ein leichtes, federleichtes Wesen sitzen; er wunderte sich nicht und sah sich nicht um; zwei feine Hände in zarten, seidenweichen Handschuhen schoben sich von hinten und schlangen sich um seinen Leib, das

leichte Wesen hielt sich an ihm fest. „Wenn ich denn schon träume!“ dachte er, zog den einen Handschuh leise von dem Händchen und steckte ihn in die Tasche. Ein silberhelles Lachen ertönte von dem Wesen hinter ihm, und eine zarte helle Stimme sagte: „Nun hast du mich gefangen, und wenn ich bei dir bleiben soll, so darfst du mir den Handschuh nie wiedergeben.“ Hier wendete er sich um und sah ein wunderliebliches Gesicht, hell wie eine Kirschenblüte, mit blauen, tiefen Augen wie der Himmel und goldenem Haar wie ein reifes Weizenfeld. Er blickte sie erstaunt an, und das Mädchen lachte wieder mit dem Klang eines silbernen Glöckchens. Das Pferdchen hielt still, riß den Kopf zur Erde und kaute am Gebiß, der Jüngling starrte noch immer; da sagte das Mädchen: „Willst du nicht umwenden und zu deinem Hause hinauf reiten? Denn ich bleibe doch nun bei dir.“ „Ja, das will ich tun, wenn du nun bei mir bleibst“, erwiderte er, wendete um und ritt seinen Weg zurück. Wie er unter dem Kirschbaum durchkam, rief das Mädchen: „Lebewohl, lebewohl!“ „Wie, willst du gehen, ich denke, du willst bleiben?“ fragte erschrocken der Jüngling; das Mädchen lachte und sprach: „Nicht von dir nahm ich Abschied.“

So brachte er das Mädchen nach Hause, und sie blieb bei ihm; sie küßte ihn und lachte ihm zu mit heiteren, glücklichen Augen; und wenn sie zu ihm lachte, dann vergaß er sein Haus, die Menschen und die Enge, und es war ihm, als liege er ruhig und ohne Gedanken unter einem schönen Baum, in dessen grünem Laube golden die Sonnenstrahlen irren. Sie stand am hohen Fenster und sah ins weite Land hinaus, und Bienen kamen, viele Hunderte, und umsummten sie, sie aber stand ruhig und ohne Angst inmitten des Schwarmes, und zuletzt sagte sie lachend: „Fliegt weiter zum Birnbaum, fliegt weiter zum Schlehdorn. Verblüht ist die Mandel, nun blüht bald der

Apfel." Da zogen sich die Bienen zusammen zu einem dunklen Schwarm und flogen fort.

Nach Wochen war es, als ob ihre weiße, durchsichtige Haut sich leise röten wollte wie eine helle Kirsche; ihre freundlichen Lippen lächelten gütig, und der Jüngling sagte: „Ich denke, du mußt schöne Gaben reichen jedem, der vorüberkommt, Erquickung dem müden Wanderer; ich kann mir nicht anders denken, als daß das so ist; und hast du mir nicht auch Heiterkeit gebracht, Leichtigkeit und Güte?" „Ich will bei dir bleiben," antwortete sie; „versprich mir, daß du mir nicht nachgeben willst, wenn ich dich einmal um etwas bitte, denn wenn du mir nachgibst, so wird ein Unglück folgen." „Ach, du Liebe, du hast doch noch nie etwas von mir gebeten," sprach er, „du bist mir immer fröhlich und bist freundlich zu mir; wenn ich dir ein kleines Geschenk mitbringe, einen Ring oder ein Band oder einen Gürtel oder Ähnliches, so freust du dich, damit ich mich über deine Freude freue, aber dann legst du das Geschenk fort. Bitte doch einmal etwas von mir, damit ich weiß, was dir eine wirkliche Freude machen kann, damit ich es dir kaufe oder suche." Da wurde das Mädchen ängstlich, in ihren klaren Augen stiegen Tränen auf, sie faltete flehend die Hände und sagte zu ihrem Freunde: „Lieber, ich flehe dich an, wenn ich dich einmal um etwas bitte, so gewähre es mir nicht, denn wenn du es mir gewährst, so folgt ein Unglück." Da lachte er, küßte sie auf die Stirn und sprach: „Wie bist du doch kindisch!" Aber sie ließ nicht nach mit Flehen, bis er ihr versprach, daß er ihr niemals eine Bitte erfüllen wolle.

Wie dieses nun gewesen war, da erzählte nach einigen Tagen der Jüngling, daß er ausgeritten sei und durch Zufall an dem Kirschbaum vorbeigekommen, bei dem er sie damals getroffen im Frühjahr, und der Baum habe voller weiß und roter Kirschen gehangen und habe seine Früchte ihm dargeboten, und

ihm sei gewesen, daß er immer habe an sie denken müssen bei dem anmutigen Baum und den schönen Früchten. Da faßte sie auf ihr Herz und sagte zu ihm: „Nun ist schon Sommer, und der Roggen beginnt zu vergilben, nun war ich so lange hier in deinem Hause und habe dir noch nicht eine Bitte gesagt. Jetzt aber bitte ich um etwas, nämlich daß du mich auf deinem Roß mitnimmst zu dem Kirschbaum, denn ich will den Kirschbaum sehen!“ Da dachte er daran, daß er versprochen, ihr nie einen Wunsch zu erfüllen, aber er dachte: „Wie kann ich ihr denn abschlagen, um das sie mich bittet? So lange ist sie schon bei mir und hat mich lieb, und noch nie hat sie mir einen Wunsch gesagt; und nun will sie so Kleines.“ Deshalb versprach er ihr, daß er mit ihr reiten wolle am anderen Morgen, und stieg am anderen Morgen auf sein Roß und hob sie hinter sich, und sie schob ihre Hände wieder vor, eine Hand mit einem Handschuh und eine bloße Hand, faltete die Hände, und so hielt sie sich an ihm. Wie er aber ritt, da fühlte er, wie ihre Tränen ihm auf den Nacken fielen. Er fragte sie: „Weshalb weinst du?“ „Ich weine, daß du mir meinen Wunsch erfüllt hast“, sagte sie. Da dachte er: „Wie gut ist sie, daß sie sich bis zu Tränen freut, weil ich ihr diese Kleinigkeit gewährt habe.“

So kamen sie nun unter den Kirschbaum, der seine Zweige darbot; und wie das Pferd mit ihnen unter dem Kirschbaum war, da sagte das Mädchen: „Nun hast du mir meinen Wunsch erfüllt, und ich freue mich, daß ich wieder unter dem Kirschbaum bin. Aber nun habe ich noch einen zweiten Wunsch, und weil du so gut bist und mich so lieb hast, so bitte ich auch noch um den zweiten.“ „Sage mir, was du willst,“ antwortete er, „ich will dir erfüllen, was du wünschest.“ „Als du mich im Frühjahr fandest, da zogst du mir einen Handschuh aus und nahmst ihn zu dir,“ sagte sie, „und ich weiß, daß du ihn noch bei dir

führst. So gib mir nun auch meinen Handschuh wieder." Da lachte der junge Ritter und sprach: „Wenn du doch um ein Großes bitten möchtest, denn Liebe will doch so gern schenken!" Und damit nahm er den Handschuh vor, und scherzend zog er ihn ihr selber an die weiße Hand, die sie ihm unter seinem Arm hindurch nach vorn reichte.

Aber wie der Handschuh über die Hand gestreift war, da hörte er sie tief seufzen, und unter Weinen sprach sie: „Nun lebe wohl!" Und wie er sich erschrocken nach ihr umsah, da war sie verschwunden, und wie er auf seine Brust vor sich sah, über die noch eben ihre Hände geschlungen waren, da waren die Hände verschwunden, durch den Kirschbaum aber ging ein leises Schauern.

Albrecht Schaeffer: Der Emmaus-Traum

ADVOCATIO

In dieses immer ernste Tal der Fichten
Wie kam ich aus dem Steine-Labyrinth?
Die kargen Garben stehen auf den lichten,
Verbrannten Feldern im Septemberwind.
Doch hier, ob streng die Wolken sich verdichten,
Ob reich die heitre Bläue überrinnt:
Hier öffnet sich das Herz, mit tiefen Augen
Kristallne Reinheit feurig einzusaugen.

O segne mir, du Odem ohne Schmerzen,
Der reuelos in ewiger Wandlung schwelgt,
Die hülfeloseste an deinem Herzen,
Die Knospe, mir so ängstlich, daß sie welkt!

Berührt, ihr Zweige, nur mit zartem Scherzen
Den Wiegen-Korb, in Schatten eingestellt,
Raunt lang das Zauberwort uralter Mythe
Auf sein Gesicht, die weiche Mandelblüte.

O daß ein Griffel jetzt ins Herz ihm schriebe,
Solang sichs weich, sich gleich dem Wachse giebt,
Daß, wie sichs dehne, ihm die Narbe bliebe!
Mit Sonn und Schatten, zärtlich durchgesiebt,
Mit Duft, mit Wärme schreibt das Wort der Liebe
Ins Herz, daß es euch liebe, wie ihr liebt,
Euch, Geister rein, die im vollkommnen Reigen
Aus tiefem Licht ins immer Lichtre steigen.

HORA

Wie nun aus West die Glut, beleuchtend tiefer,
Jenseits das Dorf der Stille überläßt,
Aus Dächerrot, aus Mauerweiß, aus Schiefer,
Aus Wipfelgrün das leichtgeflochtne Nest,
An dem, ein Falter, trunken ausgeliefert,
Der Blick hangt mit begierigem Saugen fest,
Beim stillen Trinken folgend selbstvergessen
Dem blauen Steigen aus den kleinen Essen.

Darüber legt der Hügel grüner Tannen
Den blauen Schatten still dem Bruder auf.
Die Wolke winkt zurück und glüht von dannen,
Es glüht ihr nach vom Turm der goldne Knauf.
Doch wie die Sinne inniger sich besannen
Auf eines Tags gesammelten Verlauf,
Auf einmal lischt das Bild, verglüht die Mauer,
Ein Schatten seufzt, und rauschend fällt ein Schauer.

VOX COELESTINA

Doch aufwärts suchend in dem lichten Klaren,
Entdeck ich erste goldne Punkte schon.
Die auch im Licht geheim zugegen waren,
Erscheinen sichtbarlich auf Thron um Thron,
Die blickenden, die ernsten Herrscherscharen:
Gegrüßt beisammen, Enkel, Ahn und Sohn,
Mit immer älterm Glanz, doch gleich an Trachten,
Uralte Leun, die schlaflos immer wachten.

Nein, Schiffe ihr, im Herzen den Magneten,
So steigt ihr auf in ungeheurer Fahrt,
Im immer wiederholten, rastlos steten
Umkreisen eurer Meere heil bewahrt;
Vor keinen Inseln ankernd, keinen Reeden,
Nur fahrend, fahrend, schauerlich bejahrt,
Im Sausen eurer Büge spür ich wieder
Den alten Geist im flammenden Gefieder.

Doch die ihr wie im Spiele überwindet,
Die Stunden kann ich nicht verwachen, ach!
Ich muß ergeben mich, ertaubt, verblindet,
Der finstern Flut, durch die ihr stolz und wach
Mit sicherm Wittern eure Wege findet,
Dieweil ich stürze in das hundertfach
Sinnlos gewälzte Polterwerk der Mühle,
Fühlloser Tat und tatloser Gefühle.

VOX IRAE

Nun wogt um mich das Finstre ungemessen,
Langsam erstarrt der Lüfte warmer Fluß.
Ach, ihr auf Königsstühlen, eingesessen,

Schwelgt feuriger in eurem Überfluß!
Doch ich muß schlafen, denn ich muß vergessen,
Da dröhnst du, Wort der Schulden, Emmaus!
  Und aus dem Dunkel flehts mit Gramgebärden:
  „Herr, bleibe bei uns, es will Abend werden;

„Der Tag hat sich geneigt!“ Geneigt; mit Schaudern
Noch halt ich an, doch meine Zeit ist aus.
Schlaf ist Vergessen! hallt es nach. O Zaudern!
O wäre Schlaf Bereun, so heilt ich aus!
Doch nur mit leerem Durcheinanderplaudern
Schleppt sich der Troß der Träume ein und aus,
  Und die Lemuren, die ich tags verscheuchte,
  Sie kommen mit dem Spiegel und der Leuchte.

Und Flamme süß, die je mir nieder brannte,
Sie schlagen süßer hell die Flamme an.
Schmerz unverschmerzt! Und all was ich verkannte,
Nun seh ichs klar, da ichs nicht beugen kann:
Wie Süßes stets um Süßres ich verbannte,
Und ich erkannte erst, was schon entrann:
  So hang ich, ein Gemächt aus Furcht und Fetzen,
  Die lange Nacht in selbstgelegten Netzen.

Derweilen droben die bewegte Flotte
Gebieterisch die gleichen Wenden fährt,
So Nacht für Nacht der Widergänger Rotte
Zurück zurückgelegte Meilen kehrt.
Nur nichtig wiederholend mir zum Spotte,
Von keiner Fahrt bereichert noch belehrt,
  So jag ich durch die alten Ozeane,
  Karfreitagsfahrer im verdammten Kahne.

PAX

Du nun verhülltes Tal, wie ganz entschwunden
Dem ängstigen Blick, der von Gestirnen fiel.
Wo bliebst du, Kelch der farbenvollen Stunden,
Geraubt von Räubern, ach, versteckt zum Spiel
Von einem Gott? – Doch sieh, schon ist gefunden
Dem Fürchtenden ein recht gewisses Ziel:
Das Fensterlicht – das Haus, der Raum, das Bette,
Und hold umklirrt mich die geliebte Kette.

An deinem Lager, zartste der Gestalten,
Mir selbst entstiegen unbegreiflich rein,
Mir wehmutvolle Spieglung vorzuhalten,
Noch einmal voller Hoffnung da zu sein:
Beruhigung fühl ich dämonisch walten:
Hier ist noch Schlaf! in diesen senk dich ein.
Finde aus uferlosem Traumgebrause
Im Schlaf des Kindes einmal eine Pause.

So, kleine Muschel, drin gemildert tönt
Des Meers, aus dem du kamst, verschollnes Wogen,
Gebeugt, verstummt, ergeben und versöhnt,
Auf dein Gesumm belauschend hingebogen,
Sprech ich – der mich gefährlicher durchdröhnt,
Den Traum, deß Gift dein Hirn noch nicht gesogen.
Den Lebenstraum aus tausend Irresalen,
Traum, den du träumen wirst zu tausend Malen.

Ja, hör den Traum, bei deß Gestalten deine
Noch blumenhaft und hold vereinsamt schwebt,
Indessen traumverfangen sich die meine
Vergeßlich fort zur andern Seite hebt:

Du Spielender, noch ungebannt im Steine,
Den nicht das Blut von Emmaus belebt.
Denn Emmaus ist Ziel darin und Richte
Und Emmaus jedwedes der Gesichte.

Schlaf wohl! schlaf tief! Die magischen Figuren
Umstellen dich – du hörst, du siehst sie nicht.
Sie schwanken auf, fantastische Kreaturen,
Unmagisch noch – du neigst, du ziehst sie nicht.
Sie schwanken ab, sie blickten, sie entfuhren,
Du lächelst – du begreifst und fliehst sie nicht.
Doch dieses Wort – hörs nicht! sink tiefer nieder!
Wir sehn einmal in Emmaus uns wieder.

SOMNIUM

Es war zur Nacht. Ich lag in Schlafes Banden.
Da kam ein Ruf aus großem Raum und hallte:
„O hört! Er ist wahrhaftig auferstanden!"
Ich schrak empor, da diese Stimme schallte;
Nur schwarzes Finster meine Augen fanden.
Doch dann ein Lichtschein fiel aus einer Spalte:
Ich sah, noch bebend von dem starken Rufen,
Daß eine Tür sich auftat über Stufen.

So fand ich mich vor einem Hause weilen,
In dessen Fenstern Lichter sich bewegten.
Ich sah darin ein Hin- und Widereilen
Von Schatten und Gesichtern, die sich regten
Bei Lampen, aufgehängt an goldnen Seilen. –
Da stand im Tor, deß Flügel breit sich legten,
Mein Freund, erst jüngst ereilt vom wilden Tode,
In einem braunen Kleid verschollner Mode.

„So bist du," sprach ich, „Lieber, noch am Leben?"
Und Glocken hört ich mir im Innern läuten.
Er wollte aber keine Antwort geben,
Und abgewandt mit fremdlichem Bedeuten
Verstohlen lächelt' er, dieweil mit Beben
Zu fragen mehr sich meine Lippen scheuten.
Ach, dacht ich, Lob sei Gott, daß wir uns irrten,
Noch Zeit uns blieb, ihn liebend zu bewirten.

Mich trübt' es kaum, beglückt ihn anzuschauen,
Daß er mit einem bunten Hündlein scherzte.
Ich dachte: Freundschaft ist das tiefe Blauen,
Nun weiß ichs ganz, daß ich es recht beherzte!
Der Liebe süße Wolken bald zertauen,
Es dauert aus die Wölbung, die vererzte.
Wie geb ich gerne jede Wonnenstunde
Um ein Gespräch mit männlich ernstem Munde.

„Wir wollen", sagte er, „zum Grabe gehen."
Er meinte Jesus. Es war Osterfrühe.
Schon war im Ost ein Morgenrot zu sehen,
Als ob die Nacht von Mandelbäumen blühe.
Der frühen Winde Schauder fühlt ich wehen
Um meine Stirn mit eisigem Gesprühe
Beim Gang an einer langen Gartenmauer,
Die glühte auch in Mandelblütenschauer.

Darin war nun die Pforte aufgeschlagen.
Ich zauderte, den Garten zu betreten,
Durch den am Freitag wir den Herrn getragen.
Dort zwischen blühnden Sträuchern, blühnden Beeten

Wir wandelten mit Hoffen und mit Zagen,
Wo träumende Sibyllen und Profeten
In Gruppen standen feierlich zusammen
Bei großen Blütenbüschen wie aus Flammen.

Und zwischen Denen sah ich an der Erde
Auf Knien ein Weib, als ob sie suchte, liegen.
Sie hob das Antlitz klagender Gebärde,
Und Gram sah ich des Mundes Winkel biegen.
Da wir nun fragten nach der Schmerzgebärde,
Ihr Tränen funkelnd in die Augen stiegen.
„Ich find ihn nicht!" so hörten wir sie klagen.
„Sie haben meinen Heiland fortgetragen."

Da war es sie, die in geraubten Zeiten
Ihr Herz mir bot wie eine Frucht zu essen.
Begann sie anzuschlagen heilige Saiten,
So stand im Blau der Raum nicht auszumessen:
Serafim traten ein, die mild schalmeiten. –
Mir wollte Angst die ganze Brust zerpressen,
Ihr beizustehn, die kniet' in Schmerz und Wunden.
„Ach," sprach ich, „suchst du noch, was hingeschwunden?"

Ich merkte, daß mir wer die Hand berühre;
Mein Freund, der nach dem offnen Grabe zeigte.
„Wir sehn", sprach er, „die Binden noch und Schnüre."
Ich folgte ihm durch Wege, vielverzweigte;
Wir standen endlich vor der Grabestüre,
Dahinter eine Treppe ab sich neigte
In ein Gemach, das glänzte rings von Kerzen.
„Dies", sprach ich, „dacht ich anders mir im Herzen."

Es saßen festlich Gäste da an Tischen;
Die schienen Fremde erst, doch nun Bekannte.
Ich wagte nicht, mich unter sie zu mischen,
Da ihrer keiner mich willkommen nannte.
Was wollen, dacht ich, diese Gleißnerischen?
Und durch die Reihen mich zur Pforte wandte.
Da sprach – ich sah ihn mir zur Seite stehen –
Mein Freund: „Nun laß nach Emmaus uns gehen.“

Ich wußte, daß wir dies im Sinne hatten,
Und folgte gerne in das dunkle Freie.
Noch lag die Gegend schwarz im Nächteschatten,
Und nur von Bäumen sah ich eine Reihe
Bergunter führen zwischen dunklen Matten.
Doch jenseits blühten in des Morgens Weihe
Gebirge weiß und rosig, wie mit Düften
Erhoben in den reinen kalten Lüften.

Zur Linken zog sich eine niedre Mauer
Von Quadern, wo ein Weib am Boden hockte,
Geneigt das dunkle Haupt in dunkler Trauer,
Und Angst befiel mich, und mein Odem stockte.
Ich trat zu ihr und sah: ein finstrer blauer
Mantel umhüllte sie; doch ich frohlockte,
Da ich die erst so Fremde nun erkannte
Und ihren Knaben, den ich meinen nannte.

Sie hielt ihn auf den Knien und schien zu lesen
In seinem Antlitz, das wie Gold erglänzte.
Sie drehte sacht das kleine heilige Wesen,
Dieweil mit Veilchen sie sein Haar bekränzte.

Sein dunkles Augenpaar mir zum Genesen
Das eigne Leben wieder rein kredenzte.
   Da sprach, indeß ich schon die Arme breite,
   Mein Freund: „Nach Emmaus auf jener Seite.“

„Siehst du denn nicht,“ sprach ich mit leisem Zorne,
„Daß hier ich fand, was immer ich erflehte?
Hier strömt das Dauernde aus vollem Borne!
Wie Hand mit Hand sich faltet zum Gebete,
So Mensch mit Mensch, zu glätten das verworrne,
Das Leben, daß es klar vor Gotte trete.
   Ja, hier ist Leben, sieh! und ohne Lieben
   Wär ich so einsam wie ein Dolch geblieben.“

Er zog mich aber fort; ich sah zurücke;
Da war dort nichts; so ging ich fortgezogen. –
Auch sah ich nun, gebaut in Einem Stücke,
Die Straße wölben in gewaltigem Bogen
Bergabwärts eine glattgeschwungne Brücke
Über des Abgrunds nächtlich dunkle Wogen,
   Und jenseits wieder hoch zu Berge steigen,
   Wo große Haine brausten mit den Zweigen.

O dort des Himmels morgengrüne Schwinge! –
Doch linker Hand im tiefen Felsentale
Lag eine Stadt in rundem Mauerringe
Mit flachen Dächern. Düstere Fanale
Erhellten, fast als ob sie Flammen finge,
Die Straßen ihr, und Fahnen, große, fahle
   Und dunkle, auf den Dächern stehend, wehten.
   Sie schien die traurigste von allen Städten.

Jetzund gewahrt ich überall auf Zinnen
Und Dächern viele menschliche Gestalten
Und Menschenströme aus den Toren rinnen.
Die sah ich alle angstvoll Ausschau halten,
Und welche trugen Palmen, spreizten Linnen. –
Es sprach mein Freund: „Vergebnes Händefalten.
Nun schaun sie aus, nachdem sie ihn verloren,
Doch kommt er niemals mehr zu ihren Toren."

„Ich weiß," sprach ich, „daß er den Tod erlitten.
Doch Andre sagten, er ist auferstanden.
Wird dennoch nie Erhörung ihren Bitten?"
„Der lichte Tag für immer kam abhanden,"
Sprach er, „allda. Das Heil ist nun entglitten."
Unter den dunklen Fahnen, die da standen,
Lag überwallt die Stadt von dunklem Strome,
Draus ragten ihre großen leeren Dome.

Auf einmal alles dieses Nacht verschluckte. –
Ich aber sah erstaunt im weiter Wandern
Die Straße ruhn gleich einem Aquädukte
Auf Bögen und ein blaues Meer zur andern
Seite, wo taghell buntes Leben zuckte
Auf Ufermauern, farbig in Mäandern.
Ich stand, daß sich das Auge länger freue
An dieser Golfe meilentiefer Bläue.

Und welch Gewimmel hier von Bannern, Masten
An roten Kais, die in der Sonne lohten.
Von Schiffen schleppten nackte Sklaven Lasten;
Die Wellen schaukelten mit breiten Booten,

Die kaum der Früchte goldne Berge faßten.
Zur Ferne strebten sie mit kupferroten,
 Mit gelben Segeln. Grüßend hallten Pfiffe
 Zur Hafeneinfahrt großer Wanderschiffe.

Die Menge staute sich auf Hafenplätzen,
Erwartend, bei getürmten Warenballen.
Sie stießen drängend achtlos nach den Schätzen;
Die sah ich von den Ufermauern fallen,
Und Fischer fingen sie in braunen Netzen.
Hoch oben hört ich das Getös und Schallen.
 Der großen Schiffe weiße Schlote rauchten,
 Die Wimpel wehten, und die Pfeifen fauchten.

Dahinter lag die Stadt am Hang, die weiße,
Wo tausend Fenster sonnegolden flammten.
Es schien, daß sie von eitel Marmor gleiße.
Auf Rasenflächen, weit und grün und samten,
Wettspieler übten sich in heiterm Fleiße,
Die Rosse tummelnd, die von Ahnen stammten.
 Und drin im Lärm der Läden und der Buden
 Die gelben Mützen aufgeregter Juden.

Auf einmal sah ich Alle auf den Straßen,
Den Brücken, Ufern, Schiffen, in den Händen
Goldene Fische halten, die sie aßen,
Und goldne Brote. Alle allerenden,
Sie speisten – ob sie gingen, standen, saßen –
Was einen dunklen Mann ich sah verspenden
 Aus einem Korb. Sie kamen nicht zu kaufen,
 Sie nahmens nur im Hin- und Widerlaufen.

Sie gaben sich von Hand zu Händen eilend
So Brot wie Fische im Vorübertraben.
Jedoch nicht einer achtete verweilend
Auf jenen stillen Geber solcher Gaben,
Der ruhig stand, verteilend und verteilend,
Denn unerschöpflich schien sein Korb zu haben.
Und jedem lächelt' er, bevor er spendet',
Und sah ihm traurig nach, wenn der sich wendet'.

Ich wußte: dieses war die Stadt der Lüste,
Der tausend Spiele und Vergänglichkeiten.
Nicht Saat, nicht Ernte gabs an dieser Küste,
Und was sie brauchte, kam aus fremden Weiten.
Und voll Entzücken, daß ich dieses wüßte,
Sprach ich zum Freunde im von hinnen Schreiten:
„Sie sehn die Hände nicht, die ihnen geben;
Sie wissen lebend nicht, wovon sie leben."

Nach diesen Worten fiel ein Nebel über
Die Stadt, die Bai, die Schiffe und die Scharen.
Wir wanderten in düstrer, regentrüber
Dämmrung des Morgens, wo wir einsam waren.
Wie zog es mich nach Emmaus hinüber!
Berghoch im Morgenschatten lags, im Klaren
Des offnen Äthers, der kristallnen Räume,
Umrauscht vom alten Gold der heiligen Bäume.

Uns aber traf im Antlitz kalt der Regen.
Unendlich schien die Straße abzuschießen.
Da kam von fern ein Pilger uns entgegen,
Aus dem sah ich ein sanftes Schimmern sprießen.

Und seltsam ging mein Herz in raschern Schlägen,
Des Grabes denkend, das wir leer verließen.
„Wir wollen“, sprach ich, „diesen Wandrer fragen,
Ob er erstanden ist, um den wir klagen.“

Ob dieser Worte sah ich staunen jenen,
Der mit mir war, und hört ihn widersprechen.
„Wie kannst du“, zürnt' er glühend, „Andres wähnen?
Wer sollte denn des Grabes Riegel brechen?“
Da schwoll mein Herz von Grimm, das Aug von Tränen.
„Du wolltest“, sprach ich, „immer mit mir stechen.
Und den am Freitag wir vom Kreuz genommen,
Lag Samstag tot und wird nicht Sonntag kommen.“

Wie wir da hitzig haderten im Streite,
Sah ich den Pilger vor uns nicht entgegen,
Nein, wie wir selber gehn nach jener Seite.
Auf einmal bei uns sprach er Gruß und Segen
Und bot sich so mit Liebe zum Geleite,
Daß ich im Innern spürt' ein feurig Regen;
Und alle Sinne sprachen, die sich freuten:
Der ist es, der erklären wird und deuten!

Da sah ich auch: des Fremden Auge brannte
So nächtig, daß ich brannte und erbebte.
Seit ewig schien es mir, daß ich ihn kannte,
Der zwischen uns fast wie ein Engel schwebte.
Das Kleid, das dunkel seinen Leib umspannte,
Ich sah, daß es von Lichtern schaurig lebte;
Wie nächtige Himmel schiens, die ihn umwallten,
Und Sternenbilder blickten aus den Falten.

Wie schwebten schon im Takte seiner Schritte
Die Füße mir und auch mein Herz mit ihnen!
Ein Wunderträger schien mir dieser Dritte
Auf unsrer Wandrung, göttlich seine Mienen.
Und wie er nun, willfährig unsrer Bitte,
Begann, uns mit Erklärung zu bedienen,
    Belebte sich vor uns das Morgendunkel
    Von glänzender Gestalt und Blickgefunkel.

In einer Reihe schritten vor uns Viere,
Geschöpfe, die aus weißem Silber waren.
Leibhaftig gingen da Legendentiere:
Das Einhorn sah ich links und rechts den Aaren;
Den Flügellöwen mit dem Flügelstiere
Sah ich inmitten sich zusammenpaaren.
    Sie schritten, tragend wie in stolzem Tanze
    Das Kreuz, das Kleid, die Krone und die Lanze.

Ich wollte staunend fragen nach den schönen
Geschöpfen, aber aus des Pilgers Munde
Entströmte zu gewaltig Wort und Tönen.
Ich wollte fragen nach der blutigen Wunde
In seiner Seite, doch der Rede Dröhnen
Verschlug den Odem mir. Die schattige Runde
    Erschien bedeckt mit Augen, welche lauschten,
    Gesichtern auch, die Blick und Lächeln tauschten.

Durchsichtig ward des Bodens Nacht, zu tragen
Uns auf erleuchtet dämmrigem Kristalle.
Es standen drunten Reihn von Sarkofagen
In einer endlos langen Pfeilerhalle,

Wo Könige mit ihren Kronen lagen
Und große tote Päpste; und sie Alle
Erhoben sich und horchten schwer nach oben
Und legten wieder sich, von Schlaf umwoben.

Ich hörte aber jetzt die Himmelsstimme,
Mit Feuer mir in Herz und Sinne beißend.
Sie sprach mit solchem heißen Liebesgrimme,
Die Brust mit süßem Schmerze mir zerreißend:
„Das Gottesreich ist gleich dem Reich der Imme,
Die lebt, sich nur im Liebesdienst befleißend."
Ich bat: „Erkläre uns das Wort!" mit Zagen.
Da hub er an, zu deuten und zu sagen.

„Die tausend Blumen, die dem Sommer blühen,
Es sind die Seelen auf den Erde-Triften.
O saht ihr sie, die schaffend sich bemühen,
Die Engelsbienen, die den Raum durchschifften?
Der Kelche froh, die klar voll Golde glühen,
Doch nicht, die falsch und trächtig sind mit Giften.
Aus jedem wissen eifernd sie zu saugen
Die Tropfen, die zum Gotteshonig taugen.

Und jede kehrt zurück mit Flügelschnelle,
Mit Freudetönen bringend ihre Gabe,
Sich tummelnd emsig, daß der Vorrat schwelle,
Im heiligen Dunkel reift die heilige Habe,
Am heiligen Bau sich füge Zell an Zelle,
An Gottes Herz, der großen Honigwabe:
Erbaut aus Kraft der dienenden Myriade,
Der Liebe Kleinod in der ewigen Lade.

Die Tropfen aber, die vom Grunde quellen
– Ich will auch dies verdeutlichen und schildern –,
Es sind die Worte, lauter süß zu schwellen,
Oder zur Lüge giftig zu verwildern.
Ach, daß sie gar zu leicht zu Lippen schnellen
Und nicht zu halten sind und nicht zu mildern!
Und die wie Tau erblinken und Kristalle,
Sind innen Gift und sind den Immen Galle.

Wo aber in dem allgemeinen Lallen
Ein Mensch geboren worden zum Gebete,
Der läßt die Stimme wie ein Horn erschallen,
Des Göttlichen verkündende Drommete:
Der halte lauter seinen Kelch kristallen,
Daß auch kein falscher Tropfen ihn betrete!
Daß sich auf ihn mit Lust die Immen schütten,
Sonst wirds ein Gift und wird ihn selbst zerrütten.

Ach aber Wenige, die sind und wissen,
Sie wissens wohl und stammeln doch verworren.
Nur wie die Anderen zu sein beflissen,
Wuchern sie wenig Tage und verdorren.
Es führte auch aus Schwefel-Finsternissen
Der Herr nur Lot; sie aber sind Gomorren
Verfallen, rückgewendeten Gesichtes,
Und sind erstarrt schon und sind des Gerichtes.

Und dieses ist das Göttliche!" er sprach es
Mit ungeheurem Feuer in den Mienen:
„Es ist die Wabe und ist selbst ein waches,
Ein Dienen nur und immer wieder Dienen.

Es ist der süße Honig jedes Faches,
Der Blüten Demut und der Stolz der Bienen.
Und einzig dies sein Sinn – o mögts begreifen! –
In Ewigkeit zu reifen und zu reifen."

Ich merkte wohl, auf wen die Worte stießen
Von Jenen, welche wissend doch verdorrten.
O von Erkenntnis wollt ich überfließen!
Von Brot und Fischen wußt ich alles dorten.
„Mein ist", sprach ich, „des Gottes zu genießen,
Er, den du nennst, der Hort von allen Horten.
O wie beglückt, daß ich im Glück mich dehne!
Ich danke, Herr, daß ich nicht bin wie Jene."

O fühlt ich da die hohe Lust, zu gehen,
Nur immer lauschend in die Morgenferne!
Im Innern mächtig fühlte ich sich drehen
Das Rad des Ewigen mit dem Rund der Sterne.
„Wer bist du nur?" begann ich ihn zu flehen,
„Du bists allein, durch den ich weiß und lerne.
Von deiner Worte Hammer aufgeschlagen,
O fühle doch, wie mirs beginnt zu tagen!"

Jetzt merkt ich aber einen Zwang, zu schauen
Nach hinter mir: da folgt' ein Schwarm Gestalten.
Die blickten alle seltsam unter Brauen
Nach mir; ja mir nur ihre Blicke galten.
Die stillen Männer und die stummen Frauen,
Ich sah sie All etwas in Händen halten,
Das mich betraf; ein Ding, nicht zu erkennen;
Und jeder wollt es zeigen, wollt es nennen.

Ich aber winkte ihnen, nicht zu stören
Das Zwiegespräch mit jenem Heilighohen.
Schon konnt ich nicht mehr seine Worte hören,
Und mit den Wimpern mußt ich ihnen drohen.
Da schiens, als ob sie alle Lust verlören,
Und Gram befiel die erst so eifrig Frohen.
Darob erkannt ich, die ich Alle kannte,
Geliebte, Schwester, Freund und Bruder nannte.

Den Vater sah ich ernst dazwischen schreiten,
Die Mutter, emsig, wollte zu mir gerne.
Ich winkt ihr heimlich. Alle Lebenszeiten
Sandten Gestalten her aus Näh und Ferne.
Ach, nnn mit Schmerzen sah ich sie entgleiten!
Ach, funkelten dort Augen oder Sterne?
Sie waren hin, die All ich einst umworben,
Die kaum erreicht, und diese schon gestorben.

Und ach, wie ich mich endlich losgerissen
Vom Nachschaun in die kalte Morgenleere:
Ganz ferne, sichtbar kaum in Dämmernissen,
Gewahrt ich Ihn! Und wie ich mich verzehre,
Ihm nachzueilen: ganz im Ungewissen
Des Nebeltals entging er mir, und Schwere
An Füßen steinern lähmte mich und Knieen.
Vergebne Müh! ich war nicht fortzuziehen.

Und schon am Abhang überm Nebeltale
Sah ich von Emmaus die Häuserwände.
Sie glühten rosenhaft im Morgenstrahle.
Da schritt er schon im Wiesenvorgelände,

Die Gasse schon empor zur Kathedrale,
Wo aus den Fenstern schlugen Feuerbrände.
  Die Glocken sah ich schwingen, hört ich schallen,
  Und alle Kraft war von mir abgefallen.

Die Glocken dröhnten, und das Tor war offen.
Ach wehe mir, jetzt wird er drin verschwinden!
Durch Gassen keucht ich, und mir sank das Hoffen,
Da wandt er sich, – ich wollte ihn umwinden
Mit Blick und Anflehn, meine Haare troffen . .
Da – wie erleichtert ach! – konnt ich mich finden
  Im Eingang, wo sein letztes Lächeln winkte. –
  Doch tiefe Finsternis mich dort umringte.

Alsbald in schwarzer kalter Luft entdeckte
Ich riesenhafte Pfeiler, aufwärts ragend
Ins Nächtige, wo Haupt an Haupt sich reckte
Der blinden Träger. Blauen Lichts, verzagend,
Dazwischen hingen Sterne, halb versteckte.
Die Riesen schienen keine Wölbung tragend,
  Es sei denn Nacht, die braun in pelzigen Falten
  Herabhing um die steinernen Gestalten.

Nun seitwärtsblickend konnte ich gewahren
Ein stolzes Weib an einem Pfeiler lehnend.
Ach, jene war es, jene, die vor Jahren
Mich ließ verschmachtend und sie selbst zersehnend;
Durch die ich letzte Qual und Lust erfahren.
Und heißes Glück auf meine Hände tränend,
  Streckt ich sie aus und sprach, von Glut beronnen:
  „Hier bist du nun? und bist mir jetzt gewonnen?“

Jedoch sie sah mich nicht, die Lügnerische.
Doch wie ich folgte ihrem Blick, da saßen
Bei einer Ampel Schein an rundem Tische
Mein Freund – deß Augen spöttisch mich bemaßen –
Und Er! – Und neben ihm in hoher Nische
War eine schmale Pforte aufgelassen,
Erhöht um Stufen; draußen Ebne tauchte
Aus Nacht, und ferne schwache Röte hauchte.

Am Tische fand ich bald mich selbst gesessen,
Sie anzuschaun, die uns bedienend schaltet.
Mein Auge, das noch Tropfen glühend nässen,
Folgt' ihr, die aus und ein geschäftig waltet.
Sie bringt das Brot, sie bringt den Wein zum Essen,
In einem Krug von Silber schön gestaltet . .
Er nahm das Brot und dankte, brachs in Händen
Und sah mich an. Da brach es allerenden!

Aufbrach mein Herz, dieweil es ihn erkannte,
Den Herrn in einem vollen Glorienfluten,
Das ihn, der nicht von mir das Auge wandte,
Aus jener Pforte übergoß mit Gluten.
Und mit Ergrausen, das mich übermannte,
Sah ich die Wunden seiner Hände bluten.
Ich sah sein Aug, von Liebesglanz umwoben,
Und ihn erheben sich – und schon erhoben:

Er stand im Tor, den Fuß auf jener Schwelle,
Darüber her ein Strom von Feuer schäumte,
Und Engelsaugen blitzten aus der Helle,
Indeß in mir der Reue Pein sich bäumte.

Zu spät! Verkannt! – Verdürstend an der Quelle,
Da sah ich alles all, was ich versäumte!
  Das letzte Glück, um das ich selbst mich brachte.
  Da brannte mir das Herz!
                        und ich erwachte.

AURA MATUTINA

Und ich erwachte. Sieh, ein Morgen flog
Septembrisch in dein Tal voll Glanz und Kühle.
Der weißen Nebel schmelzendes Gewog
Läßt kaum erkennen – schwer, daß ich sie fühle –
Am nassen Baum, der sich von Lasten bog,
Wie Glocken in dem reichen Laubgestühle
  Die Äpfel, blank und kalt, von Säften dröhnend,
  Der Reife tiefes heiliges Schweigen tönend.

Wie nun die weißen, dehnbaren Gewebe
Sich durch das Tal verziehn und alles glänzt!
Erstaunlich eine jugendliche Hebe
Im Gold erscheint, mit Enzian bekränzt,
Und tausend Mal der Morgen jauchzt: Ich gebe
Dir die Erfrischung, die du Hoffnung nennst:
  Da fällt mit einem geisterhaften Klirren
  Die Rüstung ab von Trunkenheit und Wirren.

Wie ward mir denn so anders sonder Handeln
In sieben Stunden, die ich nicht gewußt?
Wie fächelt mir ein frischer Duft von Mandeln,
Als blühte sie, um die gekühlte Brust!
Ja, du mußt schlafen, denn du mußt dich wandeln!
Empor das Herz in kalter Werdelust!
  Du sankest hin, ein ächzender Bereuer,
  Du stehst entzaubert auf und bist ein Neuer.

Eins, es ist dein! Frohlocke, so du's nennst
Dein eigen, unverlöschbar, eingeboren.
Dich gestern selbst entsetzendes Gespenst,
Füll dir aus ihm mit Flammenhauch die Poren:
Du bist verloren nicht, solang du brennst!
Von einem ewigen Feuersaft durchgoren,
Dir brennt das Herz. O Zauber, der ihm eigen,
Aus jedem Opfer reinlicher zu steigen!

Doch diese Flamme – nenn den Zweck der Zwecke,
Den heilig einzigen, zu dem sie loht:
Daß sie mit göttlicher Umarmung schrecke,
Was formlos schaukelt zwischen Traum und Tod;
Daß sich das Bild mit Haupt und Gliedern recke,
Das Werk, unsterblich jung und morgenrot. –
Dran immer wieder soll die Welt genesen:
Gestalt erscheint, und wesentlich das Wesen.

Nun dampft das Tal. Es gärt in seinen Adern.
Liebliche Hände winken silbern dort.
O laß mit jenen weißen Luftgeschwadern
Die Schatten fliehn ins Schattenlose fort.
O mildes Glühn! O aufgesaugtes Hadern!
O Kranz von Mandeln, blühend um das Wort:
Jahrtausend braust. In die du eingedrungen,
Brich auf zu deinen höhern Wandelungen!

Stefan Zweig: Episode vom Genfer See

Am Ufer des Genfer Sees, in der Nähe der kleinen Schweizer Stadt Villeneuve, wurde in einer Sommernacht des Jahres 1918 ein Fischer, der sein Boot in den See hinausgerudert hatte, eines merkwürdigen Gegenstandes inmitten des

Wassers gewahr, und näherkommend erkannte er ein Gefährt aus lose gehefteten Balken, das ein nackter Mann in ungeschickter Weise mit einem als Ruder verwendeten Brett vorwärts zu treiben suchte. Staunend steuerte der Fischer heran, half dem Erschöpften mitleidig in sein Boot, deckte seine Blöße notdürftig mit Netzen und versuchte dann mit dem frostzitternden, scheu in den Winkel des Bootes gedrückten Menschen zu sprechen, aber dieser antwortete in einer fremdartigen Sprache, von der nicht ein einziges Wort der seinen glich. Bald gab der Hilfreiche jede weitere Mühe auf, raffte seine Netze empor und ruderte mit rascheren Schlägen dem Ufer zu.

In dem Maße, als im frühen Licht die Umrisse des Ufers aufglänzten, begann auch das Antlitz des nackten Menschen sich zu erhellen; ein kindliches Lachen schälte sich aus dem Bartgewühl seines breiten Mundes, die eine Hand hob sich hinüber, und immer wieder fragend und halb schon gewiß stammelte er ein Wort, das wie Rossiya klang und immer glückseliger tönte, je näher der Kiel sich gegen das Ufer stieß. Endlich knirschte das Boot an den Strand, des Fischers weibliche Anverwandte, die auf nasse Beute harrten, stoben kreischend, wie einst die Mägde Nausikaas, auseinander, da sie des nackten Mannes im Fischernetz ansichtig wurden; allmählich erst, von der seltsamen Kunde angelockt, sammelten sich verschiedene Männer des Dorfes, denen sich alsbald würdebewußt und amtseifrig der wackere Weibel des Ortes zugesellte. Ihm war es aus reicher Erfahrung der Kriegszeit und mancher Instruktion sofort gewiß, daß dies ein Deserteur sein müsse, der vom französischen Ufer herübergeschwommen war, und schon rüstete er zu amtlichem Verhör, das aber bald an Würde und Wert durch die Tatsache verlor, daß der nackte Mensch (dem inzwischen einige der Bewohner eine Jacke und eine Zwilchhose

zugeworfen) auf alle Fragen nichts als immer wieder ängstlicher und unsicherer seine Frage „Rossiya? Rossiya?“ wiederholte. Ein wenig ärgerlich über seinen Mißerfolg, befahl der Weibel dem Fremden durch unmißverständliche Gebärden, ihm zu folgen, und umjohlt von der inzwischen erwachten Gemeindejugend, wurde der nasse, nacktbeinige Mensch in seiner schlotternden Hose und Jacke auf das Amtshaus gebracht und dort verwahrt. Er wehrte sich nicht, sprach kein Wort, nur seine hellen Augen waren dunkel geworden vor Enttäuschung, und seine hohen Schultern duckten sich wie unter gefürchtetem Schlage.

Die Kunde von dem menschlichen Fischfang hatte sich inzwischen bis zu den nahen Hotels verbreitet, und einer ergötzlichen Episode in der Eintönigkeit des Tages froh, kamen einige Damen und Herren herüber, den wilden Menschen zu betrachten. Eine Dame schenkte ihm Konfekt, das er mißtrauisch wie ein Affe liegen ließ, ein Herr machte eine photographische Aufnahme, alle schwatzten und sprachen lustig um ihn herum, bis endlich der Manager eines großen Gasthofes, der lange im Ausland gelebt hatte und mehrerer Sprachen mächtig war, an den schon ganz Verängstigten das Wort nacheinander in deutsch, italienisch, englisch und schließlich russisch richtete. Kaum daß er in der letzten Sprache ein Wort an sich vernommen, zuckte der Verängstigte auf, ein breites Lachen teilte sein gutmütiges Gesicht von einem Ohr bis zum andern, und plötzlich sicher und freimütig erzählte er seine ganze Geschichte. Sie war sehr lang und sehr verworren, nicht immer auch in ihren Einzelberichten dem zufälligen Dolmetsch verständlich, doch in der Wesenheit war das Schicksal dieses Menschen das folgende:

Er hatte in Rußland gekämpft, war dann eines Tages mit tausend andern in Waggons verpackt worden und sehr weit gefahren, dann wieder in Schiffe verladen und noch länger mit

ihnen gefahren durch Länder, wo es so heiß war, daß, wie er sagte, einem die Knochen im Fleisch weich gebraten wurden. Schließlich waren sie wieder irgendwo gelandet und in Waggons verpackt worden und hatten dann plötzlich einen Hügel zu stürmen, worüber er nichts Näheres wußte, weil ihn gleich zu Anfang eine Kugel ins Bein getroffen habe. Den Zuhörern, denen der Dolmetsch Rede und Antwort übersetzte, war sofort klar, daß dieser Flüchtling ein Angehöriger jener russischen Divisionen in Frankreich war, die man über die halbe Erde, über Sibirien und Wladiwostok an die französische Front geschickt hatte, und es regte sich mit einem gewissen Mitleid bei allen gleichzeitig die Neugier, was ihn vermocht habe, diese seltsame Flucht zu versuchen. Mit halb gutmütigem, halb listigem Lächeln erzählte bereitwillig der Russe, kaum genesen, habe er die Pfleger gefragt, wo Rußland sei, und sie hätten ihm die Richtung gedeutet, deren ungefähres Bild er durch die Stellung der Sonne und der Sterne sich bewahrt hatte, und wie er dann heimlich entwichen sei, nachts wandernd, tagsüber in Heuschobern vor den Patrouillen sich versteckend. Gegessen habe er Früchte und gebetteltes Brot, zehn Tage lang, bis er endlich an diesen See gekommen. Nun wurden seine Erklärungen undeutlicher; es schien, daß er, aus der Nähe des Baikalsees stammend, vermeint hatte, am andern Ufer, dessen bewegte Linien er des Abends erblickte, müsse Rußland liegen. Jedenfalls hatte er sich aus einer Hütte zwei Balken gestohlen und war auf ihnen bäuchlings liegend, mit Hilfe eines gleichfalls entwendeten Steuerruders weit in den See hinausgekommen, wo ihn der Fischer auffand. Die ängstliche Frage, mit der er seine unklare Erzählung beschloß, ob er schon morgen daheim sein könne, erweckte, kaum übersetzt, durch ihre Unbelehrtheit erst lautes Gelächter, das aber bald gerührtem Mitgefühl wich, und jeder

steckte dem unsicher und fast kläglich um sich Blickenden ein paar Geldmünzen oder Banknoten zu.

Inzwischen war auf telephonische Verständigung aus Montreux ein höherer Polizeioffizier erschienen, der mit nicht geringer Mühe ein Protokoll über den Vorfall aufnahm. Denn nicht nur, daß der zufällige Dolmetsch sich als unzulänglich erwies, bald wurde auch die für Westländer ganz unfaßbare Unbildung dieses Menschen klar, dessen Wissen um sich selbst nicht den eigenen Vornamen Boris überschritt und der von seinem Heimatsdorf nur äußerst verworrene Darstellungen zu geben vermochte, etwa, daß sie Leibeigene des Fürsten Metschersky seien (er sagte Leibeigene, obwohl doch seit einem Menschenalter diese Fron abgeschafft war), und daß er fünfzig Werst vom großen See entfernt mit seiner Frau und drei Kindern wohne. Die Beratung über sein Schicksal begann, indes er mit stumpfem Blick geduckt inmitten der Streitenden stand: die einen meinten, man müsse ihn der russischen Gesandtschaft nach Bern überweisen, andere befürchteten von solcher Maßnahme eine Rücksendung nach Frankreich, der Polizeibeamte erläuterte die ganze Schwierigkeit der Frage, ob er als Deserteur oder als papierloser Ausländer behandelt werden solle, der Gemeindeschreiber des Ortes wehrte gleich von vornherein die Möglichkeit ab, daß gerade sie den fremden Esser zu ernähren und zu bergen hätten. Ein Franzose schrie erregt, man solle mit dem elenden Durchbrenner nicht so viel Geschichten machen, er solle arbeiten oder zurückspediert werden, zwei Frauen wandten heftig ein, er sei nicht schuld an seinem Unglück, es sei ein Verbrechen, Menschen aus ihrer Heimat in fremdes Land zu verschicken. Schon drohte aus dem zufälligen Anlaß ein politischer Zwist sich zu entspinnen, als ein alter Herr, ein Däne, plötzlich dazwischenfuhr und energisch erklärte, er bezahle den Unterhalt dieses Menschen

für acht Tage, inzwischen sollten die Behörden mit der Gesandtschaft ein Übereinkommen treffen, welche unerwartete Lösung sowohl die amtlichen als die privaten Parteien vollkommen zufriedenstellte.

Während der immer erregter werdenden Diskussion hatte sich der scheue Blick des Flüchtlings allmählich erhoben und hing unverwandt an den Lippen des Managers, des einzigen in diesem Getümmel, von dem er wußte, daß er ihm verständlich sein Schicksal sagen könnte. Dumpf schien er den Wirbel zu spüren, den seine Gegenwart erregte, und ganz unbewußt, als jetzt der Wortlärm abschwoll, hob er durch die Stille die Hände flehentlich gegen ihn auf, wie Frauen vor einem heiligen Bild. Das Rührende dieser Gebärde ergriff unwiderstehlich jeden einzelnen. Der Manager trat herzlich auf ihn zu und beruhigte ihn, er möge ohne Angst sein, er könne unbehelligt hier verweilen, und im Gasthof würde für die nächste Zeit für ihn vollkommen gesorgt werden. Der Russe wollte ihm die Hand küssen, die ihm der andere rücktretend rasch entzog. Dann wies er ihm noch das Nachbarhaus, eine kleine Dorfwirtschaft, wo er Bett und Nahrung finden würde, wiederholte die herzliche Beruhigung und ging dann, ihm noch einmal freundlich zuwinkend, die Straße zu seinem Hotel empor.

Unbeweglich starrte der Flüchtling ihm nach, und in dem Maße, als der einzige, der seine Sprache verstand, sich entfernte, verdüsterte sich wieder sein schon erhelltes Gesicht. Mit zehrenden Blicken folgte er dem Entschwindenden bis hinauf zu dem hochgelegenen Hotel, ohne die andern Menschen zu beachten, die sein seltsames Gehaben bestaunten und belachten. Als ihn dann einer mitleidig anrührte und in den Gasthof wies, fielen seine schweren Schultern gleichsam in sich zusammen, und gesenkten Hauptes trat er in die Tür. Man öffnete

ihm das Schankzimmer. Er drückte sich an den Tisch, auf den die Magd zum Gruß ein Glas Branntwein stellte, und blieb dort verhangenen Blickes den ganzen Vormittag unbeweglich sitzen. Unablässig spähten vom Fenster die Dorfkinder herein, lachten und schrien ihm etwas zu – er hob nicht den Kopf. Eintretende betrachteten ihn neugierig, er blieb, den Blick an den Tisch gebannt, mit krummem Rücken sitzen, schamhaft und scheu. Und als mittags zur Essenszeit ein Schwarm Leute den Raum mit Lachen füllte, Hunderte Worte um ihn schwirrten, die er nicht verstand, und er, seiner Fremdheit entsetzlich gewahr, taub und stumm inmitten einer allgemeinen Bewegtheit saß, zitterten ihm die Hände so sehr, daß er kaum den Löffel aus der Suppe heben konnte. Plötzlich lief eine dicke Träne die Wange herunter und tropfte schwer auf den Tisch. Scheu sah er sich um. Die andern hatten sie bemerkt und schwiegen mit einemmal. Und er schämte sich: immer tiefer beugte sich sein schwerer struppiger Kopf gegen das schwarze Holz.

Bis abends blieb er so sitzen. Menschen gingen und kamen, er fühlte sie nicht und sie nicht mehr ihn: ein Stück Schatten, saß er im Schatten des Ofens, die Hände schwer auf den Tisch gestützt. Alle vergaßen ihn, und keiner merkte darauf, daß er sich in der Dämmerung plötzlich erhob und den Weg gegen das Hotel dumpf wie ein Tier hinaufschritt. Eine Stunde und zwei stand er dort vor der Tür, die Mütze devot in der Hand, ohne jemanden mit dem Blick anzurühren: endlich fiel diese seltsame Gestalt, die starr und schwarz wie ein Baumstrunk vor dem lichtfunkelnden Eingang des Hotels im Boden wurzelte, einem der Laufburschen auf, und er holte den Manager. Wieder stieg eine kleine Helligkeit in dem verdüsterten Gesicht auf, als seine Sprache ihn grüßte.

„Was willst du, Boris?“ fragte der Manager gütig.

„Ihr wollt verzeihen," stammelte der Flüchtling, „ich wollte nur wissen . . . ob ich nach Hause darf."

„Gewiß, Boris, du darfst nach Hause", lächelte der Gefragte.

„Morgen schon?"

Nun ward auch der andere ernst. Das Lächeln verflog auf seinem Gesicht, so flehentlich waren die Worte gesagt.

„Nein, Boris . . . jetzt noch nicht. Bis der Krieg vorbei ist."

„Und wann? Wann ist der Krieg vorbei?"

„Das weiß Gott. Wir Menschen wissen es nicht."

„Und früher? Kann ich nicht früher gehen?"

„Nein, Boris."

„Ist es so weit?"

„Ja."

„Viele Tage noch?"

„Viele Tage."

„Ich werde doch gehen, Herr! Ich bin stark. Ich werde nicht müde."

„Aber du kannst nicht, Boris. Es ist noch eine Grenze dazwischen."

„Eine Grenze?" Er blickte stumpf. Das Wort war ihm fremd. Dann sagte er wieder mit seiner merkwürdigen Hartnäckigkeit: „Ich werde hinüberschwimmen."

Der Manager lächelte beinahe. Aber es tat ihm doch weh, und er sagte sanft: „Nein, Boris, das geht nicht. Eine Grenze, das ist fremdes Land. Die Menschen lassen dich nicht durch."

„Aber ich tue ihnen doch nichts! Ich habe mein Gewehr weggeworfen. Warum sollen sie mich nicht zu meiner Frau lassen, wenn ich sie bitte um Christi willen?"

Der Manager wurde immer ernster. Bitterkeit stieg in ihm auf. „Nein," sagte er, „sie werden dich nicht hinüberlassen, Boris. Die Menschen hören jetzt nicht mehr auf Christi Wort."

„Aber was soll ich tun, Herr? Ich kann doch nicht hier bleiben! Die Menschen verstehen mich hier nicht, und ich verstehe sie nicht."

„Du wirst es schon lernen, Boris."

„Nein, Herr," er bog den Kopf tief, „ich kann nichts lernen. Ich kann nur am Feld arbeiten, sonst kann ich nichts. Was soll ich hier tun? Ich will nach Hause! Zeig mir den Weg!"

„Es gibt jetzt keinen Weg, Boris."

„Aber, Herr, sie können mir doch nicht verbieten, zu meiner Frau heimzukehren und zu meinen Kindern! Ich bin doch nicht Soldat mehr!"

„Sie können es, Boris."

„Und der Zar?" Er fragte es ganz plötzlich, zitternd vor Erwartung und Ehrfürchtigkeit.

„Es gibt keinen Zaren mehr, Boris. Die Menschen haben ihn abgesetzt."

„Es gibt keinen Zaren mehr?" Dumpf starrte er den andern an. Ein letztes Licht erlosch in seinen Blicken, dann sagte er ganz müde: „Ich kann also nicht nach Hause?"

„Jetzt nicht. Du mußt warten, Boris."

„Lange?"

„Ich weiß nicht."

Immer düsterer wurde das Gesicht im Dunkel. „Ich habe schon so lange gewartet! Ich kann nicht mehr warten. Zeig mir den Weg! Ich will es doch versuchen!"

„Es gibt keinen Weg, Boris. An der Grenze nehmen sie dich fest. Bleib hier, wir werden dir Arbeit finden!"

„Die Menschen verstehen mich hier nicht, und ich verstehe sie nicht", wiederholte er hartnäckig. „Ich kann hier nicht leben! Hilf mir, Herr!"

„Ich kann nicht, Boris."

„Hilf mir um Christi willen, Herr! Hilf mir, ich kann nicht mehr!"

„Ich kann nicht, Boris. Kein Mensch kann jetzt dem andern helfen."

Sie standen stumm einander gegenüber. Boris drehte die Mütze in den Händen. „Warum haben sie mich dann aus dem Haus geholt? Sie sagten, ich müsse Rußland verteidigen und den Zaren. Aber Rußland ist doch weit von hier, und du sagst, sie haben den Zaren . . . wie sagst du?"

„Abgesetzt."

„Abgesetzt." Sinnlos wiederholte er das Wort. „Was soll ich jetzt tun, Herr? Ich muß nach Hause! Meine Kinder schreien nach mir. Ich kann hier nicht leben! Hilf mir, hilf mir, Herr!"

„Ich kann nicht, Boris."

„Und kann niemand mir helfen?"

„Jetzt niemand."

Der Russe beugte immer tiefer das Haupt, dann sagte er plötzlich dumpf: „Ich danke dir, Herr", und wandte sich um.

Ganz langsam ging er den Weg hinunter. Der Manager sah ihm lange nach, wunderte sich noch, daß er nicht dem Gasthof zuschritt, sondern die Stufen hinab an den See. Er seufzte tief und ging wieder an seine Arbeit im Hotel.

Ein Zufall wollte es, daß ebenderselbe Fischer am nächsten Morgen den nackten Leichnam des Ertrunkenen auffand. Er hatte sorgsam die geschenkte Hose, Mütze und Jacke an das Ufer gelegt und war ins Wasser gegangen, wie er aus ihm gekommen. Ein Protokoll wurde über den Vorfall aufgenommen und, da man den Namen des Fremden nicht kannte, ein billiges Holzkreuz auf sein Grab gestellt, eines jener kleinen Kreuze über namenlosem Schicksal, mit denen jetzt Europa bedeckt ist von einem bis zum andern Ende.

Alexander Lernet: Zwei Gedichte

*

Die Heiligen drei Könige

Durch dieses Kinds, drum sie von ihrem Land
auszogen wie Ein Mann und monatlang
nach eines Sternes Gang sähen von den
Pferderücken und drum sie die Weiber dann
im Lager an zwei Jahr und ihr Gezelt
mitführten in dem Feld, o der Gefahr,
die sie befiel und gar bei ihnen saß
zu Pferd, wie Alp, o daß sie so im stilln
um ihres reinen Glaubens Willn
all die Bedrängnis im Treffen durch ein
wohlberittenes einhauend Regiment
der Feind' des Herrn ertrügen schlecht und recht
und mörderisches Schießen im Gefecht,
damit sie kämen zu eim guten End!

O heiliger Herr Christ, wie waren die
Hausleut erschreckt, als sie den finsteren
Hauf der Berittenen und ledige Pferd'
sahn in der kalten, schneeigen Nacht und die
wiehernden Hengst' und die Packpferde stehn
unter Prunksätteln, denn eins jeden Wert
war (Sattelzeug und Pferd) wie von einer
Hube, und waren auch Weiber mit. Aber bei
zehn Schritte vorne reitend drei, die goldene
Kronen trugen, wie Könige,
und zwiegeteilte Waffenröck', innen
mit Wildleder an den Schößen besetzt.

Die saßen darnach ab und gingen mit
eim langsamen, vornehmen Schritt,
damit daß keiner in dem Schnee benetzt

wird, mit den hohen roten Stiefeln in
das Haus und traten in den niedern Flur
und die Knechtkammer nur ein wenig ein,
auf daß sie sich erwärmten, saßen drin
ein wenig nieder in der Stube, daß sie nur
die Samtröcke anzögen zur Anbetung, doch
traten die Hausleut noch bloßfüßig aus
der Schlafkammer heraus, damit sie die
Fremdling' anstarrten, wie sie tuen, die sich
beredeten. Und huben sich
auf ihre Füß. Darnach so führte sie
einer zum Stall, daß sie dem heiligen Kind
darbrächten nach eim lieblichen Gebet
Weihrauch und goldenes Gerät
und mit Kniefall lobsängen vor dem Kind.

Das Hohe Lied

Erst an der Tür wie ein unausgeruhtes
Gespenst, das einer Liebenden geschah:
und wenn ich mit dem Andrang meines Blutes
aufbin, bist du dahin und nicht mehr da

und wirfst dich wieder fort von meinen Rändern,
an die du grenztest, tust mir deine Bahn,
die unberechenbar ist, schrecklich an,
und wie ein Sprung in den über den Ländern



weißen, unmitgefühlten Himmeln, Stern,
der grausam umgeht, ausweichendes Feuer,
machst mich zerbrochener als je. Denn wenn

ich mich dir nachwerf mit meinem Begehrn,
hältst du meinen ins Leere ungeheuer
gewagten Sprung nicht auf. Läßt mich vergehn.

Otto Freiherr von Taube: Charlottenburger Park

1

Der Tag geht bald zu End; das meiste Jahr verrann:
Zeit wird es, wollt ich letztes Grün und Farben sehen.
Laß mich, verruchte Stadt! Schon schreit ich, ihrem Bann
Entronnen, durch die Flucht gezogener Alleen.

2

Scharlachrote Blumen auf dem Beete
Und das Grün noch nicht des Herbstes Raub.
Doch das einzige Duften, das da wehte,
War der Duft vom ersten welken Laub.

Und am Wegesrande schon das leise
Rascheln, und die Wipfel goldbestreut,
Und nur eine dünne Vogelweise –
Rot und Grün, wie herrlich seid ihr heut!

3

Karger Vogel, zirpend in der Krone
Des vergilbten Baums, im Park, im späten,

Was uns beiden in den Herzen wohne,
Seit die ersten Blätter niederwehten:

Dir und mir ein Sehnen und ein Süchten
Nach dem langen Licht, drum wir betrogen!
Doch ich kann nicht, doch ich darf nicht flüchten;
Du, warum bist du nicht fortgezogen?

4

Den golddurchwirkten Gang, durch den die Sonne schrägt,
Will ich noch einmal still für mich daniederschreiten,
Zugvogelhaft das Herz von Sehnsucht aufgeregt,
Such ich noch einmal meine Flügel auszubreiten,

Noch einmal über Land und diese leidige Zeit,
Vielleicht nicht weiter als nach wohlbeschirmtem Raume,
Gleichwie der Tauber dort, des Himmels Seligkeit
Durchschneidend, niederfällt in einem goldenen Baume.

5

Sie sind noch heut wie einst: die abendliche Huld
Der Bäume und der Duft der frischgemähten Wiesen;
Was geh ich denn allein, als trüg ich eine Schuld
Und wagte keinen zum Gefährten zu erkiesen?

Nicht Undank ists; es hat sogar in diesem Jahr
Mich Freundschaft überhäuft mit unermeßnen Schätzen;
Doch, was ich neu erwarb, nie wird es ganz und gar
Der Kindheit und des Bluts Gefährten mir ersetzen!

6

Die Nebel steigen auf vom Teich und hauchen grau
Am Rasen, und die Laubwand taucht in blaue Dünste.

Noch einmal halt ich ein zu einer letzten Schau
Durchs Dickicht in des Westens volle Feuersbrünste.

Bald schließen sie das Tor; der Park wird zugetan;
Zum Gitter hingewandt, geh ich in Schattenshülle,
Im Blicke Grün und Gold, – genug, um dann und wann
Beschwichtet einzugehn in solchen Nachbilds Fülle.

Kants Diener

Kants erster Diener hieß Martin Lampe. Er war aus Würzburg gebürtig, Soldat in preußischen Diensten gewesen und nach erhaltenem Abschied vom Regiment in den Dienst bei Kant getreten, dem er gegen vierzig Jahre vorstand. Wie sehr ihn Kant trotz des ärgerlichen Tones, in dem er mit ihm zu verhandeln pflegte, dennoch die längste Zeit hindurch wertbielt, geht zur Genüge daraus hervor, daß er in einer Gesellschaft einmal äußerte, er würde es für kein übles Zeichen seines künftigen Wohnortes ansehen, wenn ihm sein treuer Diener Lampe und andere ihm ähnliche, ehrliche Menschen entgegenkämen. Ja, Kant konnte ihn selbst nach der schimpflichen Verabschiedung, von der noch die Rede sein wird, so wenig aus seinen Gedanken bringen, daß er in das für besondere Zwecke und zur Stütze seines Gedächtnisses gehaltene Büchelchen, das aus einem Bogen Postpapier in Sedez gebunden war, die Worte sich aufschrieb: „Der Name Lampe muß nun völlig vergessen werden."

Dieser Mann war es, der an die vierzig Jahre fünf Minuten vor fünf Uhr morgens, es mochte Sommer oder Winter sein, mit dem ernsten, militärischen Zuruf: „Es ist Zeit!" in Kants Schlafstube trat, welch strengem Kommando auf das schnellste Gehorsam geleistet wurde. Wie denn auch bei Tisch oft der Herr



Daniel Chodowiecki: Blatt aus dem Stammbuch des Malers A. Zingg

in Gegenwart der Gäste mit einer Art von Stolz an den Diener die Frage richtete: „Lampe, hat Er mich in dreißig Jahren" (oder wie viele es gerade sein mochten) „nur an einem Morgen je zweimal wecken dürfen?" – „Nein, hochedler Herr Professor", war die bestimmte Antwort des ehemaligen Kriegers.

Dieser Mann trat an die vierzig Jahre gegen ein Uhr, wenn das Essen in Bereitschaft stand, die Türe mit einem gewissen Tempo öffnend, mit den Worten in die Studierstube: „Die Suppe ist auf dem Tisch", worauf die Gäste, deren Zahl nicht unter der Zahl der Grazien und nicht über der der Musen sein durfte, rasch in das Speisezimmer sich verfügten, da Kant, der seit dem frühen Morgen nie etwas genossen hatte, jede Verzögerung beim Essen zu vermeiden suchte.

In den Jahren, als Kant sich auf seinen alten Diener noch ganz verlassen konnte, stand fast alles unter dessen Aufsicht. Er war der Haus-, Hof- und Kellermeister. Kant gab am Abend den mit Sorgfalt und Nachdenken zusammengestellten Küchenzettel für den folgenden Mittag aus, und Lampe hatte wesentlich dafür zu sorgen, daß alles nach dem Willen seines Herrn ausgeführt wurde. Kant hatte das größte Vertrauen auf seine Ehrlichkeit, und er verdiente es auch bis auf die letzten Jahre.

So sehr jedoch Kant Lampes Rechtschaffenheit und Anhänglichkeit an seine Person schätzte, so wenig verkannte er auch dessen völlig eingeschränkten Verstand. Er mußte daher jede Kleinigkeit selbst anordnen, die dann Lampe maschinenmäßig auszuführen hatte. Kant behandelte seinen Bedienten stets in einem auffallend scheltenden und verdrießlichen Ton, und die Besucher mußten sich überzeugen, daß Lampe nicht anders behandelt werden konnte; denn bei aller seiner Eingeschränktheit dünkte er sich überklug, hatte selbst aus dem Dienst bei dem großen Philosophen eine gewisse Meinung von sich gefaßt, benahm sich dabei öfter

links und possierlich und mußte daher von seinem Herrn mit einem strengen Tone in seine Schranken und auf seine Eingeschränktheit zurückgeführt werden.

Kant kleidete seinen Bedienten in einen weißen Rock mit einem roten Kragen und hielt strenge daranf, daß gerade diese und keine andere Kleidung getragen würde. Eines Tages entdeckte er einen gelben Rock bei seinem Bedienten, welchen dieser aus einer Trödelbude gekauft hatte, und wurde darüber so entrüstet, daß er ihn zwang, den Rock sogleich wieder für jeden Preis und auf seines Herrn Schadenersatz zu verkaufen. Bei dieser Gelegenheit erfuhr Kant zu seiner Verwunderung, daß der alte Diener am morgenden Tag zum zweitenmal heiraten wollte und daß der gelbe Rock eben zu diesem Fest bestimmt wäre; ja, er erfuhr da erst zu seiner noch größeren Verwunderung, daß Lampe schon viele Jahre lang verheiratet gewesen war.

*

Über Lampes Entlassung endlich, über die näheren Umstände und über die Einstellung eines neuen Dieners berichtet auf das ausführlichste der Diakonus an der Tragheimschen Kirche zu Königsberg, E. A. Ch. Wasianski, ein rührender Mann, der frühere Amanuensis Kants und später bei der zunehmenden Schwäche des Philosophen sein Vermögensverwalter und täglicher Besucher im Hause, wo er in allen Dingen nach dem Rechten sah. Wir halten uns eng an seinen Bericht, denn selten finden sich Wort und Leben – und um welches Leben handelt es sich doch hier! – so witzig und gespenstisch zugleich aufeinander bezogen.

Lampe also ergab sich allmählich einer üblen Gewohnheit, zu welcher sein reichliches Auskommen ihn mit verleitete. Er mißbrauchte die Güte seines Herrn auf eine unedle Art, drang ihm Zulagen ab, kam zur unrechten Zeit nach Hause, zankte sich

mit der Aufwärterin und wurde überhaupt mit jedem Tag unbrauchbarer zur Bedienung seines Herrn. Dieses veränderte Betragen brachte eine veränderte Gesinnung Kants gegen ihn unvermeidlich zuwege. Er faßte den Entschluß, sich von ihm zu trennen. Wasianski, dem Kant alle Hausgeschäfte anvertraut hatte und dessen Bericht ja nicht gestört werden darf, hatte Ursache zu vermuten, daß die Äußerung desselben nicht eine bloß leere Drohung oder ein Besserungsversuch für Lampe, sondern Kants wahrer Ernst sei; er suchte letztern indessen mit Gründen wieder zu besänftigen und den Aufschub der Ausführung zu bewirken, besonders da er voraussah, daß die Trennung unvermeidlich, aber auch mit großen Schwierigkeiten für Kant, ihn selber und seinen neuen Diener verbunden sein würde. Es sollte ein mit Kant grau, aber anstößig gewordener Diener abgeschafft werden. Beide hatten sich aneinander gewöhnt; Kant hätte der Schritt gereuen und er darauf bestehen können, ihn wieder in sein Haus zu nehmen. Wie weit wäre dann Lampes Brutalität gegen Kant gegangen, wenn er einen so deutlichen Beweis seiner Unentbehrlichkeit erhalten hätte? Und wo war so leicht außer der Zeit ein treuer, an Eingezogenheit gewöhnter Diener herzunehmen, der in Kants lange Gewohnheiten sich zu schicken gewußt haben würde? Wasianski suchte also diesen drohenden Blitzschlag oft und noch immer unschädlich abzuleiten; obgleich die Bekanntschaft mit Kants Charakter mit Sicherheit vermuten ließ, daß, wenn es ihm einmal rechter Ernst würde, Lampen zu entlassen, ihn nichts von seinem Vorsatze so leicht abbringen würde.

Kant war und blieb der determinierte Mann, dessen schwacher Fuß oft, dessen starke Seele nie wankte, so schließt der Diakonus eine längere Diatribe über Kants Charakter, und um auf Lampe zurückzukommen, fährt er mit unbeirrbarem Ernst in seinem Berichte fort:

Daher konnte ein solches kühnes Wagstück, als die Trennung seines alten Dieners von ihm, auch nur bei ihm allein versucht und glücklich ausgeführt werden. Schon ehe diese wirkliche Trennung eintrat, sah Wasianski die Unmöglichkeit ein, daß Kant, der bei der Schwäche seiner Füße oft fiel, der Wartung eines Dieners allein überlassen werden konnte, der sich selbst zu halten oft unvermögend war und, aus sehr verschiedenen Ursachen, ein gleiches Schicksal mit seinem Herrn hatte. Überdem tat er durch Gelderpressungen, welche er aus Hoffnung, sich Frieden und Ruhe zu erkaufen, bewilligte, Lampens Neigung nur immer mehr Vorschub, und dieser sank tiefer. Gesetzt aber auch, alle diese Inkonvenienzen hätten nicht stattgehabt, so machte der Umstand, daß die Kräfte des Dieners immer mehr abnahmen, es notwendig, auf die Besetzung seiner Stelle durch einen rüstigern und kraftvolleren Mann bedacht zu werden. Wasianski hatte, so gesteht er, vom Gegenstand nun völlig hingerissen, in Zeiten gehörige Vorkehrungen gemacht und stand vor dem Bruch in voller Rüstung; er suchte, fand und wählte einen Diener, den er in einem Interimsdienst hielt, von dem er sich an jedem Tag losmachen konnte. Oft sprach er unterdessen bald sanft, bald ernstlich mit Lampe über den immer mehr der Ausführung sich nahenden Entschluß seines Herrn, ihn abzuschaffen, machte ihn auf sein trauriges Los für die Zukunft aufmerksam, gab ihm ziemlich verständliche Winke darüber, daß im Fall seiner guten Aufführung nicht allein er, sondern auch seine Gattin und sein Kind glücklich werden sollten, er vereinigte sich mit Lampes Gattin, die ihn mit Tränen bat, sein eigenes Wohl zu bedenken. Er versprach besser zu werden und wurde – schlechter. Endlich kam der Tag im Januar 1802, an dem Kant das ihn beugende Geständnis ablegte: „Lampe hat sich so gegen mich vergangen, daß ich es zu sagen mich schäme."

Wasianski drang nicht in ihn und hat über dies gewiß grobe Vergehen nie etwas erfahren. Kant bestand auf seiner Abschaffung, zwar nicht mit Groll, doch aber mit männlichem Ernst. Seine Bitten während der Mahlzeit an Wasianski waren so dringend, daß dieser vom Tisch aufzustehen sich veranlaßt sah und den in Bereitschaft stehenden Diener Johann Kaufmann holte. Wasianski gedenkt es wie heute, nur im historischen Präsens vermag er die Szene auszumalen: Lampe weiß von nichts, was vorgeht; Kaufmann kommt, Kant faßt ihn ins Auge, trifft auf der Stelle seinen Charakter und sagt: „Er scheint mir ein ruhiger, ehrlicher und vernünftiger Mensch zu sein." – Lampe wurde am folgenden Tag mit einer jährlichen Pension entlassen, mit der gerichtlich geschriebenen Bedingung: daß dieselbe von dem Augenblick an aufhöre, wenn Lampe oder ein von demselben Abgesandter Kant behelligen würde.

Der Diener Johann Kaufmann war wie für Kant geschaffen und hatte bald wahre persönliche Liebe und Anhänglichkeit für seinen Herrn. Bei seinem Eintritt ins Kantsche Haus bekam die bisherige Lage in demselben eine ganz andere Gestalt zu ihrem Vorteil. Eintracht mit der Aufwärterin Kants, mit der Lampe vorher in ewigem Streite lag, war nun im Hause des Philosophen einheimisch, das vorher durch manche überlaute Auftritte, von denen Kant wußte und nicht wußte, entweiht war. Nun konnte er ohne Verdruß, dessen Erregung durch manche ärgerliche Vorfälle auch beim Philosophen unvermeidlich war, seine Tage ruhig verleben. So großmütig er Lampen verzieh, so nötig fand er es doch auch, seine bisherige, für Lampe fast übermäßig wohltätige Disposition zu ändern und ihm nur die 40 Rtlr. Pension auf seine Lebenszeit zu sichern. In dem zweiten, deshalb deponierten Nachtrag zu seinem Testamente zeigte er seinen Edelsinn und seine Großmut auf eine auffallende Art. Er veränderte

den ihm vorgeschlagenen Anfang desselben, der so lautete: „Die schlechte Aufführung des Lampe machte es notwendig usw." in den Ausdruck: „Gegründete Ursachen usw.", indem er sagte: „Man kann ja den Ausdruck so mildern." Sechsundzwanzig Tage nach Lampens Abschaffung wurde dieser Nachtrag deponiert, und vom gerechten Unwillen war keine Spur in demselben anzutreffen. Lampe ließ einen Dienstschein fordern, Wasianski legte ihn Kanten vor. Lange sann er nach, wie er die leergelassenen Stellen für sein Verhalten füllen sollte. Wasianski enthielt sich jedes Rats dabei, welches Kants Beifall zu haben schien. Endlich schrieb er: „Er hat sich treu, aber für mich (Kanten) nicht mehr passend verhalten."

Kant war, berichtet der Augenzeuge, an den kleinsten Umstand durch seine ordentliche und gleichförmige Lebensart eine lange Reihe von Jahren hindurch so gewöhnt, daß eine Schere, ein Federmesser, die nicht bloß zwei Zoll von ihrer Stätte, sondern nur in ihrer gewöhnlichen Richtung verschoben waren, ihn schon beunruhigten; die Versetzung größerer Gegenstände in seinem Zimmer, als eines Stuhles, oder gar die Vermehrung oder Verminderung derselben in seiner Wohnstube, ihn aber gänzlich störte und sein Auge so lange an die Stelle hinzog, bis die alte Ordnung der Dinge wieder völlig hergestellt war.

Daher schien es unmöglich zu sein, daß er sich an einen neuen Diener gewöhnen könnte, dessen Stimme, Gang u. dgl. ihm ganz befremdend waren. Aber auch in seiner Schwäche behielt er Geistesstärke genug, sich endlich daran zu gewöhnen. Nur die laute Tenorstimme, das Schneidende und Trompetenähnliche derselben, wie er es nannte, war ihm an seinem neuen Diener empfindlich. „Er ist ein guter Mensch, aber er schreit mir zu sehr", das war alles, was er mit einer Mischung von Sanftmut

und klagender Ungeduld sagte. In einem Zeitraume von wenigen Tagen hatte dieser sich an einen leiseren Ton gewöhnt, und alles war gut.

Dieser neue Diener schrieb und rechnete gut und hatte in der Schule so viel gelernt, daß er jeden lateinischen Ausdruck, die Namen seiner Freunde und die Titel der Bücher richtig aussprach. Über diesen Punkt richtiger Benennung und Aussprache der Dinge und Wörter, so steht es wörtlich in dem Bericht zu lesen, waren Kant und Lampe stets uneins und lebten in einem ewigen Hader miteinander, der oft zu recht possierlichen Szenen Gelegenheit gab; besonders wenn Kant dem alten Würzburger die Namen seiner Freunde und die Titel der Bücher vorsagte.

In den mehr als dreißig Jahren, in denen Lampe wöchentlich zweimal die Hartungsche Zeitung geholt und wieder fortgetragen hatte, und wobei er jedesmal, damit sie nicht mit den Hamburger Zeitungen verwechselt wurde, von Kant sie nennen hörte, hatte er ihren Namen nicht behalten können; er nannte sie die Hartmannsche Zeitung. „I was Hartmannsche Zeitung!" brummte Kant mit finsterer Stirn, darauf sprach er sehr laut, affektvoll und deutlich: „Sag Er Hartungsche Zeitung!" Nun stand der ehemalige Soldat geschultert und verdrießlich darüber, daß er von Kant etwas lernen sollte, und sagte im rauhen Ton, in dem er einst „Wer da?" gerufen, Hartungsche Zeitung, nannte sie aber das nächste Mal wieder falsch.

Mit seinem neuen Bedienten kamen nun solche gelehrte Artikel ganz anders zu stehen. Fiel Kant ein Vers aus den lateinischen Dichtern ein, so konnte dieser ihn nicht allein ziemlich richtig aufschreiben, sondern lernte ihn auch bisweilen auswendig und konnte ihn sogar rezitieren, wenn er Kant nicht gleich einfiel, welches der Fall mit dem Verse: Utere praesenti; coelo

committe futura war, den Wasianski Kant in Augenblicken des Mißmuts, was am Ende bei seiner Schwäche aus ihm werden solle, vorsagte und den Kant, weil er ihn vorher nie gewußt hatte, oft wieder vergaß. Diesen sagte ihm sein Diener richtig vor. Wasianski war ihm bisweilen durch Übersetzung und Erklärung behilflich. Durch diesen Kontrast und auffallenden Abstich von Lampe wurde Kant zu dem öfteren Zeugnis gegen seinen Diener vermocht: „Er ist ein vernünftiger und kluger Mensch."

Wasianski hatte diesem neuen Diener den Tag vor dem Antritte seines Dienstes auf einem ganzen Bogen die kleinsten und unbedeutendsten Gewohnheiten Kants nach der Tagesordnung aufgeschrieben, und er faßte sie mit Schnelligkeit. Er mußte vorher seine Manövres vormachen, und so aufs Tempo geübt, trat er seinen Dienst an. Seine ersten Dienstleistungen gingen daher auch schon so geübt vonstatten, als wenn er jahrelang bei Kant serviert hätte.

So ging alles mit dem neuen Diener nach Wunsch; nur fand es Kant anstößig, ihn Kaufmann zu nennen, weil er zwei gebildete Kaufleute wöchentlich an seinen Tisch zog. Bei einem frohen Mittagsmahl wurde daher nach Hersagung eines sehr possierlichen Verses, wenigstens kam er Wasianski so vor, dessen Schluß heißt: „Er soll Johannes heißen", beschlossen, den Diener nicht Kaufmann, sondern Johannes für die Zukunft zu nennen, welches denn auch geschah.

Nach zeitgenössischen Berichten zusammengestellt
von Friedrich Burschell.

Bücher

aus dem

Insel-Verlag

Akſakow = Sergei Timofejewitſch: Familienchronik. Nach Raczynskis Übertragung aus dem Ruſſiſchen bearbeitet und erweitert von H. Röhl. In Pappband M. 30.—; in Halbleder M. 60.—.

Andersen-Nexö = Martin: Pelle der Eroberer. Roman in zwei Bänden. Aus dem Däniſchen von Mathilde Mann. 4.—13. Tauſend. Geheftet M. 18.—; in Halbleinen M. 36.—.

Anderſen = Hans Chriſtian: Märchen. Unter Benutzung der von Anderſen ſelbſt beſorgten deutſchen Ausgabe übertragen von Mathilde Mann. Zeichnung der zweifarbig gedruckten Initialen, des Titels und des Einbandes von Carl Weidemeyer-Worpswede. Zwei Bände. 8. bis 10. Tauſend. In Leinen M. 95.—; in Halbleder M. 170.—.

Arabiſche Nächte. Nachdichtungen arabiſcher Lyrik von Hans Bethge. 8.—12. Tauſend. In Halbleinen nach Art chineſiſcher Blockbücher gebunden M. 25.—; in Seide M. 75.—.

Arcos = René: Das Gemeinſame. Übertragen von Friderike Maria Zweig. Mit 27 Holzſchnitten von Frans Maſereel. In Pappband M. 25.—. Vorzugsausgabe: 100 numerierte Exemplare auf Büttenpapier, in Pergament (Handband) M. 200.—.

Arnim = Achim von: Werke. Auswahl in drei Bänden. Im Auftrage und mit Unterſtützung der Familie von Arnim herausgegeben von Reinhold Steig. Mit Arnims Bildnis in Lichtdruck. In Pappbänden M. 50.—; in Halbleinen M. 70.—.

(Arthurs Tod:) Dies edle und freudenreiche Buch heißet „Der Tod Arthurs", obzwar es handelt von Geburt, Leben und Taten des genannten Königs Arthur / von ſeinen edeln Rittern vom Runden Tiſch / und ihren wunderbaren Fahrten und Abenteuern / von der Vollendung des Heiligen Grals / und im Letzten von ihrer aller ſchmerzlichen Tode und Abſcheiden von dieſer Welt, welches Buch ins Engliſche gebracht wurde durch den Ritter Sir Thomas Malory. Übertragen durch Hedwig Lachmann. Einleitung von Severin Rüttgers. Drei Bände. In Pappbänden M. 60.—.

Bahr = Hermann: Eſſays. Zweite Auflage. Geheftet M. 16.—; in Halbleinen M. 30.—.

— Summula. Eſſays. (1921.) Geheftet M. 16.—; in Halbleinen M. 30.—.

Balzac = Honoré de: Die dreißig tolldreiſten Geſchichten, genannt Contes Drolatiques. Übertragen von Benno Rüttenauer. Zwei Bände. 14.—23. Tauſend. In Pappband M. 50.—; in Halbleder M. 100.—.

— Phyſiologie der Ehe. Eklektiſch-philoſophiſche Betrachtungen über Glück und Unglück in der Ehe. Deutſche Übertragung von Heinrich Conrad. 6.—9. Tauſend. In Halbpergament M. 60.—.



(Balzac:) Tante Lisbeth. Übertragung von Arthur Schurig. Zweite Auflage. In Halbleinen M. 30.–; in Halbpergament M. 60.–.

– Verlorene Illusionen. In der von Johannes Schlaf revidierten Übertragung von Hedwig Lachmann. Zweite Auflage. In Halbpergament M. 70.–.

Becher = Johannes R.: Die heilige Schar. Gedichte 1918. Kartoniert M. 5.–.

– Gedichte um Lotte. In Pappband M. 10.–.

– Gedichte für ein Volk. In Pappband M. 12.–.

– Das neue Gedicht. In Pappband M. 12.–.

– Um Gott. (Inhalt: Gedichte. Arbeiter, Bauern, Soldaten; ein Festspiel. Klänge im Vor-Laut.) Geheftet M. 16.–; in Pappband M. 26.–.

Beethoven = Ludwig van. Berichte der Zeitgenossen, Briefe und persönliche Aufzeichnungen. Gesammelt und erläutert von Albert Leitzmann. Zwei Bände. In Halbleinen M. 80.–; in Halbleder M. 150.–.

Bertram = Ernst: Gedichte. Zweite Auflage. In Pappband M. 12.–.

– Straßburg. Ein Kreis. In Pappband M. 12.–.

Bierbaum = Otto Julius: Der neu bestellte Irrgarten der Liebe. Verliebte, launenhafte, moralische und andere Lieder. Einbandzeichnung, Leisten und Schlußstücke von Heinrich Vogeler-Worpswede. 76.–80. Tausend. Geheftet M. 10.–; in Pappband M. 20.–.

Binding = Rudolf G.: Gedichte. Zweite Auflage. Geheftet M. 18.–; in Pappband M. 28.–.

– Die Geige. Vier Novellen. 10.–14. Tausend. In Halbleinen M. 20.–.

Die Blümlein des heiligen Franziskus von Assisi. Übertragen von Rudolf G. Binding. Mit 84 Initialen und Einbandzeichnung von Carl Weidemeyer-Worpswede. 15.–19. Tausend. In Pappband M. 35.–.

Boccaccio = Giovanni di: Das Dekameron. Übertragung von Albert Wesselski, unter Neugestaltung der Gedichte von Theodor Däubler. Eingeleitet von André Jolles. 21.–30. Tausend. Dünndruckausgabe in einem Bande (1100 Seiten). In Leinen M. 65.–; in Leder M. 160.–.

– Urbano. Übertragung von A. Wesselski. In Leinen M. 20.–.

Der Born Judas. Legenden, Märchen und Erzählungen. Gesammelt von M. J. bin Gorion. Zwei Serien zu je drei Bänden.

Erste Serie (Bd. I–III), enthaltend „Von Liebe und Treue“, „Vom rechten Weg“ und „Mären und Lehren“. 4.–7. Tausend. In Papp-

bänden M. 80.—; in Halbpergament M. 170.—. Zweite Serie: Bd. IV: „Weisheit und Torheit". In Pappband M. 30.—; in Halbpergament M. 60.—. Band V: „Volkserzählungen". In Pappband M. 38.—; in Halbpergament M. 70.—. Band VI wird Anfang 1922 die Sammlung beschließen.

Braun-Otto: Aus nachgelassenen Schriften eines Frühvollendeten. Herausgegeben von Julie Vogelstein. 59.—68. Tausend. In Pappband M. 21.—.

Brentano-Clemens: Frühlingskranz, aus Jugendbriefen ihm geflochten, wie er selbst schriftlich verlangte. Eingeleitet von Paul Ernst. Dritte Aufl. In Pappband M. 42.—; in Halbpergament M. 70.—.

Brentano-Clemens und Minna Reichenbach. Ungedruckte Briefe des Dichters. Herausgegeben von W. Limburger. Mit zwei Bildnissen in Lichtdruck und zwei Faksimiles. Einmalige Auflage in 800 Exemplaren. In Pappband M. 45.—; in Seide M. 85.—.

Buber-Martin: Daniel. Gespräche von der Verwirklichung. Zweite Auflage. In Pappband M. 18.—.

— Ekstatische Konfessionen. Geheftet M. 26.—; in Pappband M. 38.—.

— Ereignisse und Begegnungen. Zweite Auflage. In Pappband M. 18.—.

— Die Lehre, die Rede und das Lied. Zweite Auflage. In Pappband M. 18.—.

Das Buch der Fabeln. Zusammengestellt von Chr. H. Kleukens. Eingeleitet von Otto Crusius. Zweite Auflage. In Pappband M. 40.—; in Halbleder M. 70.—.

Büchner-Georg: Woyzeck. Nach den Handschriften des Dichters herausgegeben von Georg Witkowski. 520 numerierte Exemplare. In Halbpergament M. 80.—; in Leder M. 180.—.

Bürger-Gottfried August: Wunderbare Reisen zu Wasser und zu Lande, Feldzüge und lustige Abenteuer des Freiherrn von Münchhausen, wie er dieselben bei der Flasche im Zirkel seiner Freunde selbst zu erzählen pflegt. Mit den Holzschnitten von Gustav Doré. In Halbleinen M. 55.—; in Halbpergament M. 120.—.

Carossa-Hans: Doktor Bürgers Ende. Letzte Blätter eines Tagebuchs. Zweite Auflage. Geheftet M. 9.—; in Pappband M. 18.—.

— Gedichte. Zweite, vermehrte Auflage. Gebunden M. 10.—.

Die chinesische Flöte. Nachdichtungen chinesischer Lyrik von Hans Bethge. 17.—26. Tausend. In Halbleinen nach Art chinesischer Blockbücher gebunden M. 25.—; in Seide M. 75.—.



Cortes-Ferdinand: Die Eroberung von Mexiko. Mit den eigenhändigen Berichten Cortes' an Kaiser Karl V. Mit zwei Bildnissen und einer Karte. Herausgegeben von Arthur Schurig. In Pappband M. 30.—.

Däubler-Theodor: Hesperien. Eine Symphonie. In Pappband M. 18.—.

— Hymne an Italien. Zweite Auflage. In Pappband M. 20.—.

— Lucidarium in arte musicae. Ein Buch über Musik. Zweite Auflage. In Pappband M. 18.—.

— Der neue Standpunkt. Aufsätze zur modernen Kunst. Zweite Auflage. In Pappband M. 20.—.

— Das Nordlicht. Ein Epos in drei Teilen. (Eine neue Ausgabe auf Dünndruckpapier befindet sich im Druck.)

— Perlen von Venedig. Gedichte. In Pappband M. 14.—.

— Mit silberner Sichel. Zweite Auflage. In Pappband M. 18.—.

— Der sternhelle Weg. Gedichte. Zweite Auflage. In Pappband M. 18.—.

— Die Treppe zum Nordlicht. Gedichte. In Pappband M. 14.—.

— Wir wollen nicht verweilen. Autobiographische Fragmente. Zweite Auflage. In Pappband M. 24.—.

Deutsche Erzähler. Ausgewählt und eingeleitet von Hugo von Hofmannsthal. 9.—13. Tausend. Drei Bände. In Leinen M. 160.—; in Halbleder M. 240.—.

Desbordes-Valmore. Das Lebensbild einer Dichterin, eingeleitet von Stefan Zweig, Übertragungen von Gisela Etzel-Kühn. Mit einem Bildnis der Dichterin in Lichtdruck. In Pappband mit Pergamentverstärkung M. 40.—.

Deutsche Chansons. Von Bierbaum, Dehmel, Falke, Finckh, Heymel, Holz, Liliencron, Schröder, Wedekind, Wolzogen. 108.—118. Tausend. Geheftet M. 8.—; in Pappband M. 15.—.

Älteste deutsche Dichtungen. Übersetzt und herausgegeben von Karl Wolfskehl und Friedrich von der Leyen. Zweite Auflage. In Pappband M. 36.—; in Halbpergament M. 70.—.

Dickens' Werke. Ausgewählt und eingeleitet von Stefan Zweig. Mit den Federzeichnungen der englischen Originalausgaben von Cattermole, Hablot K. Browne und anderen. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in sechs Bänden. In Ganzleinen M. 350.—. Einzelausgaben (jeder Band in Leinen M. 60.—): David Copperfield. — Der Raritätenladen. — Die Pickwickier. — Martin Chuzzlewit. — Nikolaus Nickleby. — Oliver Twist und Weihnachtserzählungen.

(Diotima:) Die Briefe der Diotima an Hölderlin. Herausgegeben von Carl Viëtor. Mit der Abbildung einer Büste und dem Faksimile eines Briefes. 6.—10. Tausend. In Pappband M. 22.—; in Halbleder M. 42.—.

Dostojewski = F. M.: Sämtliche Romane und Novellen. Eingeleitet von Stefan Zweig. Mit einem Porträt und dem Faksimile einer Manuskriptseite. In 25 Halbleinenbänden M. 600.—; in Halbpergament M. 1200.—.

Einzelausgaben siehe Bibliothek der Romane, Seite 214.

Ehrenstein = Albert: Bericht aus einem Tollhaus. Nach dem ursprünglichen Plan des „Selbstmord eines Katers" umgearbeitet. 3.—7. Tausend. Geheftet M. 6.—; in Pappband M. 12.—.

Fichtes Briefe. Ausgewählt und herausgegeben von Ernst Bergmann. In Halbleinen M. 25.—.

Flämisches Novellenbuch. Herausgegeben von F. M. Huebner. In Pappband M. 18.—.

François = Louise von: Gesammelte Werke. Fünf Bände. In Pappbänden M. 100.—.

— Ausgewählte Novellen. Zwei Bände. In Pappbänden M. 40.—.

Frank = Leonhard: Die Räuberbande. Roman. 11.—15. Tausend. Geheftet M. 10.—; in Pappband M. 20.—.

— Die Ursache. Roman. 11.—20. Tausend. Geheftet M. 10.—; in Pappband M. 20.—.

Friedländer = Max: Albrecht Dürer. Mit 115 Abbildungen. In Halbleinen M. 75.—; in Halbpergament M. 110.—.

Gesta Romanorum. Das älteste Märchen- und Legendenbuch des christlichen Mittelalters. Ausgewählt von Hermann Hesse. 4.—7. Tausend. In Pappband M. 30.—; in Halbleder M. 60.—.

Glaser = Curt: Die Kunst Ostasiens. Der Umkreis ihres Denkens und Gestaltens. Zweite Auflage. Mit 36 ganzseitigen Bildertafeln. In Halbleinen M. 60.—.

— Lucas Cranach. Mit 117 Abbildungen. In Halbleinen M. 75.—; in Halbpergament M. 110.—.

Gobineau: Die Renaissance. Historische Szenen. Übertragen von Bernhard Jolles. Wohlfeile Ausgabe. Mit 20 Porträts und Szenenbildern in Autotypie. 49.—58. Tausend. In Pappband M. 36.—; in Halbleder M. 70.—.

Gogol = N. W.: Tschitschikows Reiseerlebnisse oder die toten Seelen. Roman. Aus dem Russischen übertragen von H. Röhl. In Pappband M. 30.—; in Halbpergament M. 55.—.



Goethes Sämtliche Werke in sechzehn Bänden. In Leinen M. 650.—; in Leder M. 2200.—.

Goethes Faust. Gesamtausgabe. Enthaltend Urfaust, Fragment (1790), Tragödie I. und II. Teil, Paralipomena. 86.—93. Tausend. In Leinen M. 35.—; in Leder M. 140.—.

Goethe: Die Leiden des jungen Werther. Mit den elf Kupfern von Chodowiecki in Nachstich und einer Rötelstudie. Sechste Auflage. In Pappband M. 40.—; in Halbleder M. 70.—.

Goethes Sämtliche Gedichte in zeitlicher Folge. Herausgegeben von Hans Gerhard Gräf. 11.—20. Tausend. Zwei Bände. In Leinen M. 80.—; in Leder M. 280.—.

Goethes Liebesgedichte. Herausgegeben von Hans Gerhard Gräf. 16.—21. Tausend. In Pappband M. 24.—; in Halbleder M. 45.—.

Goethe: Dichtung und Wahrheit. Taschenausgabe. In Leinen M. 45.—.

Goethes Italienische Reise. Taschenausgabe. 11.—20. Tausend. In Leinen M. 35.—.

Goethes Westöstlicher Divan. Gesamtausgabe auf Dünndruckpapier. 6.—10. Tausend. In Leinen M. 25.—; in Leder M. 130.—.

Goethes Gespräche mit Eckermann. Vollständige Ausgabe. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. 16.—19. Tausend. In Leinen M. 55.—; in Leder M. 150.—.

Goethe: Elegien (Erotica Romana). Rom 1788. Faksimile-Ausgabe der im Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar ruhenden Handschrift der „Römischen Elegien" in 240 numerierten Exemplaren. Mit einem Geleitwort von Max Hecker. In einem Pappband nach dem des Originals M. 400.—.

Goethes Briefe an Charlotte von Stein. Nach den Handschriften neu herausgegeben von Julius Petersen (befindet sich im Druck).

Goethes Briefwechsel mit Marianne von Willemer. Herausgegeben von Max Hecker. Vierte Auflage (befindet sich im Druck).

Der Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter. Im Auftrage des Goethe- und Schiller-Archivs herausgegeben von Max Hecker. Vier Bände. In Leinen je M. 40.—; in Leder je M. 140.—. (Bisher erschienen Band I—III; Band IV folgt Ende 1921.)

Briefe an Goethes Mutter. Ausgewählt und eingeleitet von Albert Köster. Mit einer Silhouette der Frau Rat. 51.—57. Tausend. In Pappband M. 16.—.

Bettinas Briefwechsel mit Goethe. Auf Grund ihres handschriftlichen Nachlasses nebst zeitgenössischen Dokumenten über ihr persönliches Verhältnis zu Goethe zum erstenmal herausgegeben von Reinhold Steig. Mit 5 Bildern und 2 Faksimiles. In Halbleinen M. 50.—.

Goethes äußere Erscheinung. Literarische und künstlerische Dokumente seiner Zeitgenossen. Herausgegeben von Emil Schaeffer. Mit 80 Vollbildern (Goethebildnissen). In Halbleinen M. 25.—.

Mitteilungen über Goethe: siehe Riemer.

Grimmelshausen: Der abenteuerliche Simplicissimus. Vollständige Ausgabe, besorgt von Reinhard Buchwald. 11.—20. Tausend. In Pappband M. 25.—; in Halbpergament M. 55.—.

Hafis: Lieder. Nachdichtungen von Hans Bethge. 8.—12. Tausend. In Halbleinen nach Art chinesischer Blockbücher gebunden M. 25.—; in Seide M. 75.—.

Hardt, Ernst: Tantris der Narr. Drama in fünf Akten. 42.—48. Tausend. In Pappband M. 20.—.

— Gudrun. Ein Trauerspiel in fünf Akten. Initialen und Einbandzeichnung von Marcus Behmer. 19.—21. Tausend. In Pappband M. 20.—.

— Schirin und Gertraude. Ein Scherzspiel. Titel- und Einbandzeichnung von Karl Walser. In Pappband M. 20.—.

— König Salomo. Drama. In Pappband M. 12.—.

— Joseph Kainz. Verse zu seinem Gedächtnis. Kartoniert M. 3.—.

Der Heiligen Leben und Leiden, das sind die schönsten Legenden aus den deutschen Passionalen des 15. Jahrhunderts. Ausgewählt und übertragen von Severin Rüttgers. Mit zahlreichen Holzschnitten. Zweite Auflage in einem Bande. (Im Druck.)

Heines Buch der Lieder. Taschenausgabe. 31.—38. Tausend. In Leinen M. 28.—; in Leder M. 130.—.

Der Heliand und die Bruchstücke der altsächsischen Genesis, in Simrocks Übertragung. Eingeleitet von Andreas Heusler. In Pappband M. 20.—.

Hoffmann, E. T. A.: Prinzessin Brambilla. Ein Capriccio nach Jacob Callot. Mit 8 gestochenen Kupfern nach Callotschen Originalblättern. Zweite Auflage. In reich vergoldetem Pappband M. 50.—.

Hofmannsthal, Hugo von: Die Gedichte und kleinen Dramen. 31.—40. Tausend. In Pappband M. 18.—.



Hölderlin: Sämtliche Werke und Briefe. Kritisch-historische Ausgabe von Franz Zinkernagel in fünf Bänden. Jeder Band geheftet M. 60.—; in Halbleder M. 100.—. Vorzugsausgabe: 50 numerierte Exemplare auf Bütten, unter Benutzung alter Stempel mit der Hand in Leder gebunden, jeder Band M. 450.—. (Bisher erschienen Band II—IV; Band I soll Ende des Jahres erscheinen, Band V wird 1922 die Ausgabe abschließen.)

— Hyperion oder der Eremit von Griechenland. Taschenausgabe. In Leinen M. 30.—; in Leder M. 130.—.

— Der Tod des Empedokles. Für eine festliche Aufführung bearbeitet und eingerichtet von Wilhelm von Scholz. Zweite Auflage. In Pappband M. 14.—.

Holz-Arno: Phantasus. In Halbpergament M. 120.—.

Homers Odyssee. Neu übertragen von Rudolf Alexander Schröder. 11.—20. Tausend. In Halbleinen M. 24.—.

Huch-Ricarda: Alte und neue Gedichte (1921). Gebunden M. 20.—.

— Der große Krieg in Deutschland. Drei Bände. 10.—13. Tausend. In Pappbänden M. 80.—; in Halbleinen M. 100.—.
Der Roman des Dreißigjährigen Krieges.

— Das Leben des Grafen Federigo Confalonieri. 9.—12. Tausend. In Halbleinen M. 30.—.

— Der letzte Sommer. Ein Roman in Briefen. 5. und 6. Tausend. In Pappband M. 16.—.

— Entpersönlichung (1921). Geheftet M. 18.—; in Halbleinen M. 30.—.

— Luthers Glaube. Briefe an einen Freund. 16.—19. Tausend. In Pappband M. 26.—.

— Menschen und Schicksale aus dem Risorgimento. 6.—8. Tausend. In Pappband M. 30.—.

— Michael Unger. Des Romans „Vita somnium breve“ achte Auflage. In Halbleinen M. 30.—.

— Die Verteidigung Roms. 7.—9. Tausend. Der Geschichten von Garibaldi erster Teil. Geheftet M. 22.—; in Halbleinen M. 34.—.

— Der Kampf um Rom. 5.—7. Tausend. Der Geschichten von Garibaldi zweiter Teil. Geheftet M. 22.—; in Halbleinen M. 34.—.

(Huch = Ricarda:) Der Sinn der Heiligen Schrift. In Halbleinen M. 28.–.

— Wallenstein. 10.–12. Tausend. In Pappband M. 18.–.

(Humboldt:) Die Brautbriefe Wilhelms und Carolinens von Humboldt. Herausgegeben von Albert Leitzmann. 6. bis 9. Tausend. In Pappband M. 40.–; in Halbleder M. 70.–.

Humboldts Briefe an eine Freundin. In Auswahl herausgegeben von Albert Leitzmann. 16.–20. Tausend. In Pappband M. 16.–.

Das Inselschiff. Eine Zweimonatsschrift für die Freunde des Insel-Verlags.

Erster Jahrgang. In Pappband M. 25.–; in Halbpergament M. 45.–.

Zweiter Jahrgang. In Pappband M. 25.–; in Halbpergament M. 45.–.

Dritter Jahrgang. Sechs Hefte (im Erscheinen begriffen) M. 15.–; einzeln je M. 3.–.

Jacobsen = Jens Peter: Sämtliche Werke. Autorisierte Übertragung von Mathilde Mann, Anka Matthiesen und Erich Mendelssohn. Mit dem von A. Helsted 1885 radierten Porträt. 14. bis 21. Tausend. In Leinen M. 55.–; in Leder M. 160.–.

Jahrbuch der Sammlung Kippenberg. Erster Band. Mit sechs Bildertafeln. In Pappband M. 30.–.

Japanischer Frühling. Nachdichtungen japanischer Lyrik von Hans Bethge. 13.–16. Tausend. In Halbleinen nach Art chinesischer Blockbücher gebunden M. 25.–; in Seide M. 75.–.

Kants Sämtliche Werke. Herausgegeben von Felix Groß. Taschenausgabe in Format und Schrift der Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe deutscher Klassiker. Sechs Bände. In Leinen M. 300.–; in Leder M. 900.–.

Kants Kritik der reinen Vernunft. Taschenausgabe. In Leinen M. 50.–.

Kants Briefe. Ausgewählt und herausgegeben von F. Ohmann. In Pappband M. 22.–.

Kassner = Rudolf: Die Chimäre. In Pappband M. 14.–.

— Englische Dichter. Geheftet M. 14.–; in Pappband M. 26.–.

— Der indische Gedanke. — Von den Elementen der menschlichen Größe. Zweite Auflage. Geheftet M. 14.–; in Pappband M. 26.–.



(Kassner:) Melancholia. Zweite Auflage. In Pappband M. 18.—.

— Der Tod und die Maske. Gleichnisse. Zweite Auflage. In Pappband M. 16.—.

— Zahl und Gesicht. In Pappband M. 18.—.

Katharina II., Kaiserin von Rußland: Memoiren. Aus dem Französischen und Russischen übersetzt und herausgegeben von Erich Boehme. Mit 16 Bildnissen. 6.—10. Tausend. In Pappband M. 30.—; in Halbleder M. 60.—.

Keller = Gottfried: Gesammelte Werke. Eingeleitet von Ricarda Huch. Vier Bände auf Dünndruckpapier. In Leinen M. 250.—; in Halbleder M. 400.—; in Leder M. 750.—.

— Der grüne Heinrich. Vollständige Ausgabe in einem Bande auf Dünndruckpapier. 5.—9. Tausend. In Leinen M. 55.—; in Leder M. 180.—.

Keßler = Harry Graf: Notizen über Mexiko. Zweite Auflage. In Pappband M. 22.—.

Kleist = Heinrich von: Erzählungen. In Pappband M. 35.—; in Halbleder M. 70.—.

Klosterleben im deutschen Mittelalter. Herausgegeben von Johannes Bühler. Mit 16 Bildertafeln. In Pappband M. 40.—; in Halbleder M. 70.—.

Kortum: Die Jobsiade. Ein komisches Heldengedicht in drei Teilen. Mit den Bildern der Originalausgabe und einer Einleitung in Versen von Otto Julius Bierbaum. Dritte Auflage. In Pappband M. 26.—; in Schweinsleder M. 180.—.

Laclos = Choderlos de: Schlimme Liebschaften (Liaisons dangereuses). Übertragen von Heinrich Mann. Auf Dünndruckpapier. In Leinen M. 40.—; in Leder M. 150.—.

Lao=Tse: Die Bahn und der rechte Weg. Der chinesischen Urschrift in deutscher Sprache nachgedacht von Alexander Ular. 11. bis 13. Tausend. In Pappband M. 25.—; in Halbpergament M. 45.—.

Lüthgen = Eugen: Belgische Baudenkmäler. Mit 96 Bildertafeln. In Halbleinen M. 25.—.

Die vier Zweige des Mabinogi. Ein keltisches Sagenbuch. Übertragen und eingeleitet von Martin Buber. Zweite Auflage. In Pappband M. 26.—.

Mathéy = Georg A.: Zehn Holzschnitte zur Bibel. Mit einem Vorwort von Theodor Däubler. 150 numerierte und mit der Hand abgezogene Exemplare. Ausgabe A: Nr. I—VI in Ganzledermappe,

mit einer besonders beigefügten Handzeichnung des Künstlers, M. 2200.—; Ausgabe B: Nr. 7—50 in Halbpergamentmappe M. 900—; Ausgabe C: Nr. 51—150 in Halbleinenmappe M. 350.—.

Mombert=Alfred: Aeon. Dramatische Trilogie.

I. Aeon der Weltgesuchte. Sinfonisches Drama. Zweite Auflage. Geheftet M. 12.—; in Pappband M. 22.—.

II. Aeon zwischen den Frauen. Drama. Zweite Auflage. Geheftet M. 12.—; in Pappband M. 22.—.

III. Aeon vor Syrakus. Drama. Zweite Auflage. Geheftet M. 12.—; in Pappband M. 22.—.

— Die Blüte des Chaos. Zweite Auflage. Geheftet M. 12.—; in Pappband M. 22.—.

— Der Denker. Gedichtwerk. Zweite Auflage. Geheftet M. 12.—; in Pappband M. 22.—.

— Der Glühende. Dritte, veränderte Auflage. Geheftet M. 12.—; in Pappband M. 22.—.

— Der Held der Erde. Gedichtwerk. Geheftet M. 8.—; in Halbleinen M. 18.—.

— Die Schöpfung. Gedichtwerk. Zweite Auflage. Geheftet M. 14.—; in Pappband M. 24.—.

— Der Sonne=Geist. In Pappband M. 8.—.

— Tag und Nacht. Gedichte. In Pappband M. 8.—.

Morgenländische Erzählungen, genannt Palmblätter. Nach der von J. G. Herder und A. J. Liebeskind veranstalteten Ausgabe neu herausgegeben von Hermann Hesse. In Leinen M. 25.—.

Mozarts Briefe. Ausgewählt und herausgegeben von Albert Leitzmann. 11.—20. Tausend. In Pappband M. 16.—.

Munk=Georg: Irregang. Roman. 5.—7. Tausend. In Pappband M. 20.—.

— Die unechten Kinder Adams. Ein Geschichtenkreis. In Pappband M. 20.—.

— Sankt Gertrauden Minne. Geheftet M. 14.—; in Halbleinen M. 24.—.

Die Nachtwachen des Bonaventura. Herausgegeben von Franz Schultz. Dritte Auflage. In Pappband M. 26.—; in Halbpergament M. 45.—.

Nadel=Arno: Der Ton. Auf Dünndruckpapier. In Leinen M. 45.—.



Napoleons Briefe. In Auswahl herausgegeben von Friedrich Schulze, übertragen von Hedwig Lachmann. Mit 19 zeitgenössischen Bildern. In Pappband M. 25.—; in Halbleder M. 60.—.

Nietzsches Briefe an Mutter und Schwester. Herausgegeben von Elisabeth Förster-Nietzsche. Zwei Bände. In Halbleinen M. 50.—.

Nietzsches Briefe. Ausgewählt und herausgegeben von Richard Oehler. 11.—20. Tausend. In Pappband M. 22.—.

Okakura-Kakuzo: Die Ideale des Ostens. Aus dem englischen Original übertragen von Marguerite Steindorff. In Halbleinen M. 36.—; in Halbpergament M. 65.—.

Pfister-Kurt: Bruegel. Mit 78 ganzseitigen Bildertafeln. In Halbleinen M. 30.—

Philippe-Charles-Louis: Charles Blanchard. Ein Fragment. Übertragen von Wilhelm Südel. Geheftet M. 10.—; in Pappband M. 22.—.

— Jugendbriefe an Henri Vandeputte. Übertragen von Wilhelm Südel. Geheftet M. 10.—; in Pappband M. 22.—.

Pindar. Übersetzt und erläutert von Franz Dornseiff. In Pappband M. 40.—; in Halbpergament M. 60.—.

Geschichten aus dem alten Pitaval. Herausgegeben nach der von Schiller getroffenen Auswahl und um weitere Stücke vermehrt von Paul Ernst. Drei Bände. In Halbleinen M. 65.—.

Pontoppidan-Henrik: Hans im Glück. Ein Roman in zwei Bänden. Übertragen von Mathilde Mann. Vierte Auflage. In Pappbänden M. 40.—; in Leinen M. 55.—.

— Totenreich. Roman in zwei Bänden. Übertragen von Mathilde Mann. In Halbleinen M. 40.—.

Prévost-Abbé: Geschichte der Manon Lescaut und des Chevalier des Grieux. Übertragung von Rud. G. Binding. Mit 4 Bildern von Franz von Bayros. Vierte Auflage. In Pappband M. 20.—; in Halbleder M. 45.—.

Die Psalmen. Nach der Übertragung Martin Luthers. Taschenausgabe. In Leinen M. 22.—.

Pulver-Max: Auffahrt. Gedichte. In Pappband M. 8.—.

— Igernes Schuld. In Pappband M. 8.—.

— Merlin. In Pappband M. 9.—.

Reuter-Christian: Werke. In zwei Bänden. Herausgegeben von Georg Witkowski. Einmalige Auflage in 800 Exemplaren. In Halbpergament M. 120.—.

Riemer = Friedrich Wilhelm: Mitteilungen über Goethe. Herausgegeben von Arthur Pollmer. Mit 24 Bildertafeln. In Pappband M. 45.—; in Halbleder M. 80.—.

Rilke = Rainer Maria: Erste Gedichte. 10.—13. Tausend. In Pappband M. 30.—.

— Die Frühen Gedichte. 11.—14. Tausend. In Pappband M. 30.—.

— Das Buch der Bilder. 16.—19. Tausend. In Pappband M. 30.—.

— Neue Gedichte. 10.—14. Tausend. In Pappband M. 30.—.

— Der Neuen Gedichte anderer Teil. 9.—13. Tausend. In Pappband M. 30.—.

— Das Stundenbuch. (Enthaltend die drei Bücher: Vom mönchischen Leben; Von der Pilgerschaft; Von der Armut und vom Tode.) 30.—39. Tausend. In Halbleinen M. 20.—.

— Das Stundenbuch. Gedruckt als erstes Buch der Insel-Presse zu Leipzig in 420 numerierten Exemplaren. Titel und farbige Initialen zeichnete Walter Tiemann. In weißem Kalbleder mit Handvergoldung (vergriffen); in Ganzpergament mit der Hand gebunden M. 550.—; in Halbpergament M. 380.—.

— Requiem. (Für eine Freundin. Für Wolf Graf von Kalckreuth.) 8. und 9. Tausend. In Pappband M. 10.—.

— Geschichten vom lieben Gott. 24.—28. Tausend. In Pappband M. 25.—.

— Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge. 13.—17. Tausend. In zwei Pappbänden M. 45.—.

— Auguste Rodin. Mit 96 Vollbildern. 31.—35. Tausend. In Halbleinen M. 36.—.

— Die Liebe der Magdalena. Ein französischer Sermon des 17. Jahrhunderts. Übertragen von Rainer Maria Rilke. 5. und 6. Tausend. In Pappband M. 15.—.

— Guérin = Maurice de: Der Kentauer. Übertragen durch Rainer Maria Rilke. Zweite Auflage. In Pappband M. 12.—.

Rimbaud = Arthur: Leben und Dichtung. Übertragen von K. L. Ammer, eingeleitet von Stefan Zweig. Mit einem Bildnis Rimbauds. Zweite Auflage. In Leinen M. 30.—.

(Rübezahl:) Bekannte und unbekannte Historien von dem abenteuerlichen und weitberufenen Gespenst, dem Rübezahl, zuwege gebracht durch M. Johannes Praetorius. Mit Wiedergabe von 16 Holzschnitten der Ausgabe von 1738. In Pappband M. 32.—; in Halbleder M. 65.—.



Sachs, Hans: Ausgewählte Werke. (Gedichte und Dramen.) Mit Reproduktionen von 60 Holzschnitten von Dürer, Beham u. a. nach Originaldrucken. Dritte Auflage. Zwei Bände. In Halbleinen M. 75.—; in Halbpergament M. 130.—.

Saint-Simon: Der Hof Ludwigs XIV. Nach den Denkwürdigkeiten des Herzogs von Saint-Simon. Herausgegeben und mit einer Einführung versehen von Wilhelm Weigand. Übertragen von Arthur Schurig. Zweite vermehrte Auflage. Mit 34 zeitgenössischen Bildern (Porträts, Interieurs, Szenen). In Halbleinen M. 130.—; in Halbleder M. 180.—.

Schaeffer, Albrecht: Attische Dämmerung. Gedichte. Zweite Auflage. In Pappband M. 18.—.

— Der göttliche Dulder. Dichtung. In Pappband M. 26.—; in Halbleder M. 45.—.

— Des Michael Schwertlos vaterländische Gedichte. In Pappband M. 16.—.

— Elli oder Sieben Treppen. Beschreibung eines weiblichen Lebens. 5.—8. Tausend. Geheftet M. 10.—; in Pappband M. 20.—.

— Gevatter Tod. Märchenhaftes Epos in vierundzwanzig Mondphasen und einer als Zugabe. Geheftet M. 14.—; in Pappband M. 24.—.

— Gudula oder die Dauer des Lebens. 4.—6. Tausend. Eine Erzählung. In Pappband M. 20.—.

— Helianth. Bilder aus dem Leben zweier Menschen von heute und aus der norddeutschen Tiefebene in neun Büchern. Drei Bände. Geheftet M. 100.—; in Halbleinen M. 150.—; in Halbpergament M. 200.—.

— Heroische Fahrt. Gedichte. Zweite Auflage. In Pappband M. 18.—.

— Josef Montfort. Erzählungen. 4.—7. Tausend. In Pappband M. 20.—.

— Parzival. Ein Versroman in drei Kreisen. (Im Druck.)

Scheffler, Karl: Deutsche Maler und Zeichner im neunzehnten Jahrhundert. Mit 78 Bildertafeln. 7.—9. Tausend. In Halbleinen M. 50.—.

— Der Geist der Gotik. Mit 102 Vollbildern. 26.—30. Tausend (befindet sich im Druck).

— Italien. 7.—9. Tausend. Mit 118 Bildertafeln. In Halbleinen M. 70.—.

(Scheffler:) Leben, Kunst und Staat. Gesammelte Essays. Zweite Auflage. In Pappband M. 22.—.

Schillers Sämtliche Werke in sechs Bänden. Herausgegeben von Albert Köster und Max Hecker. (Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe deutscher Klassiker.) In Leinen M. 250.—; in Leder M. 850.—.

Die Briefe des jungen Schiller. Ausgewählt und eingeleitet von Max Hecker. Mit einer Silhouette. 11.—15. Tausend. In Pappband M. 16.—.

Schillers Gespräche. Berichte seiner Zeitgenossen über ihn. Herausgegeben von Julius Petersen. Mit vier Bildern in Lichtdruck. In Pappband M. 24.—.

Schopenhauers Werke in fünf Bänden. (Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe deutscher Klassiker.) In Leinen M. 220.—; in Leder M. 750.—.

Schopenhauers Aphorismen zur Lebensweisheit. Taschenausgabe. 23.—28. Tausend. In Leinen M. 25.—.

Schopenhauer = Arthur: Briefwechsel und andere Dokumente seines Lebens. Ausgewählt und herausgegeben von Max Brahn. In Pappband M. 22.—.

Seidel = Willy: Der Buschhahn. Roman. Geheftet M. 10.—; in Pappband M. 20.—.

— Der Garten des Schuchân. Novellen. Zweite Auflage. Geheftet M. 10.—; in Pappband M. 20.—.

— Der Sang der Sakije. Roman aus dem heutigen Ägypten. 3.—5. Tausend. In Pappband M. 20.—.

Shakespeares Gesammelte Werke in Einzelausgaben. Auf Grund der Schlegel-Tieckschen Übertragung bearbeitet und vielfach erneuert von Hermann Conrad, Max Förster, Ludwig Fraenkel, Marie Louise Gothein, Rudolf Imelmann, Fritz Jung, Max J. Wolff. In Pappband je M. 15.—; in Halbpergament M. 34.—.

Bisher erschienen:

Macbeth. — Hamlet. — Othello. — Ein Sommernachtstraum. — König Lear. — Sturm. — Was ihr wollt.

Weitere Bände werden in kurzem folgen.

Stein = Heinrich von: Gesammelte Dichtungen. Herausgegeben von Friedrich Poske. Drei Bände. In Pappbänden M. 32.—.

Inhalt: Die Ideale des Materialismus — Vermächtnis — Helden und Welt — Dramatische Bilder und Erzählungen.



Stendhal = Friedrich von (Henri Beyle): Das Leben eines Sonderlings. Herausgegeben von Arthur Schurig. Auf Dünndruckpapier. In Leinen M. 55.—; in Leder M. 160.—.

— Von der Liebe. Übertragen von Arthur Schurig. Auf Dünndruckpapier. In Leinen M. 40.—; in Leder M. 150—.

— Rot und Schwarz. Roman. Übertragen von Arthur Schurig. Auf Dünndruckpapier. In Leinen M. 55.—; in Leder M. 160.—.

Stifter = Adalbert: Der Nachsommer. Roman. Vollständige Ausgabe in einem Bande auf Dünndruckpapier. In Leinen M. 50.—; in Leder M. 160.—.

— Studien. (Erzählungen.) Vollständige Ausgabe in zwei Bänden auf Dünndruckpapier. 9.—13. Tausend. In Leinen M. 80.—; in Leder M. 320.—.

— Witiko. Roman. Auf Dünndruckpapier. In Leinen M. 60.—; in Leder M. 170.—.

Storm = Theodor: Sämtliche Werke. Herausgegeben und eingeleitet von Albert Köster. 11.—15. Tausend. In vier Bänden auf Dünndruckpapier. In Leinen M. 240.—; in Leder M. 720.—.

Strauß = David Friedrich: Ulrich von Hutten. Herausgegeben von Otto Clemen. Mit 35 Lichtdrucktafeln. In Halbleder M. 120.—.

Taube = Otto Freiherr von: Gedichte und Szenen. In Halbleinen M. 10.—.

— Neue Gedichte. In Halbleinen M. 10.—.

— Der verborgene Herbst. Roman. Zweite Auflage. In Halbleinen M. 18.—.

— Die Löwenprankes. Roman. Geheftet M. 20.—; in Halbleinen M. 30.—.

Die Erzählungen aus den Tausendundein Nächten. Vollständige deutsche Ausgabe in sechs Bänden. Zum ersten Male nach dem arabischen Urtext der Calcuttaer Ausgabe vom Jahre 1839 übertragen von Enno Littmann. Erster Band. In Leinen M. 75.—; in Leder M. 180.—.

Thukydides: Geschichte des Peloponnesischen Krieges. Übertragen von Theodor Braun. Zwei Bände. In Pappbänden M. 40.—.

Timmermans = Felix: Das Jesuskind in Flandern. Aus dem Flämischen übertragen von Anton Kippenberg. 4.—10. Tausend. In Pappband M. 20.—.

— Pallieter. Aus dem Flämischen übertragen von Anna Valeton-Hoos. 5.—9. Tausend. In Pappband M. 26.—.

Tolstoi = Leo N.: Meisterromane. Übertragen von Adolf Heß und H. Röhl. In sieben Halbleinenbänden M. 200.—.
Inhalt: Anna Karenina — Auferstehung — Krieg und Frieden.

Der Roman von Tristan und Isolde. Erneut von Josef Bédier. Autorisierte Übertragung von Rudolf G. Binding. 11.—14. Tausend. In Pappband M. 25.—; in Halbpergament M. 36.—.

Tschuang = Tse: Reden und Gleichnisse. In deutscher Auswahl von Martin Buber. Vierte Auflage. Geheftet M. 15.—; in Pappband M. 25.—; in Halbpergament M. 45.—.

Twain = Mark: Der geheimnisvolle Fremde. Eine Phantasie. Übertragung von Wilhelm Nobbe. In Leinen M. 28.—.

Ullmann = Regina: Gedichte. In Pappband M. 12.—.

— Die Landstraße. Erzählungen. Geheftet M. 15.—; in Pappband M. 25.—.

Velde = Henry van de: Essays. Mit Einband und Titelzeichnung vom Verfasser. In Pappband M. 20.—.

Verhaeren = Emile: Fünf Erzählungen. Mit 28 Holzschnitten von Frans Masereel. Einmalige Auflage von 1100 Exemplaren. In Pappband M. 50.—. Vorzugsausgabe: 100 numerierte Exemplare auf echtem Bütten in Pergament (Handband) M. 220.—.

— Drei Dramen. (Helenas Heimkehr; Philipp II.; Das Kloster.) Nachdichtung von Stefan Zweig. In Pappband M. 20.—.

— Rembrandt. Übertragen von Stefan Zweig. Mit 96 ganzseitigen Abbildungen nach Gemälden, Zeichnungen und Radierungen Rembrandts. 36.—40. Tausend. In Halbleinen M. 35.—.

— Rubens. Übertragen von Stefan Zweig. Mit 95 Abbildungen nach Gemälden und Zeichnungen Rubens'. 21.—25. Tausend. In Halbleinen M. 35.—.

— Die wogende Saat. Übertragen von Paul Zech. In Pappband M. 20.—.

Verlaine = Paul. Gesammelte Werke in zwei Bänden. Herausgegeben von Stefan Zweig. In Halbleinen M. 100.—; in Halbpergament M. 160.—.

Vermeylen = August: Der ewige Jude. Aus dem Flämischen übertragen von Anton Kippenberg. Mit 12 Holzschnitten von Frans Masereel. In Halbleinen M. 40.—. Vorzugsausgabe: 200 numerierte Exemplare auf echtem Bütten in Pergament (Handband) M. 250.—.

Verwey = Albert: Europäische Aufsätze. Aus dem Holländischen übertragen von Hilde Telschow. In Pappband M. 20.—.



(Verwey:) Gedichte. Ausgewählt und übertragen von Paul Cronheim. 1050 Exemplare, gedruckt auf der Cranach-Presse in Weimar. In Pappband M. 20.–.

(Villers = Alexander von:) Briefe eines Unbekannten. Herausgegeben von Karl Graf Lanckoroński und Wilhelm Weigand. Mit zwei Bildnissen in Heliogravüre. Zwei Bände. In Halbleinen M. 60.–.

Vischer = Friedrich Theodor: Auch Einer. Roman. In Halbpergament M. 50.–.

Vogeler-Worpswede = Heinrich: Dir. Gedichte und Zeichnungen. Sechste Auflage. In Halbleinen M. 35.–.

(Völkerwanderung:) Die Germanen in der Völkerwanderung. Nach zeitgenössischen Quellen von Johannes Bühler. Mit 16 Bildertafeln und einer Karte. In Pappband M. 55.–; in Halbleder M. 85.–.

Wackenroder und Tieck: Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders. Mit einer Einleitung von Oskar Walzel. In Pappband M. 22.–.

Wagner = Richard: Auswahl seiner Schriften. Herausgegeben von Houston Stewart Chamberlain. In Pappband M. 16.–.

Waldmann = Emil: Albrecht Dürers Leben und Kunst. Vollständige Ausgabe mit 240 Vollbildern. In Halbleder M. 120.–.

– Albrecht Dürer. Mit 80 Vollbildern nach Gemälden des Meisters. 11.–20. Tausend. In Halbleinen M. 30.–.

– Albrecht Dürers Stiche und Holzschnitte. 11.–20. Tausend. Mit 80 Vollbildern. In Halbleinen M. 30.–.

– Albrecht Dürers Handzeichnungen. Mit 80 Vollbildern. 11.–20. Tausend. In Halbleinen M. 30.–.

Walzel = Oskar: Ricarda Huch. Ein Wort über Kunst des Erzählens. In Pappband M. 8.–.

– Gesammelte Aufsätze. Zweite Auflage. (Im Druck.)

Wasmann = Friedrich. Ein deutsches Künstlerleben, von ihm selbst geschildert. Herausgegeben von Bernt Grönvold. Mit 107 Vollbildern in Lichtdruck. In Leinen M. 60.–.

Weigand = Wilhelm: Stendhal und Balzac. Essays. In Pappband M. 20.–.

– Der verschlossene Garten. Gedichte aus den Jahren 1901–1909. In Pappband M. 10.–.

(Weigand:) Die Frankenthaler. Roman. Siehe Bibliothek der Romane, Seite 214.

Wilde = Oscar: Die Erzählungen und Märchen. Mit 10 Vollbildern sowie Initialen, Titel= und Einbandzeichnung von Heinrich Vogeler=Worpswede. 93.—105. Tausend. In Pappband M. 30.—; in Halbpergament M. 70.—.

Wilhelmine, Markgräfin von Bayreuth: Memoiren. Deutsch von Annette Kolb. Mit 10 Vollbildern. Zweite Auflage. In Pappband M. 35.—; in Halbleder M. 65.—.

Winckelmanns kleine Schriften zur Geschichte der Kunst des Altertums. Herausgegeben von Hermann Uhde=Bernays. Mit 10 Vollbildern. In Halbleinen M. 25.—.

Yeats = William Butler: Erzählungen und Essays. Übertragen aus dem Irischen von Friedrich Eckstein. In Halbleinen M. 16.—.

Zola = Emile: Arbeit. Roman. In Halbleinen M. 25.—.

— Wahrheit. Roman. In Halbleinen M. 25.—.

— Der Zusammenbruch. Roman. In Halbleinen M. 25.—.

Zweig = Stefan: Drei Meister (Balzac — Dickens — Dostojewski). 4.—8. Tausend. In Pappband M. 24.—.

— Erstes Erlebnis. Vier Geschichten aus Kinderland. 8.—10. Tausend. Geheftet M. 10.—; in Pappband M. 24.—.

— Die frühen Kränze. Gedichte. Dritte Auflage. In Pappband M. 12.—.

— Jeremias. Eine dramatische Dichtung in neun Bildern. 14.—18. Tausend. In Pappband M. 18.—.

— Legende eines Lebens. Kammerspiel in drei Aufzügen. In Pappband M. 9.—.

— Tersites. Ein Trauerspiel in drei Aufzügen. Zweite Auflage. In Pappband M. 10.—.

— Der verwandelte Komödiant. Ein Spiel aus dem deutschen Rokoko. Zweite Auflage. In Pappband M. 8.—.

— Der Zwang. Eine Novelle. Mit 10 Holzschnitten von Frans Masereel. Einmalige Auflage in 460 numerierten Exemplaren. Nr. 1—50 auf Büttenpapier in Leder (vergriffen); Nr. 51—460 in Halbpergament M. 100.—.

Die Bibliothek der Romane

Jeder Band in Halbleinen M. 25.—.

Willibald Alexis: Die Hosen des Herrn von Bredow. Vaterländischer Roman. 16.—20. Tausend.

Cyriel Buysse: Rose van Dalen. Aus dem Flämischen übertragen von Georg Gärtner.

Cervantes: Novellen. Vollständige deutsche Ausgabe auf Grund älterer Übertragungen bearbeitet von Konrad Thorer. Mit einem Nachwort von Hermann Schneider. Zwei Bände.

De Coster: Flämische Mären. Übertragen von Albert Wesselski. 11.—20. Tausend.

— Die Hochzeitsreise. Ein Buch von Krieg und Liebe. Zum ersten Male übertragen von Albert Wesselski. 31.—40. Tausend.

— Uilenspiegel und Lamme Goedzak. Ein fröhliches Buch trotz Tod und Tränen. Übertragen von Albert Wesselski. 31.—40. Tausend.

Dostojewski: Sämtliche Romane und Novellen in Einzelausgaben: (Gesamtausgabe siehe Seite 199.)

— Arme Leute. Ein Band.

— Der Doppelgänger. Ein Band.

— Aus dem Dunkel der Großstadt. — Helle Nächte. Ein Band.

— Die Wirtin und andere Novellen. Ein Band.

— Netotschka Njeswanowa und andere Erzählungen. Ein Band.

— Ein kleiner Held. — Onkelchens Traum. Ein Band.

— Das Gut Stepantschikowo. Ein Band.

— Erniedrigte und Beleidigte. Zwei Bände.

— Aufzeichnungen aus einem Totenhause. Ein Band.

— Schuld und Sühne (Raskolnikow). 21.—30. Tausend. Zwei Bände.

— Der Spieler und andere Erzählungen. 11.—15. Tausend. Ein Band.

— Der Idiot. Drei Bände.

— Der lebenslängliche Ehemann. — Die fremde Frau und der Mann unter dem Bett. Ein Band.

INSEL-VERLAG ZU LEIPZIG



ORBIS LITERARUM

Der Insel-Verlag hat sich seit kurzem eine neue Aufgabe gestellt, die mit solcher Folgerichtigkeit aus der Entwicklung des Verlages hervorging, daß man ihr gewiß eine innere und äußere Berechtigung zusprechen muß.

Der Grund und Boden, auf dem der Verlag baute und weiterbauen wird, und auf dem eben diese Entwicklung sich entfaltete, war die deutsche Dichtung. In kostbaren und in billigen Ausgaben, in Einzelpublikationen wie in Gesamtwerken ist das Wertvollste unserer Literatur zusammengefaßt hier erschienen, von ihren ältesten, noch in riesigen Maßen redenden Anfängen über den großen Roman, in dem der Jammer des 17. Jahrhunderts sich ausspricht, zu Goethe und zur jüngsten, die Gegenwart tastend begreifenden Dichtung. Dabei aber strebte der Insel-Verlag stets zur Weltliteratur. Die vielen Übertragungen fremder Werke sind ein Zeugnis davon. In dieser Dichtung sind wir nun einen bedeutungsvollen Schritt weitergegangen: eine planmäßig ausgebaute fremdsprachliche Bibliothek,

gegliedert in die drei Reihen der „*BIBLIOTHECA MUNDI*“, der „*PANDORA*“ und der „*LIBRI LIBRORUM*“, die sich zum „*ORBIS LITERARUM*“ zusammenschließen, ist begründet worden. In ihr sollen die besten Werke der Weltliteratur im Urtext erscheinen, also Werke in *griechischer*, *italienischer*, *lateinischer*, *hebräischer*, *englischer*, *französischer*, *russischer* und *spanischer* Sprache. Was dem glücklichen Deutschen vor dem Dreißigjährigen Kriege, dem starken und bildsamen Jahrhundert des Humanismus vorschwebte, eine einheitliche Sammlung der Meisterwerke aller Nationen zu besitzen, soll in dieser Zeit der leichteren technischen Möglichkeiten neu versucht werden. Daß wir ein solches Unternehmen gerade jetzt beginnen, wo sich die Welt gegen Deutschland verschließt, ist kein Zufall, denn eben in dem Augenblicke, wo es dem gebildeten Deutschen, der noch niemals, auch nicht in den Stunden des Krieges, den geistigen Zusammenhang mit den Kulturen Europas verloren hat, fast unmöglich geworden ist, vom Auslande Bücher zu beziehen, schien es uns Verlegerpflicht, diese Bücher selbst zu erschaffen, und zwar in solcher Form, daß die Ausgaben des Auslandes für uns überflüssig werden. Die erste Gruppe der fremdsprachlichen Ausgaben „*LIBRI LIBRORUM*“ umschließt die klassischen Werke der Weltliteratur: sie paßt sich äußerlich den Klassiker-Taschen-Ausgaben unseres Verlages an. *Dante*, *Homer*, das *Nibelungenlied*, *Raskolnikow*, *Faust*, die *Contes drolatiques*, alle diese nationalen Gipfelwerke erscheinen in schmalen, inhaltreichen Bänden auf Dünndruckpapier. Für Gedichtsammlungen, Anthologien und Werke mittleren Umfangs wurde ein neuer Rahmen in der „*BIBLIOTHECA MUNDI*“ geschaffen: *Baudelaires* „Fleurs du Mal“, die „Carmina“

des *Horaz*, die „Vida“ der *Santa Teresa* und *Byrons* Gedichte werden u. a. in ihr gedruckt. Die dritte Serie, „*PANDORA*“ genannt, die Novellen, Dramen oder Gedichtzyklen wie Shakespeares Sonette bringt, entspricht in Umfang, Ausstattung und Art der Auswahl der *INSEL-BÜCHEREI*. Inhaltlich stellen diese fremdsprachlichen Ausgaben der Meisterwerke der Weltliteratur ein organisches Ganzes dar, ausgewählt nach ihrer Lebendigkeit und Keimkraft für unsere, für alle Gegenwart. Auch kann man dieser Auswahl wohl einen schöpferischen Wert zusprechen durch die eigenartige Bindung bisher noch nicht vereinigter dichterischer Elemente. Die „*Helvetische Anthologie*“, die zum ersten Male die Lyrik der Schweiz in allen Landessprachen einschließlich der lateinischen Klosterdichtung und mittelalterlichen Troubadour-Dichtung umschließt, ist ebenso ohne Vorbild in ihrer Heimat wie die „*Hebräische Anthologie*“, die zum erstenmal aus vielfach unbekannten Handschriften und einzelnen Gruppen die ganze hebräische Lyrik seit dem Abschluß des Canons bis zur neuhebräischen Literatur ans Tageslicht bringt. Der „*Russische Parnaß*“ ist, da seit Jahren die heimischen Druckereien stocken, die einzige bis zu den Jüngsten reichende Gedichtanthologie in russischer Sprache. Im weiteren Fortschritt sollen noch manche solcher originalen Bände gefördert werden, eine Auswahl der Rinascimento-Dichtung, ferner eine lyrische Anthologie aller Nationen. Wir haben uns mit unserem Unternehmen an Deutschland und an die Welt gewandt, und in Deutschland und der Welt haben wir herzliche Zustimmung gefunden.

Gerhart Hauptmann schreibt: „*PANDORA* und *BIBLIOTHECA MUNDI* sind bewunderungswürdige

Unternehmungen, die, nach den mir freundlichst überlassenen Bänden zu schließen, glänzend in die Wege geleitet sind. Man bekommt einen hohen Respekt vor dem deutschen Buchhandel, der in solcher Zeit doppelt um sich greift und Weltideen verwirklicht. Hier ist friedliche Welteroberung. Die Quellen der Erde werden zusammengeleitet in einen tiefen Brunnen, aus dem nun alle Welt schöpfen kann, Heimatliches in der Fremde dargereicht und Fremdes heimatlich. Abgesehen von dem eminenten materiellen Wert des Bibliotheca-Mundi-Gedankens, muß, wenn alles weiter so gelingt, der ideelle Wert nach innen und nach außen unermeßlich sein. Man empfindet da etwas vom Morgenrot einer neuen Epoche."

Thomas Mann zitiert in einem Aufsatz über unser Unternehmen schöne Worte eines Ausländers: „Ich weiß nur eine Art, ein guter Europäer zu sein: mit Macht die Seele seiner Nation haben und sie mit Macht nähren von allem, was es Einzigartiges gibt in der Seele der andern Nationen, der befreundeten und feindlichen. Die feindlichen sind uns befreundet in dem, was sie Großes haben: wenn wir der Schönheit gehören, gehört die Schönheit uns und ihre schönsten Werke..."

Hugo von Hofmannsthal: „Indem der Insel-Verlag im gegenwärtigen Augenblick darangeht, in drei Publikationsreihen den literarischen Reichtum der andern großen Nationen neben den deutschen hinzustellen — und geschähe es auch nur, wie anders kaum möglich, in einer mehr symbolischen und hindeutenden als erschöpfend wirksamen Weise —, so hat er damit eine große und im strengsten Sinne deutsche Gebärde; diese haben zu können, supponiert von der Nation, als deren Vertreter ein Verleger wie jeder andere geistig Hervortretende sich nicht nur

empfinden darf, sondern empfinden muß und vom Auslande auch sehr scharf und achtsam empfunden wird — eine gereinigte Seelenverfassung, eine wirkliche Gelassenheit und den schönen Zustand, den der Lateiner mit Compos mentis bezeichnet: denn nur in dieser Verfassung ist man der vollen Gerechtigkeit gegen fremden Wert, der vollen und reinen Aufmerksamkeit fähig; und wer seiner Nation in einem Augenblick, wie dem gegenwärtigen, eine solche Gemütsverfassung nicht andichtet, sondern durch eine Handlung gleichsam stumm zu erkennen gibt, daß er vertraue und wisse, sie habe ihn, der huldigt ihr feiner und gibt von der Unzerstörbarkeit ihrer inneren Kräfte einen gewaltigeren Begriff, als der Eiferer mit der Feder in der Hand."

Der alte Meister europäischer Kritik, der seit einem halben Jahrhundert die Bücherwelt aller Nationen und Sprachen beschaut, *Georg Brandes*, schreibt: „Daß Ihr Unternehmen groß und gut ist, darüber herrscht kein Zweifel ... Es ist tapfer von Ihnen, in so trauriger Zeit den Mut zu fassen, ein so großartiges Unternehmen anzufangen." Aus Schweden sprachen uns *Selma Lagerlöf*, aus Frankreich *Romain Rolland*, aus England *Douglas Goldring*, aus Holland *Albert Verwey* ihr zuversichtliches Vertrauen für das Gelingen unseres Beginnens aus, und nichts an dieser Zustimmung war uns wertvoller als das Empfinden, daß wir — wie *Dirk Coster* es nun ausspricht — mit dieser Tat nicht uns, sondern dem deutschen Geiste dienen.

DER INSEL-VERLAG

B i s h e r e r s c h i e n e n :

BIBLIOTHECA MUNDI

Jeder Band in Pappband mit Pergamentverstärkung M. 35.—; in Halbleder Mark 70.—

★ Anthologia Hebraica (Hebräische Anthologie). *Erscheint Anfang 1922.*

★ Anthologia Helvetica (Schweizer Anthologie). Deutsche, lateinische, französische, italienische, rätoromanische Gedichte und Volkslieder.

★ Baudelaire: Les Fleurs du Mal.

★ Byron: Poems.

★ Kleist: Erzählungen.

★ Q. Horatii Flacci Opera.

★ Musset: Trois Drames (André del Sarto; Lorenzaccio; La Coupe et les Lèvres).

★ Napoléon: Documents, Discours, Lettres.

★ Русскій Парнассъ (Russischer Parnaß).

★ Santa Teresa: Libro de su Vida.

★ Stendhal: De l'Amour.

LIBRI LIBRORUM

Jeder Band auf Dünndruckpapier gedruckt und schmiegsam in Leinen oder Leder gebunden

★ Balzac: Les Contes drolatiques. In Leinen M. 40.–; in Leder M. 140.–

★ Dante: Opera Omnia. Enthaltend La Divina Commedia; Il Canzoniere, Vita Nuova, Il Convivio, sowie die lateinischen Schriften und Briefe. Mit einer Einleitung von B e n e d e t t o C r o c e. Zwei Bände. In Leinen M. 90.–; in Leder M. 280.–

★ Достоевскій: Преступленіе и Наказаніе. (D o s t o j e w s k y: Schuld und Sühne.) In Leinen M. 50.–; in Leder M. 150.–

★ Goethes Faust. Gesamtausgabe. Enthaltend Urfaust, Fragment (1790), Tragödie I. u. II. Teil, Paralipomena. In Leinen M. 35.–; in Leder M. 140.–

★ De Coster: Smetse Smee. (40)

★ Flaubert: Trois Contes. (43)

★ Galland: Les Aventures d'Haroun-al-Raschid. (Contes des Mille et une Nuits.) (29)

★ La Fontaine: Fables. Avec des gravures de Virgil Solis. (37)

★ Mérimée: Carmen. (24)

★ Molière: Le Malade Imaginaire. (2)

★ Musset: Le Fils du Titien. Mimi Pinson. (36)

★ Racine: Athalie. (14)

★ Stendhal: Vittoria Accoramboni. Les Cenci. (Nouvelles italiennes.) (9)

★ Françoys Villon: Le Testament. (27)

★ — Lais. Poésies diverses. Ballades en Jargon. (47)

★ Voltaire: Zadig. (32)

Italienisch

★ Boccaccio: Sei Novelle. Con incisioni. (33)

★ Boccaccio: Vita di Dante. (42)

★ Dante: Vita Nuova. (46)

★ Fioretti di San Francesco. (51)

★ Leopardi: Pensieri. (6)

★ Petrarca: Trionfi. (20)

Lateinisch

★ Tacitus: Germania. (7)

★ Jacobus a Voragine: Legenda aurea. (48)

Russisch

★ Н. В. Гоголь: Шинель. Носъ. (Gogol: Der Mantel. Die Nase.) (41)

★ Достоевскій: Великій инквизиторъ. чортъ. кошмаръ ивана Өедоровича. (Dostojewski: Der Großinquisitor. Iwans Alp.) (25)

★ Л. Н. Толстой: Народные разсказы. (Tolstoi: Volkserzählungen.) (45)

★ Тургеневъ: Стихотворенія въ прозѣ. (Turgenjeff: Gedichte in Prosa.) (39)

★ Нѣмецкіе Поэты въ русскихъ переводахъ. (Deutsche Dichter in russischen Übertragungen.) (49)

Spanisch

★ Calderon: La Vida es Sueño. (5)

★ Cervantes: Rinconete y Cortadillo. (23)

Die Bücher sind durch jede gute Buchhandlung zu beziehen; wo eine solche nicht vorhanden ist, direkt vom Verlag (Leipzig, Kurze Straße 7)

DER INSEL-VERLAG

Spamer, Leipzig

I. V. 439

(Dostojewski:) Die Teufel. Drei Bände.

— Werdejahre. Zwei Bände.

— Die Brüder Karamasoff. 11.–20. Tausend. Drei Bände.

Georges Eekhoud: Das neue Karthago. Roman aus dem heutigen Antwerpen. Übertragen von Tony Kellen.

Flaubert: Frau Bovary. Übertragen von Arthur Schurig. 26.–30. Tausend.

— Salambo. Ein Roman aus dem alten Karthago. Übertragen von Arthur Schurig. 21.–25. Tausend.

Louise von François: Frau Erdmuthens Zwillingssöhne. Ein Roman aus der Zeit der Freiheitskriege. 16.–20. Tausend.

— Die letzte Reckenburgerin. 49.–58. Tausend.

Jeremias Gotthelf: Wie Uli der Knecht glücklich wird. 11.–15. Tausend.

E. T. A. Hoffmann: Der goldne Topf. – Klein Zaches. – Meister Martin der Küfner und seine Gesellen. 11.–15. Tausend.

Jens Peter Jacobsen: Frau Marie Grubbe. Übertragen von Mathilde Mann. 21.–25. Tausend.

— Niels Lyhne. Übertragen von Anka Matthiesen. 31.–40. Tausend.

Selma Lagerlöf: Gösta Berling. Erzählung aus dem alten Wermland. Übertragen von Mathilde Mann. 35.–42. Tausend. Zwei Bände.

Jonas Lie: Die Familie auf Gilje. Roman aus dem Leben unserer Zeit. Übertragen von Mathilde Mann.

Wilhelm Meinhold: Maria Schweidler, die Bernsteinhexe. Der interessanteste aller bisher bekannten Hexenprozesse, nach einer defekten Handschrift ihres Vaters herausgegeben.

Eduard Mörike: Maler Nolten. In ursprünglicher Gestalt. 11.–15. Tausend.

Karl Philipp Moritz: Anton Reiser. Ein psychologischer Roman. 6.–10. Tausend.

Henri Murger: Die Bohême. Szenen aus dem Pariser Künstlerleben. Übertragen von Felix Paul Greve. 16.–20. Tausend.

Scheffel: Ekkehard. Eine Geschichte aus dem 10. Jahrhundert. 26.–35. Tausend.



Walter Scott: Ivanhoe. In der Übersetzung von L. Tafel. 11.–15. Tausend.

– Der Talisman. In der revidierten Übertragung von August Schäfer. 11.–15. Tausend.

Charles Sealsfield (Karl Postl): Das Kajütenbuch. (Ein Roman aus Texas.) 11.–15. Tausend.

Stijn Streuvels: Der Flachsacker. Aus dem Flämischen übertragen von Severin Rüttgers.

August Strindberg: Am Meer. Übertragen von Mathilde Mann.

– Die Leute auf Hemsö. Übertragen von Mathilde Mann. 11.–20. Tausend.

Thackeray: Die Geschichte des Henry Esmond, von ihm selbst erzählt. Übertragen von E. v. Schorn.

Ludwig Tieck: Vittoria Accorombona. Ein Roman aus der Renaissance.

Claude Tillier: Mein Onkel Benjamin. Übertragen von Rudolf G. Binding. 11.–15. Tausend.

Tolstoi: Anna Karenina. Übertragen von H. Röhl. 11.–20. Tausend. Zwei Bände.

– Auferstehung. Übertragen von Adolf Heß. 11.–20. Tausend.

– Krieg und Frieden. Übertragen von H. Röhl. 9.–13. Tausend. Vier Bände.

Turgenjeff: Väter und Söhne. In der vom Dichter selbst revidierten Übertragung. 11.–15. Tausend.

Wilhelm Weigand: Die Frankenthaler. 11.–15. Tausend.

Oskar Wilde: Das Bildnis des Dorian Gray. Übertragen von Hedwig Lachmann und Gustav Landauer. 16.–25. Tausend.

Der Dom

Bücher der deutschen Mystik. In Verbindung mit Josef Bernhart, Alois Bernt, Johannes Bühler, Max Fischer, Max Pulver, Johannes Schmidt, Karl Widmaier herausgegeben von Hans Kayser.

Theologia deutsch. Herausgegeben und mit einer ausführlichen Einleitung über das Wesen der Mystik versehen von Josef Bernhart. In Halbleinen M. 34.–; in Halbpergament M. 56.–.

Gustav Th. Fechner: Zend-Avesta Herausgegeben von Max Fischer. In Halbleinen M. 36.–; in Halbpergament M. 60.–.

Jakob Böhme: Ausgewählte Schriften. Herausgegeben von Hans Kayser. In Halbleinen M. 40.–; in Halbpergament M. 66.–.

Theophrastus Paracelsus: Schriften. Herausgegeben von Hans Kayser. In Halbleinen M. 70.–; in Halbpergament M. 96.–.

Franz von Baader: Schriften. Herausgegeben von Max Pulver. In Halbleinen M. 50.–; in Halbpergament M. 75.–.

J. G. Hamann: Schriften. Herausgegeben von Karl Widmaier. In Halbleinen M. 50.–; in Halbpergament M. 75.–.

Ausführliche Ankündigungen über die vorerst auf etwa zwölf Bände berechnete Sammlung stehen zur Verfügung.

Bibliotheca Mundi

(In den Ursprachen)

Jeder Band in Pappband mit Pergamentverstärkung M. 35.–; in Halbleder M. 70.–.

Anthologia Helvetica (Schweizer Anthologie). Deutsche, lateinische, französische, italienische, rätoromanische Gedichte und Volkslieder.

Baudelaire: Les Fleurs du Mal.

Byron: Poems.

Kleist: Erzählungen.

Musset: Trois Drames (André del Sarto; Lorenzaccio; La Coupe et les Lèvres).

Русскій Парнассъ (Russischer Parnaß).

Santa Teresa: Libro de su Vida.

Stendhal: De l'Amour.

Q. Horati Flacci Opera.

Napoléon: Documents. Discours. Lettres.

Libri Librorum

(In den Ursprachen)

Jeder Band auf Dünndruckpapier gedruckt und schmiegsam in Leinen und Leder gebunden

Balzac: Les Contes Drolatiques. In Leinen M. 40.—; in Leder M. 140.—.

Достоевскій: Преступленіе и Наказаніе. (Dostojewski: Schuld und Sühne.) In Leinen M. 50.—; in Leder M. 150.—.

Dante: Opera Omnia. Enthaltend La Divina Commedia; Il Canzoniere, Vita Nuova, Il Convivio, sowie die lateinischen Schriften und Briefe. Mit einer Einleitung von Benedetto Croce. Zwei Bände. In Leinen M. 90.—; in Leder M. 280.—.

ΟΜΗΡΟΥ ΕΠΗ. (ΙΛΙΑΣ. ΟΔΥΣΣΕΙΑ.) Herausgegeben von Paul Cauer. In Leinen M. 60.—; in Leder M. 160.—.

Der Nibelunge Not. Kudrun. Herausgegeben von Eduard Sievers. In Leinen M. 40.—; in Leder M. 140.—.

Goethes Faust. Gesamtausgabe. Enthaltend Urfaust, Fragment (1790), Tragödie I. u. II. Teil, Paralipomena. In Leinen M. 35.—; in Leder M. 140.—.

Pandora

(In den Ursprachen)

Jeder Band gebunden (nach Art der Insel-Bücherei) M. 5.—.
Bisher erschienen 52 Bände

Amerikanisch

Great Political Documents of the United States of America. (52)

Emerson: On Nature, with Goethes Natur. (4)

Irving: Christmas at Bracebridge Hall. (Sketches.) (10)

Longfellow: Evangeline. (18)

Poe: The Raven and other Poems, preceded by The Philosophy of Composition. (38)

Deutsch

Angelus Silesius: Aus dem Cherubinischen Wandersmann und den geistlichen Hirtenliedern. (34)

Eichendorff: Aus dem Leben eines Taugenichts. (8)

Goethe: Hermann und Dorothea. (16)

Gotthelf: Das Erdbeeri-Mareili. (30)

E. T. A. Hoffmann: Das Fräulein von Scuderi. (35)

Kant: Zum ewigen Frieden. (3)

Schiller: Wilhelm Tell. (12)

Stifter: Der Waldsteig. (31)

Englisch

Elizabeth Barrett-Browning: Sonnets from the Portuguese. (17)

Byron: Marino Faliero. (15)

Dickens: A Christmas Carol. With illustrations by John Leech. (13)

The Summoning of Everyman. (50)

Macaulay: Essay on William Pitt. (19)

Milton: Minor Poems. (28)

Pope: The Rape of the Lock. (11)

Shakespeare: Sonnets. (1)

Shelley: The Cenci. (22)

Französisch

Balzac: Jésus-Christ en Flandre. Le Chef-d'œuvre inconnu. (26)

Bossuet: Deux Oraisons Funèbres. (44)

Corneille: Le Menteur. (21)

De Coster: Smetse Smee. (40)

Flaubert: Trois Contes. (43)

Galland: Les Aventures d'Haroun al-Raschid. (Contes des Mille et une Nuits.) (29)

La Fontaine: Fables. Avec des gravures de Virgil Solis. (37)

Mérimée: Carmen. (24)

Molière: Le Malade Imaginaire. (2)

Musset: Le Fils du Titien. Mimi Pinson. (36)

Racine: Athalie. (14)

Stendhal: Vittoria Accoramboni. Les Cenci. (Nouvelles italiennes.) (9)

Françoys Villon: Le Testament. (27) Lais. Poésies diverses. Ballades en Jargon. (47)

Voltaire: Zadig. (32)

Italienisch

Boccaccio: Sei Novelle. Con incisioni. (33)

Boccaccio: Vita di Dante. (42)

Dante: Vita Nuova. (46)

Fioretti di San Francesco. (51)

Leopardi: Pensieri. (6)

Petrarca: Trionfi. (20)

Lateinisch

Tacitus: Germania. (7)

Jacobus a Voragine: Legenda aurea. (48)

Russisch

Н. В. Гоголь: Шинель. Носъ. (**Gogol:** Der Mantel. Die Nase.) (41)

Достоевскій: Великій инквизиторъ чортъ. кошмаръ ивана Ѳедоровича. (**Dostojewski.** Der Großinquisitor. Iwans Alp.) (25)

Л. Н. Толстой: Народные разсказы. (**Tolstoi:** Volkserzählungen.) (45)

Тургеневъ: Стихотворенія въ прозѣ. (**Turgenjeff:** Gedichte in Prosa.) (39)

Нѣмецкіе Поэты въ русскихъ переводахъ. (Deutsche Dichter in russischen Übertragungen.) (49)

Spanisch

Calderon: La Vida es Sueño. (5)

Cervantes: Rinconete y Cortadillo. (23)

Die Insel-Bücherei

Jeder Band gebunden Mark 5.—.

Die Sammlung umfaßt bisher 339 Bände und enthält Novellen, Erzählungen, Volksbücher, Dramen, Gedichte, Sprüche, Briefe, Memoiren, Kunstbücher und Essays aller Völker und Zeiten. Sonderverzeichnisse stehen unberechnet zur Verfügung.

Inhalt

Text

Bilder

Germanen auf der Wanderung. Siegesdenkmal von Adam-Clisi in der Dobrudscha.

F. A. Cazals: Paul Verlaine auf dem Totenbett.

W. Schadow: Clemens Brentano. (Aus dem Buche „Clemens Brentano und Minna Reichenbach".)

Daniel Chodowiecki: Blatt aus dem Stammbuch Zingg. (Eine Faksimile-Ausgabe dieses schönsten aller bekannten Stammbücher erscheint im Laufe des Jahres 1922 im Insel-Verlag.)

Druck vom
Bibliographischen Institut
in Leipzig



